

JOY FIELDING

SAG MAMI GOOD
BYE

ROMAN



Inhaltsverzeichnis

Buch

Autorin

Joy Fielding bei Goldmann

Die Vergangenheit

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Die Gegenwart

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Copyright](#)

Buch

Donna und Victor haben nach frustrierenden Ehejahren endlich die Scheidung hinter sich gebracht. Es sieht so aus, als würde nun langsam wieder Friede in Donnas Leben einkehren, als etwas Unfaßbares geschieht: Nachdem Victor die beiden gemeinsamen Kinder zu einem Ausflug abgeholt hat, verschwindet er spurlos. Von nun an sind Adam und Sharon Spielbälle in einem psychologischen Krieg, den sie nicht begreifen und in dem sie nur verlieren können. Für Donna beginnt eine verzweifelte Suche, die sie quer durch Amerika führt...

Autorin

Joy Fielding lebt mit ihrem Mann und zwei Töchtern abwechselnd in Toronto und Palm Beach, Florida. Schon während ihrer Highschool- und College-Zeit träumt sie von einer Karriere als Schriftstellerin. Ihre bisher veröffentlichten Krimis wurden alle zu Erfolgstiteln. Mit *Lauf Jane, lauf!* gelang ihr schließlich der große Durchbruch als internationale Bestsellerautorin.

Joy Fielding bei Goldmann

- Ein mörderischer Sommer. Roman (42870/5287)
- Lebenslang ist nicht genug. Roman (42869/5398)
- Am seidenen Faden. Roman (44370/5498)
- Zähl nicht die Stunden. Roman (45405)
- Nur wenn du mich liebst. Roman (45642)
- Bevor der Abend kommt. Roman (45734)
- Tanz, Püppchen, tanz. Roman (46536)
- Schlaf nicht, wenn es dunkel wird. Roman (46173)

Die Vergangenheit

»Könnten Sie das ein wenig konkretisieren, wenn Sie von
»sonderbarem Verhalten« rechen?«

»Konkretisieren?«

Der Anwalt ließ ein Lächeln wohlgeübter Geduld sehen, und seine Stimme war voller Verständnis, als er fortfuhr:

»Ja. Könnten Sie uns vielleicht Beispiele nennen für das, was Sie uns beschrieben haben als sonderbares Verhalten Ihrer Frau im Laufe der letzten Jahre?«

»Oh, ja. Gewiß.« Der Mann nickte.

Wie erstarrt saß Donna Cressy auf ihrem Stuhl, und voll Anspannung beobachtete sie den Mann im Zeugenstand – ihn, der sechs Jahre lang ihr Ehemann gewesen war: Victor Cressy, achtunddreißig, fünf Jahre älter als sie. Unbeirrt fuhr er fort, ihr Selbstbewußtsein zu zerstören, Stück für Stück, Atom für Atom (wie Aschenstäubchen aus dem Ofen eines Krematoriums). Alles wurde seziert: jedes Wort, das sie in ihrer Ehe jemals geäußert hatte, selbst der Tonfall, die kleinste Nuance. Es schien nichts zu geben als eine Interpretation oder, anders ausgedrückt, den Blick durch seine Brille. Sie fühlte sich versucht zu lächeln. Warum auch hätte es bei der Scheidung anders sein sollen als während ihrer Ehe.

Sie betrachtete sein Gesicht und wünschte, sie könnte so sein wie eine der Frauen, von denen sie so oft gelesen

hatte: die beim Blick auf den einstigen Ehemann oder Geliebten nicht mehr verstehen konnten, was sie in *dem* denn je gesehen haben mochten. Was sie selbst betraf, so sah sie noch immer alles genau wie damals – das attraktive, freundlich wirkende Gesicht mit den nachdenklichen blauen Augen, dem fast schwarzen Haar, dem vollen Mund. Bei aller Sensibilität besaß es auch etwas Herrisches, und die Stimme war die Stimme eines Mannes, der sich Respekt zu verschaffen verstand, aber auch Respekt zollte.

»Sie hörte auf, Auto zu fahren«, sagte Victor wie verwundert. Offenbar war dies etwas, das über sein Begriffsvermögen ging. »Hörte auf – ja, wieso denn?« hakte der Anwalt nach. »Hatte sie einen Unfall gehabt?«

Er war wirklich ein ausgezeichneter Anwalt, mußte Donna zugeben. Hatte Victor nicht sogar gesagt, er sei der beste in ganz Florida? Verwundern konnte das kaum. Für Victor war das Beste immer gerade gut genug. Anfangs hatte sie das an ihm bewundert, später mehr und mehr verabscheut. Schien es nicht unfaßbar, daß man das, was man einmal geliebt, am Ende verachten konnte?

Komisch eigentlich. Komisch, daß der routinierte Anwalt und sein Mandant die einstudierte Szene so »brachten«, daß alles ganz spontan wirkte. Von ihrem eigenen Anwalt wußte sie: Ein guter »Mann vom Fach« stellt niemals eine Frage, deren Beantwortung er nicht im voraus kennt. Auch ihr Anwalt genoß einen ausgezeichneten Ruf als Jurist – konnte jedoch mit Victors Anwalt nicht ganz mithalten.

»Nein. In all den Jahren, die ich sie kannte, hatte sie

niemals einen Unfall«, erwiderte Victor. »Mit sechzehn lernte sie fahren, und soweit ich weiß, geht nicht einmal eine Delle im Kotflügel auf ihr Konto.«

»Wie war das nach der Heirat? Ist sie damals viel gefahren?«

»Aber ja, dauernd. Zu unserem zweiten Hochzeitstag kaufte ich ihr ein Auto, einen kleinen Toyota. Sie war überglücklich.«

»Und eines Tages hörte sie plötzlich mit dem Fahren auf?«

»Ganz recht. Urplötzlich weigerte sie sich. Wollte sich nicht mehr ans Lenkrad setzen.«

»Gab sie irgendeine Erklärung dafür?«

»Sie sagte, sie wolle nicht mehr fahren.«

Ed Gerber, Victors Anwalt, hob die Augenbrauen, runzelte die Stirn und spitzte die Lippen. Ein Meister der Mimik, dachte Donna. »Wann genau war das?«

»Vor ungefähr zwei Jahren. Nein. Ist vielleicht schon ein wenig länger her. Muß so um die Zeit gewesen sein, als sie mit Sharon schwanger war. Sharon ist jetzt sechzehn Monate alt. Ja, doch, vor ungefähr zwei Jahren.« Seine Stimme klang tief und nachdenklich.

»Hat sie seither wieder ein Auto gefahren?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und eine mögliche Ursache für dieses Verhalten ist Ihnen nicht bekannt?«

»Ganz recht. Allerdings...«, er hielt inne, schien nicht recht zu wissen, ob er fortfahren sollte, »einmal habe ich beobachtet, wie sie sich ans Lenkrad setzte. Das war etwa

vor einem Jahr, und sie dachte, ich schliefe noch...«

»...schliefen noch? Welche Uhrzeit war es denn?«

»Kurz nach drei Uhr morgens.«

»Was suchte sie dort draußen, um drei Uhr morgens?«

»Einspruch.« Er kam von ihrem Anwalt. Mr. Stamler. Mr. Stamler und Mr. Gerber glichen einander fast wie ein Ei dem anderen. Gleiche Größe, gleicher Körperbau, etwa das gleiche Alter. Ja, sie schienen austauschbar. Allerdings: Victor hatte ihr gesagt, sein Mr. Gerber sei der bessere.

»Ich ziehe die Frage zurück. Wie war Ihre Frau zu diesem Zeitpunkt gekleidet?«

»Sie trug ein Nachthemd.«

»Und wo befanden sich die Kinder?«

»Im Haus. Sie schliefen.«

»Würden Sie bitte genau schildern, was Sie an jenem Morgen beobachteten?«

Victor schien perplex. Und Donna sah deutlich, daß seine Verwirrung nicht gespielt war. Vergib ihnen, Vater, dachte sie unwillkürlich, denn sie wissen nicht, was sie tun. Victor hatte geschworen, die Wahrheit zu sagen. Und er sagte sie – so wie er sie sah. So wie er sie wußte. Seine Wahrheit, nicht ihre. Ihre Chance würde später kommen. Ihre letzte Chance.

»Ich hörte die Haustür zuklappen und blickte durch das Fenster zum Parkplatz. Donna schloß das Auto auf und stieg ein. Ich war überrascht. Offenbar wollte sie nun doch wieder selbst fahren – und dazu noch um drei Uhr nachts. Wo mochte sie um diese Zeit nur hinwollen? Das war

lange, ehe ich das mit Dr. Segal erfuhr, natürlich.«

»Einspruch. Nichts weist darauf hin, daß Mrs. Cressy an diesem Morgen die Absicht hatte, sich mit Dr. Segal zu treffen.«

»Stattgegeben.« Der Richter. Gleiche Größe und so ziemlich gleicher Körperbau wie Mr. Stamler und Mr. Gerber. Ungefähr zwanzig Jahre älter.

»Ist Mrs. Cressy überhaupt irgendwohin gefahren?«

»Nein. Sie steckte den Schlüssel ins Zündschloß, und dann saß sie dort, als könne sie sich nicht bewegen. Plötzlich begann sie zu zittern. Am ganzen Körper. Sie saß dort und zitterte. Schließlich stellte sie den Motor ab und kehrte ins Haus zurück. Ich ging ins Wohnzimmer, um nach ihr zu sehen. Sie hatte ganz offensichtlich geweint. Ich fragte sie, was denn los sei.«

»Und welche Antwort gab sie Ihnen?«

»Ich solle wieder ins Bett gehen. Und dann ging sie in ihr eigenes Zimmer zurück.«

»Ihr eigenes Zimmer? Sie hatten getrennte Schlafzimmer?«

»Ja.«

Das Eingeständnis schien Victor überaus peinlich zu sein.

»Wie kam es dazu?«

»Es war Donnas Wunsch.«

»Von Anfang an?«

»Nein. Oh, nein.« Er lächelte. »Wir haben zwei Kinder, vergessen Sie das nicht.« Auch Mr. Gerber lächelte. Und wenn nicht alles täuschte, lächelte sogar der Richter. Nur

Donna blieb ungerührt. »Nein, sie, äh, sagte mir, sie würde nicht mehr mit mir schlafen – und das war an dem Tag, wo sie entdeckte, daß sie mit unserem zweiten Kind schwanger war.«

»Fanden Sie diese Erklärung nicht – sonderbar?«

»Nicht allzu sehr. In dieser Hinsicht war sie schon seit längerer Zeit mehr als zurückhaltend. Von wenigen Ausnahmen abgesehen.« Sein Lächeln war das eines traurigen Welpen. Donna hätte ihm ins Gesicht schlagen können.

»Ihre Frau verweigerte Ihnen also den Geschlechtsverkehr?«

»Ja, Sir.« Fast unhörbar.

»Hat Sie Ihnen einen Grund dafür genannt?« Weshalb fragt der dauernd nach Ursachen, nach Gründen, dachte Donna.

»Anfangs sagte sie, sie sei einfach zu müde, wo sie sich doch unentwegt um Adam kümmern müsse – er ist inzwischen vier.«

Ungläubig starrte Donna Victor an. Hatte er ihr nicht einmal gesagt, er besitze das Talent, den Eskimos einen Kühlschrank zu verkaufen oder den Arabern Sand? In der Tat war er ja seit fünf Jahren bei Prudential der Top-Versicherungsagent. Was sie im Augenblick erlebte, kam schon einem kleinen schauspielerischen Wunder gleich: Da verwandelte sich ein Yankee aus Connecticut in einen Ureinheimischen des Südens, Palm Beach, Florida. Selbst in seiner Sprechweise klang der behäbigere Dialekt durch. Nun ja, praktisch hatte sie ihm das seit acht Jahren

abgekauft.

Seine Stimme klang in ihr nach. »... wo sie sich doch unentwegt um Adam kümmern müsse.« Normalerweise hätte sich ein Victor Cressy nie so ausgedrückt. »... *weil* sie sich« oder »da sie sich« – das hätte seiner üblichen Ausdrucksweise entsprochen. Und dann noch der kurze, gefühlvolle Nachsatz: »...er ist inzwischen vier.« Das war genau die richtige Dosis Schmalz; Land-Schmalz, wenn man so wollte. Aber war sie nicht mit Pauken und Trompeten darauf reingefallen? Genauso wie jetzt, augenscheinlich, der Richter.

Für einen Augenblick stieg Panik in ihr auf. Rasch wandte sie sich um, blickte zu Mel. Ja, dort war er, und er lächelte. Dennoch wirkte er verwirrt. Genauso verwirrt, wie sie sich selbst fühlte. Sie drehte den Kopf zurück, starnte wieder zum Zeugenstand. Und zum erstenmal ließ sie in sich einen Gedanken aufsteigen, der von ihr konsequent unterdrückt worden war, seit sie Victor verlassen hatte – daß am Ende er Sieger bleiben könne. Weniger was die Scheidungsklage als solche betraf; es war ihr ziemlich gleichgültig, wer hierbei als schuldiger Teil gelten würde (schließlich war es ja eine Tatsache, daß sie Ehebruch begangen hatte). Doch während der behäbige und weiche südliche Dialekt aus Victors Mund an ihr Ohr drang, schien urplötzlich dies eine mögliche Realität zu werden: daß sie ihre Kinder verlieren könne – das einzige, was sie in den letzten sorgenvollen Jahren sozusagen über Wasser gehalten hatte, und gewissermaßen auch bei Verstand.

Bei Verstand?

Victor schien da anderer Meinung. »Und dann war sie natürlich so oft krank.«

»Krank?«

»Nun ja – sie schien eine Erkältung nach der anderen zu haben, und wenn es keine Erkältung war, dann war es die Grippe. Tagelang lag sie im Bett.«

»Und wer kümmerte sich um die Kinder?«

»Mrs. Adilman von nebenan. Sie ist Witwe, und sie schaute bei uns herein.«

»Hat Mrs. Cressy einen Arzt aufgesucht?«

Victors Lächeln war eine säuberliche Mischung aus Ironie und Bedauern. »Anfangs konsultierte sie unseren alten Hausarzt, Dr. Mitchelson. Als der sich dann ins Privatleben zurückzog, konsultierte sie fortan nur noch ihren Gynäkologen, Dr. Harris. Bis sie dann Dr. Segal traf. Plötzlich wurde er der Hausarzt.«

»Dr. Melvin Segal?«

»Er behandelte Ihre Frau?«

»Und meine Kinder.«

»Sie hatten keinen Spezialisten – keinen Kinderarzt?«

Zum erstenmal an diesem Vormittag klang aus Victors Stimme so etwas wie Zorn. Es war überaus wirksam. »An sich hatten wir einen ausgezeichneten Kinderarzt. Den besten. Dr. Wellington, Paul Wellington. Aber Donna bestand darauf – und sie war in diesem Punkt absolut unnachgiebig -, daß Sharon und Adam von Dr. Segal untersucht wurden.«

»Gab sie dafür irgendeine Erklärung?« Wieder die Ursachen, die Gründe.

»Nun, jedenfalls keine befriedigende.«

Der Rechtsanwalt legte eine Pause ein. Er glich einem Wanderer, der eine Weggabelung erreicht hatte und sich nunmehr entscheiden mußte. Sollte er jenen Pfad wählen, bei dem er sich auf Donnas eheliche Untreue kaprizierte? Oder war es ratsamer, sich auf Donnas absonderliches Verhalten zu stützen? Augenscheinlich entschied er sich für das letztere – und war offenbar der Meinung, gegebenenfalls später auf den anderen Pfad ausweichen zu können.

»Etwas später würde ich gern wieder auf Dr. Segal zurückkommen«, fuhr Mr. Gerber fort, während er seine Stirn glättete und seine Lippen zu absonderlichen Formen stülpte. »Doch jetzt möchte ich, daß Sie sich auf jene Handlungen Ihrer Frau konzentrieren, die Ihnen merkwürdig vorkamen. Können Sie uns einige weitere Beispiele nennen?«

Victor blickte zu Donna, senkte sodann den Kopf. »Nun«, begann er zögernd, »unmittelbar nach Sharons Geburt gab es eine Zeit, wo sie ihr eigenes Aussehen haßte und sich entschloß, ihr Haar umzufärben.«

»Nach allem, was ich über Frauen weiß, ist das nicht gerade ungewöhnlich«, sagte Mr. Gerber und ließ ein leises, herablassendes Kichern hören. Victor war klug genug, nicht miteinzustimmen. Er ließ die präzise berechnete Unterbrechung seines Anwalts über sich ergehen und fuhr dann in seinem Bericht fort, wobei er zum Ende hin das Tempo immer mehr beschleunigte. »In der Tat«, stimmte er zunächst einmal zu, »wäre es im Grunde

keineswegs ungewöhnlich gewesen, und anfangs dachte ich mir auch gar nichts dabei – außer daß mir ihr Haar immer lang und natürlich am besten gefallen hatte, und das wußte sie auch.« Pause. Wirken lassen. *Absichtlich* hatte sie etwas geändert, obschon sie wußte, daß der ursprüngliche Zustand bevorzugt wurde. »Zuerst färbte sie nur ein paar Strähnen, so daß es noch immer braun war, mit – wie soll ich sagen – ein paar blonden Glanzlichtern darin. Das sah gar nicht übel aus, aber nach ungefähr einer Woche entschloß sie sich zu einer weiteren Änderung. Plötzlich war sie fast völlig blond, mit wenigen braunen Strähnen. Als nächstes entschied sie, daß langes Haar ganz blond vielleicht wirkungsvoller wäre; also färbte sie es fast weißblond. Aber dann beklagte sie sich darüber, daß es von der Sonne eine gelbliche Farbe bekomme. Also war die nächste Phase Rotblond, bis sie sich absolut für Rot entschied.« Er hielt inne, um Atem zu holen. Donna erinnerte sich. Erinnerte sich an das Rot. Sie hatte gehofft, wie ein Star auszusehen. Statt dessen sah sie dann aus wie ein armes Waisenkind. »Das Rot dauerte auch nicht länger als die anderen Varianten, und bald war sie bei Kastanienbraun und schließlich sogar Schwarz angelangt. Unter diesem fortwährenden Umfärben hatte ihr Haar so sehr gelitten, daß sie es kürzer tragen mußte, etwa bis zum Kinn. Es bekam wieder seine natürliche Farbe, die gleiche wie jetzt, und es stand ihr großartig. Das sagte ich ihr auch; als sie aber am nächsten Morgen ins Frühstückszimmer kam, erkannte ich sie zunächst gar nicht. Sie sah aus wie die Insassin eines Konzentrationslagers, derart kurz hatte

sie ihr Haar geschoren, und sie war so dünn.« Wie ratlos schüttelte er den Kopf.

»Was meinten ihre Freundinnen zu diesen dauernden Veränderungen?« fragte Mr. Gerber.

Sofort beugte sich Donnas Anwalt ein winziges Stück vor. Gar kein Zweifel: Bei der leisesten Andeutung, daß irgendeine Aussage bloß auf »Hörensagen« beruhte, würde er sofort Einspruch erheben.

»Nun«, erwiderte Victor vorsichtig, »zu dieser Zeit hatte sie nicht viele Freundschaften. Zumindest kam niemand ins Haus.« Wirkungsvolle Pause. Kurzer Blick auf Mel. »Allerdings – einmal hat Mrs. Adilman mich gefragt, ob mit Donna alles in Ordnung sei.«

»Einspruch. Hörensagen.«

»Stattgegeben.«

Victor wartete darauf, daß ihm sein Anwalt weitere Stichworte zuspielte. Was dieser auch tat, geschickt, behutsam.

»Was dachten Sie denn über all diese Veränderungen, Mr. Cressy?«

»Ich hoffte ganz einfach, daß es sich bloß um eine Phase handelte, die sie nach der Entbindung durchmachte. Ich hatte gehört, daß Frauen mitunter ein wenig unzurechnungsfähig werden nach...«

»Einspruch, Euer Ehren. Also wirklich...«

»Stattgegeben. Sie bewegen sich da auf gefährlichem Terrain, Mr. Gerber.«

Mr. Gerber demonstrierte leise Zerknirschung. Er senkte den Kopf, und in dieser Haltung stellte er die nächste

Frage.

»Mit der Zeit wurde es wieder besser?«

»Nein, es wurde schlimmer.«

Donna spürte, wie ihr Fuß einzuschlafen begann. Unmittelbar vor Sonnenaufgang ist es immer am dunkelsten, hatte ihre Mutter einmal gesagt. Aus irgendeinem Grund fiel ihr diese Bemerkung jetzt ein. Sie fühlte das Kribbeln, bewegte die Zehen. Unwillkürlich mußte sie lächeln. Immerhin bewies das Kribbeln, daß dort Nerven waren – daß sie also noch lebte.

Deutlich bemerkte sie, wie sich Victors Augen verengten; er hatte ihr Lächeln gesehen, und sein Blick drückte gleichzeitig Frage und Mißbilligung aus. Du Dreckskerl, dachte sie, und am liebsten hätte sie es laut geschrien. Aber das war natürlich unmöglich. Schließlich ging es darum, den Herren hier zu beweisen, daß sie eine *richtige* Mutter war: ein Wesen, das Kinder nicht nur in die Welt setzen, sondern auch großziehen konnte. Victors Stimme klang wie ein Surren, das unentwegt fortdauerte. Er sprach von Mißhelligkeiten, von Demütigungen, von irgendwelchen Dingen, die sie ihm angeblich angetan. Sie wollte keine Gäste bei sich haben, nicht einmal Geschäftspartner oder potentielle Kunden. Hatten sie ihrerseits Partys besucht (wogegen sie nichts einzuwenden hatte), so sei sie sarkastisch und taktlos gewesen und habe an ihm kein gutes Haar gelassen. Oder aber: Sie verfiel ins andere Extrem und sprach den ganzen Abend praktisch kein Wort. Ein wahrer Alptraum sei es gewesen. Nie habe er gewußt, wie sie reagieren würde. Niemand

wußte es.

Und dann diese andere Sache: das mit dem Hausputz.

Victor verstand es, die Geschichte so zu erzählen, als höre er sie selbst zum erstenmal. »Das fing nach Sharons Geburt an. Sie mußte mitten in der Nacht aufstehen, um das Kind zu stillen. Das war regelmäßig so gegen zwei Uhr früh. Sie steckte die Kleine dann wieder ins Bett, aber statt sich selbst wieder schlafen zu legen, begann sie aufzuräumen und sauberzumachen. Wohnzimmer, Speisezimmer, Küche. Manchmal wischte sie sogar den Küchenfußboden. Bald mußte Sharon nachts nicht mehr gestillt werden. Trotzdem stand Donna weiterhin in aller Frühe auf, gegen zwei oder drei Uhr, und beschäftigte sich wenigstens eine Stunde lang mit Hausputz. Als ich einmal in die Küche kam, spülte sie das Geschirr.« Er hielt einen Augenblick inne, fuhr dann wie bedrückt fort: »Dabei haben wir eine Geschirrspülmaschine.«

Wer war diese absonderliche Dame, von der da gesprochen wurde? dachte Donna. Eine Mrs. Victor Cressy? Nun, die war wohl in der Tat unzurechnungsfähig gewesen.

Ihre Gedanken gingen zurück in jene Zeit, als das Wort Hölle für sie mehr geworden war als ein abstrakter Begriff. Etwa sechsundzwanzig mochte sie damals gewesen sein, alleinstehend, ihre Freiheit und Selbständigkeit genießend. Sie hatte viele Verabredungen, mal mit diesem, mal mit jenem. Eine Gruppe von Kollegen bei der McFaddon-Werbeagentur beschloß, am 4. Juli, dem Unabhängigkeitstag, zu einem gemeinsamen Wochenende

in ein Haus in Meeresnähe zu fahren. Es gehörte den Eltern eines Angestellten, die den Sommer weiter nördlich verbrachten; sie war mit von der Partie und genoß die Sache sehr – bis sie dann zum Küchendienst abbeordert wurde. Von Mitternacht bis zwei Uhr früh war sie mit Geschirrspülen beschäftigt – die Geschirrspülmaschine hatte beschlossen, übers Wochenende gleichfalls zu »feiern«.

Sie spülte und spülte. Im heißen Wasser und in der Seifenlauge schienen ihre Hände buchstäblich zu schrumpfen; und jedesmal, wenn sie endlich fertig zu sein glaubte, erschien prompt wieder jemand mit einer Ladung Geschirr. Unwillkürlich mußte sie an ein Buch denken, das sie auf dem College gelesen und nie wieder vergessen hatte, Albert Camus' »Der Mythos von Sisyphos«. Der uralten griechischen Sage zufolge hatte Sisyphos die Götter erzürnt (an die Gründe konnte sie sich nicht mehr erinnern), und zur Strafe mußte er einen riesigen, ungeheuer schweren Felsbrocken bis in alle Ewigkeit zu einem Berggipfel emporrollen, von wo dieser dann prompt wieder in die Tiefe stürzte.

Camus hatte eine scheinbar absurde Frage gestellt: War Sisyphos glücklich? Seine Schlußfolgerung, noch absurder wirkend, lautete: Ja, Sisyphos war in der Tat glücklich, weil er im voraus wußte, daß das Felsstück seinen Bestimmungsort nie wirklich würde erreichen können. Er wußte um die Vergeblichkeit seines Tuns; wußte, daß es keine Hoffnung auf ein Gelingen gab. Und indem er alle Hoffnung fahrenließ, gewann er seine Erlösung: weil er sein

Schicksal kannte und akzeptierte, wurde er ihm überlegen.

Während sie über die These des Existenzphilosophen nachgrübelte, die Hände im Spülbecken, die Arme voll Seifenschaum, kam ihr dieser Gedanke: Wenn es für jeden Menschen seine eigene und besondere Hölle gab, dann bestand diese Hölle für sie zweifellos in ewigem Küchendienst.

Es war alles andere als eine komische Vorstellung. Vielmehr erschien ihr der Gedanke, bis in alle Ewigkeit Geschirr spülen zu müssen (kaum glaubte sie, fertig zu sein, brachte wieder jemand eine Ladung Teller), absolut grauenhaft. Was keine Sonntagspredigt je bei ihr bewirkt hatte, ergab sich jetzt ganz automatisch: eine Ahnung von der Hölle. Und zum erstenmal in ihrem Leben fürchtete sich Donna Cressy vor dem Tod.

Jetzt, in diesem so kahl wirkenden Gerichtssaal sitzend, hörte sie zu, wie sie beschrieben, wie sie charakterisiert wurde – absolut korrekt, jedenfalls dem äußersten Anschein nach: als vom Putzeufel besessene Frau, die mitten in der Nacht aufstand, um Geschirr zu spülen; und das zu allem Überfluß, obwohl die Geschirrspülmaschine einwandfrei in Ordnung war.

Tat so etwas eine Frau, die sich und ihr Leben noch unter Kontrolle hatte? Würde eine Frau, die wirklich noch *sie selbst* war, sich dauernd die Haare umfärben – zwar nicht in allen Regenbogenfarben, aber doch so ziemlich in sämtlichen Tönungen, die man bei Hollywood-Schauspielerinnen fand, von Gloria Steinam über Lana Turner, Lucille Ball und Dorothy Lamour bis zu Mia Farrow?

Schien sie nicht, auf diese Weise, gleichsam in andere Persönlichkeiten hineinschlüpfen zu wollen? Konnte man der Obhut einer solchen Frau die Erziehung zweier kleiner Kinder anvertrauen, die unter ihren naturfarbenen Haaren zweifellos einen völlig normalen Verstand besaßen?

Nun, nach allem, was ihr hier bisher zu Ohren gekommen war – hier im Gerichtssaal –, schien dergleichen überhaupt nicht zu verantworten. Und dies, sie wußte es, war kaum erst der Anfang. Noch hatte niemand von Mel gesprochen, von ihren außerehelichen Beziehungen. Auch war, zumindest detailliert, noch nicht von den Kindern die Rede gewesen.

Victor war der erste Zeuge, der seine Aussagen machte. Eine ganze Reihe weiterer Zeugen würden noch folgen – samt und sonders bereit, sie zu verdammen oder jedenfalls zu bemitleiden. Sie hatte nur sich selbst. Wieder einmal mußte sie unwillkürlich lächeln: Aus welchem Grunde auch sollte sich ihre Scheidung irgendwie von ihrer Ehe unterscheiden? Plötzlich spürte sie, daß der Richter sie anstarnte. Er schien ihr Lächeln recht merkwürdig zu finden, unter den Umständen absolut fehl am Platz.

Er glaubt, ich sei übergeschnappt, dachte sie, während der Richter mit seinem Hämmchen schlug und die Verhandlung bis nach der Mittagspause vertagte.

Bevor sie sich überhaupt erhoben hatte, stand plötzlich Victor neben ihr. Sein Gesicht spiegelte leise Besorgnis wider.

»Kann ich dich ein paar Minuten sprechen?« fragte er.

»Nein«, sagte sie und stand auf, schob ihren Stuhl

zurück. Ihr Anwalt befand sich inzwischen am anderen Ende des Raums und sprach mit Mel.

»Bitte, Donna, sei vernünftig.«

Sie musterte ihn, mit ehrlicher Überraschung. »Ja, wie kannst du *das* von mir erwarten? Von einer Frau, die du doch soeben als absolut unvernünftig, ja, unzurechnungsfähig beschrieben hast? Du erwartest zuviel, Victor, wie gewöhnlich.« Sie kratzte sich an der linken Hand, unmittelbar oberhalb des Daumens.

»Ausschlag? Allergie?« fragte er.

Sofort hörte sie mit dem Kratzen auf. »Das hast du heute vormittag ganz vergessen zu erwähnen. Aber der Tag ist ja noch jung. Du wirst sicher noch Gelegenheit dazu haben.« Sie wollte aufhören, doch sie konnte nicht. »Außerdem hast du vergessen, ihm zu sagen, daß ich Hämorrhoiden habe vom Lesen auf der Toilette, obwohl du mich ja dauernd davor gewarnt hast.«

Sie gab sich selbst einen Klaps. »Nichtsnutziges kleines Mädchen.«

Er griff nach ihrer Hand. »Donna, bitte. Bedenk nur, was das bei dir anrichtet.«

»Laß mich los.« Widerstrebend tat er's.

»Ich möchte dir doch nur die weiteren Schmerzen und Demütigungen ersparen, die diese ganze scheußliche Geschichte dir bereiten würde.«

»Du wirst mir die Kinder also lassen?«

Er wirkte aufrichtig betrübt: »Du weißt, daß das nicht geht.«

»Ja, glaubst du etwa im Ernst, ich sei nicht fähig, meine

Kinder großzuziehen?« schrie sie fast. Mel und Mr. Stamler drehten sofort die Köpfe und blickten zu ihr hin; Mel kam näher.

»Es sind auch *meine* Kinder«, sagte Victor, »und ich tue nur das, was ich für richtig halte.« Mel stand jetzt neben Donna.

»Du wirst nicht gewinnen, weißt du«, sagte Donna, doch die Überzeugung, die sie zur Schau trug, war nur zu einem Bruchteil echt. »Der Richter wird sich meine Seite der Geschichte anhören. Er wird mir die Kinder nicht wegnehmen.«

Victors Blick glitt von Donna zu Mel, mit unverhohlenem Haß. Als er wieder zu Donna schaute, zeigte sich auf seinem Gesicht nicht mehr die leiseste Spur von Besorgnis. Und aus seiner Stimme klang nichts von südlicher Behäbigkeit oder Sanftheit. Sie war kalt und beißend wie der Wind im nördlichen Chicago. »Ich verspreche dir«, sagte er, und er schien die Worte in die Luft zu speien, »daß du verlieren wirst, selbst wenn du gewinnst.«

»Und was soll das bedeuten?« fragte Donna, doch sie sprach bereits zu seinem Rücken, und Sekunden später hatte er den Gerichtssaal verlassen.

2

Als das Telefon zum drittenmal läutete, hob sie ab. Niemand sonst im Büro schien sich dazu bequemen zu wollen. »McFaddon- Werbeagentur«, sagte sie. »Donna Edmunds am Apparat. Augenblick bitte. Ich werde nachsehen, ob er hier ist.« Sie beugte sich zu dem benachbarten Schreibtisch. »Für dich, Scott«, sagte sie, während sie per Tastendruck die Leitung neutralisierte. »Bist du hier?«

»Männlich oder weiblich?«

»Zweifellos weiblich.«

»Stimme – sexy?«

»Zweifellos sexy.«

»Dann bin ich auch zweifellos hier.« Er übernahm das Gespräch auf seinen Apparat, und während Donna ihren Hörer auflegte, hauchte er ein rauhkehliges »Hallo« in seine Muschel. »Oh, ja, natürlich, Mrs. Camping. Wenn Sie sich bitte einen winzigen Augenblick gedulden würden.« Er drückte auf eine andere Taste und starrte Donna wütend an. »Heißen Dank – du hast mir nicht gesagt, daß es sich um eine Klientin handelt!«

»Du hast ja nicht gefragt.«

»Liebenswerte Person! Du weißt genau, daß ich Kopfschmerzen habe.«

»Ich würde es einen Kater nennen – oder einen Affen.«

Er grinste. »Tolle Party«, sagte er und widmete sich dann seinem Gespräch mit Mrs. Dolores Camping.

»Wann bist du eigentlich von der Party weg, Donna?« Plötzlich war Irv Warrick hinter ihr aufgetaucht. »Und woran arbeitest du da?«

»Wann ich von der Party weg bin? Na, jedenfalls vor dir.« Sie zeigte ihm die Skizze, die sie für ein Layout anfertigte. »Für die Petersen-Sache.«

»Nicht übel. Wird McFaddon gefallen.« Pantomimisch schmauchte er an einer mächtigen Zigarre. »Eine große, große Zukunft haben Sie hier, meine Liebe.« Sie schnitt eine Grimasse. »Bist nicht zufrieden?« fragte er, augenscheinlich verwundert.

Donna legte die Zeichenfeder aus der Hand. »Soweit bin ich ganz zufrieden. Aber ich weiß nicht recht. Ich meine, bis an mein Lebensende möchte ich dies nicht unbedingt tun.« Sie blickte in die freundlichen Augen ihres Kollegen. »Ich mache momentan wohl so eine Art Übergangsphase durch. Klingt das pathetisch?«

Er lächelte. »Kaum spürbar.« Er beugte sich zu ihr. »Weißt du, liebste Kollegin, wer so einen Superknüller aufreißt wie >Von unser Urväter Erbe. Ein Originalkonzept für Originalamerikaner<, der-nein, die hat gefunden, was sie bis an ihr Lebensende ausfüllen kann. Kapiert?« Sie lachte. »Muß weg«, sagte er und richtete sich auf.

»Wo willst du hin?«

»Nach Hause«, erwiderte er. »Bin total geschlaucht. Du etwa nicht?«

»Wir haben noch nicht mal Mittagspause!«

»Was – so spät schon?« Er ging zur Tür. »Muß mich erholen. Ich führe heute abend eine Freundin aus.«

»Susan?«

»Getroffen. Prachtweib. Gib mir für heute Feuerschutz, okay?« Er öffnete die Tür. »Übrigens-hat sich dein Freund wieder blicken lassen?«

»Was für ein Freund?«

»Gestern abend. Der Typ, den du dauernd angestarrt hast.«

Unwillkürlich fuhr Donna leicht zusammen. Hatte sie sich derart auffällig benommen? »Ich bin vor dir von der Party weg- weißt du doch.«

»Ach, richtig. Na, jedenfalls – schönes Wochenende.« Er verschwand.

»Warrack macht blau?« fragte Scott Raxlen, der sein Telefongespräch gerade beendet hatte. Donna nickte. »Na, wenn das keine gute Idee ist.« Er stand auf und reckte sich. »Ich glaube, ich haue gleichfalls nach Hause ab. Muß meine Kopfschmerzen auskurieren.«

Donna blickte sich unwillkürlich im Büro um. Guter Gott, wer blieb dann noch außer ihr? »Was ist bloß mit euch allen los? Wir veranstalten eine kleine Party, um das Ende einer erfolgreichen Kampagne zu feiern -«

»Urväter Erbe, direkt von der Mayflower. Ein Originalkonzept für Originalamerikaner...«

»Und am nächsten Morgen bricht hier alles zusammen. Rhonda kreuzt überhaupt nicht auf, Irv macht fünf Stunden früher Feierabend, und du bist drauf und dran, es ihm nachzutun.«

»Wer war der Typ?«

»Was für ein Typ?«

»Der, nach dem Warrack dich gefragt hat?«

Donna schüttelte den Kopf. »Mir ein Rätsel, wie du das schaffst. Hast du vielleicht *zwei* Paar Ohren?«

»Wer ist er?«

»Keine Ahnung. Wir wurden einander vorgestellt, dann verschwand er.«

»Gut so. Ich meine, Donna, kannst mir's glauben, ist so das beste.«

»Schieb ab, nach Hause, Scott.«

Er ging zur Tür. »Sah so verdammt gut aus, wie?«

»Verschwinde, Scott.«

»Gibst mir Feuerschutz, okay?«

Sie winkte ihn hinaus. Dann wandte sie sich wieder dem Layout zu. Doch die Zeichenfeder in ihrer Hand bewegte sich nicht. Vielleicht war es das beste, sie machte genauso blau wie die anderen. Aber nein, das ging natürlich nicht. »Warum bin ich nur so ein dummes, treues Lieschen?« fragte sie laut in den Raum hinein. Stets bis zum – nicht selten bitteren – Ende ausharren. Außer bei Partys. Da gehörte sie meist zu den ersten, die verschwanden.

Sie dachte an die gestrige Party zurück, die ein zufriedener Klient ausgegeben hatte. Sofort sah sie wieder das Gesicht jenes Fremden vor sich – was für ein Gesicht! Plötzlich empfand sie das Bedürfnis, sich jemandem anzuvertrauen. Sie griff zum Telefon. »Susan Reid, bitte. Danke.« Einige Sekunden vergingen. »Oh – na, gut. Ich werde warten.« Warum auch nicht? Mit der Arbeit würde es

bei ihr heute ohnehin nichts werden, soviel stand fest. Sie blickte sich im Raum um. »Einfach phantastisch«, sagte sie in den Hörer. »Ich bin hier der letzte Mohikaner. Was? Oh, Verzeihung. Ich habe nicht zu Ihnen gesprochen. Wird es noch lange dauern, bis sie frei ist? Danke.« Fast fünf Minuten vergingen, ehe Susan Reid sich meldete. »Meine Güte«, sagte Donna, »bis man endlich zu dir durchkommt. Ich warte schon seit einer kleinen Ewigkeit. Bin selbst ziemlich beschäftigt, weißt du.« Sie brach ab. Durch das große Fenster blickte sie auf die pittoreske Royal Palm Road im fashionablen Herzen des fashionablen Palm Beach. »Was? Oh, tut mir leid. Hör, Susan, ich muß fort. Ich kann jetzt nicht mit dir sprechen. Nein. Was? Hör doch, ich muß fort. Er ist hier. Er! Der! Dieser phantastische Mann, den ich gestern abend kennengelernt habe. Steht draußen vor dem großen Fenster und hält etwas, das wie eine Flasche Champagner aussieht. Guter Gott, es *ist* eine Flasche Champagner. Und zwei Gläser. Kann's einfach nicht glauben. Mein Herz schlägt wie verrückt. Ich muß Schluß machen. Er kommt herein. Kann's einfach nicht glauben. Ich spreche später mit dir. Tschüß.«

Sie legte auf, und im selben Augenblick trat Victor Cressy von draußen herein.

»Hi«, sagte er beiläufig, stellte die Gläser auf ihren Schreibtisch und entkorkte die Champagnerflasche.

Der Korken knallte, und sie rief laut: »Oh!« Dann fügte sie, so lässig sie nur konnte, hinzu: »Guter Schuß.«

Er lächelte, und seine kristallklaren blauen Augen schienen an ihren gleichfalls blauen – doch dunkleren – zu

haften. Er schenkte den Champagner ein (die Marke war Dom Perignon, Donna konnte nicht umhin, das zu bemerken) und reichte ihr dann eines der Gläser. Als sie miteinander anstießen, suchte Donna die unversehens aufsteigende Furcht zu unterdrücken, ihr Magen könnte plötzlich »rumoren«. Schließlich war es fast Mittagszeit, und sie hatte noch nicht einmal gefrühstückt.

»Auf uns«, sagte er mit lachenden Augen. Macht er sich über mich lustig? dachte Donna unwillkürlich.

Plötzlich spürte sie das dringende Bedürfnis zu verschwinden

- auf die Toilette.

»Ich bin Victor Cressy«, sagte er, jetzt über das ganze Gesicht lächelnd.

»Ich weiß«, antwortete sie.

»Ich fühle mich geschmeichelt.« Er nahm einen großen Schluck. Donna tat es ihm nach.

Er weiß verflixt genau, wie gut ich mich an ihn erinnere, dachte sie; und sie rief sich die kurze Begegnung vom letzten Abend zurück.

»Donna, dies ist Victor Cressy, der vermutlich beste Versicherungsagent in der südlichen Hemisphäre.« Und schon war er wieder davon, eine Art Köder für einen hungerleidenden Fisch, der diesem dann nicht gegönnt wurde. Einen Drink in der einen Hand, ein unterzeichnetes Dokument in der anderen (Urväter Mayflower Erbe. Ein Originalkonzept für Originalamerikaner), entschwand er in der Unmenge meist ältlicher Gäste.

Und das war eigentlich alles gewesen, wie ihr mit leisem

Stich bewußt wurde. Wenige kurze Wörter, auf denen eine ganze Nacht aus Phantasie aufbaute. Ebenso beharrlich wie verstohlen hatte sie immer und immer wieder versucht, möglichst in seine Nähe zu gelangen. Dennoch war es nicht dazu gekommen, daß sie auch nur ein einziges weiteres Wort miteinander wechselten. Nie hatte er versucht, sich ihr zu nähern. Auch schien er auf ihre verstohlenen Blicke nicht zu reagieren. Was sie bewundern konnte, war in der Hauptsache sein sozusagen klassisches Profil – bis er dann endgültig aus ihrem Blickfeld geraten war. Als sie endlich all ihren Mut zusammenraffte und irgendwen fragte, wo er denn sei, erhielt sie zur Antwort, er habe die Party inzwischen verlassen.

Und jetzt befand er sich hier. Genauso, wie sie es sich in ihren »nächtlichen Phantasien« erträumt hatte.

Er sprach, und ihr Blick haftete an seinen Lippen. Ab und zu zuckte seine Zungenspitze hervor, um ein wenig Champagnerschaum von dem so überaus sinnlich wirkenden Mund abzulekken. Die Oberlippe war ein wenig voller als die Unterlippe, und irgendwie verlieh ihm dies das Aussehen eines verwöhnten Schülers oder Studenten aus gutem Haus. Sonderbar: Gerade das fand sie an ihm besonders attraktiv, wenn auch auf eine schmerzliche Weise – sie hätte nicht erklären können wieso. Denn was immer nach Arroganz und Hochmut aussah, hatte sie nie geschätzt.

Seine Stimme klang kraftvoll, aber nicht unbedingt herrisch. Augenscheinlich war er ein Mann, der sich und sein Leben recht gut unter Kontrolle hatte – und der genau

zu wissen schien, was er wollte. Er verstand es, sich geläufig auszudrücken, bediente sich kaum irgendwelcher Klischees, besaß die Fähigkeit, ein Gespräch in die von ihm gewünschten Bahnen zu leiten. Von der Party sprach er, von der Begegnung mit ihr, Donna. Sogleich habe er sie entdeckt, behauptete er, inmitten all der Unwichtigkeiten: mit ihrem naturbraunen Haar über dem untertriebenen Fliederblau ihres Kleides. *Untertriebenes Fliederblau* - sein Ausdruck.

»Immer so fleißig?« fragte er. Sie lächelte. Kaum zwei Worte hatte sie seit seinem unvermuteten Auftauchen gesprochen; hatte ihn statt dessen lieber stumm beobachtet. »Können Sie sich nicht den Rest des Tages freinehmen?« fragte er unvermittelt. Sie blickte sich im Raum um, erhob sich dann prompt. Es war, als spreche eine fremde Stimme zu ihr: Nur immer mit der Ruhe, Donna, mach's ihm nicht zu leicht.

Sofort stand er neben ihr. »Na, dann beeilen wir uns besser.«

In raschem Tempo folgte sie ihm zur Tür. »Weshalb eigentlich diese Eile?« Guter Gott, es war ihre eigene Stimme, die da fragte.

»Ich dachte, wir würden irgendwo gemeinsam exzellent speisen.«

»Es ist noch nicht einmal Mittag«, sagte sie, während sie schon mit den Schlüsseln hantierte, um das Büro für das Wochenende abzusperren. Zwar hatte sie für den Fall, daß irgend jemand kam, keine Notiz hinterlassen, aber was tat's. Wer sollte schon kommen, und wer konnte schon

»Feuerschutz« geben?

»Wir werden im Flugzeug lunchen.«

»Im Flugzeug?«

»Das Restaurant, in das ich Sie zum *Dinner* führen möchte«, erklärte er – und zögerte dann, nicht ohne einen Hauch von Behaglichkeit, während er die Tür seines hellblauen Cadillac Seville öffnete, »befindet sich in New York.«

»Ist es dies, was man umwerfend nennt?« fragte sie, während beide wieder mit Champagnergläsern anstießen und einander in die blauen Augen blickten.

»Tut mir ehrlich leid, daß das Dinner so früh sein mußte. Ich hatte vergessen, daß die mit ihren Rückflügen immer schon vor Mitternacht am Ziel sein wollen.«

»Oh, ist doch wunderschön«, beschwichtigte sie ihn. »Dinner vor achtzehn Uhr – irgendwie besonders kultiviert.« Beide lachten. »Kann gar nicht glauben, daß ich tatsächlich hier bin.« Wieder ein Lachen, diesmal sie allein. Warum bin ich nur so nervös? dachte sie. Hotelreservierungen hatte er offenbar nicht arrangiert. Nein, sie würden die Nacht nicht miteinander verbringen. Es gab keinen Grund zu irgendwelcher Besorgnis – außer daß er *keine* Hotelreservierungen arrangiert hatte und sie die Nacht *nicht* miteinander verbringen würden.

Warum eigentlich nicht? War er während der Fahrt zum Flughafen zu dem Schluß gelangt, im Grunde sei sie für ihn gar nicht so attraktiv? Nein, ausgeschlossen. Dann hätte er

ganz gewiß nicht eine weitere Flasche Dom Perignon kommen lassen.

»Und so etwas, ist das bei Ihnen üblich?« sagte sie und machte eine vage halbkreisförmige Handbewegung. Er würde die Anspielung hoffentlich verstehen, dieses »So Etwas«.

»Nur für besondere Personen«, erwiderte er und verstand es, ihr mit vier kurzen Wörtern zu sagen, daß sie für ihn zwar eine »Besondere« sei, jedoch längst nicht die erste. Eine winzige und sehr geschickt eingesetzte Spitze.

»Eine ziemlich aufwendige Art, Eindruck zu schinden, oder?« Er lachte. »Das kommt auf die jeweilige Lebensphilosophie an.« Er schwieg einen Augenblick, fuhr dann fort: »Sehen Sie, manche Menschen möchten bei ihrem Tod eine Million Dollar hinterlassen. Das möchte ich auch. Allerdings eine Million Dollar Schulden.«

Sie lachte. »Gefällt mir nicht übel, Ihre Lebensphilosophie.« Sie senkte den Blick.

»Worauf starren Sie so?« fragte er plötzlich.

»Auf Ihre Hände«, erwiderte sie, über ihre eigene Antwort überrascht.

»Warum?« In seiner Stimme klang ein Hauch von Gelächter. »Weil meine Mutter mir immer gesagt hat, man müsse auf die Hände eines Mannes schauen.«

»Warum?« wiederholte er.

»Sie meinte, es seien ja die Hände eines Mannes, mit denen er zärtlich ist.« Verdammt noch mal, dachte sie. Wie konnte ich das nur sagen!

Auf seinem Gesicht zeigte sich ein breites Lächeln.

»Scheint eine interessante Frau zu sein, Ihre Mutter. Ich würde sie gern kennenlernen.«

Unvermittelt sah Donna das schöne Gesicht ihrer Mutter vor sich. »Sie ist tot«, sagte sie mit einem eigentümlichen Lächeln und sehr ruhiger Stimme. »Krebs.«

Über den Tisch hinweg griff er nach ihren Händen. »Erzählen Sie mir von ihr.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich finde, das gehört nicht hierher. Viel zu ernst für ein Rendezvous. Das ist alles.«

»Mir scheint, ich habe gerade einen Denkzettel erhalten«, sagte er. Doch er machte keine Anstalten, seine Hände von ihren Händen zu lösen; auch verlosch sein Lächeln nicht.

»Oh, nein, nein. Wirklich. So war das nicht gemeint. Es ist nur – wenn ich über sie zu reden anfange, dann endet das bei mir meist mit Tränen, obwohl es nahezu zehn Jahre zurückliegt. Ich weiß, es ist albern...«

»Kommt mir keineswegs albern vor. Ich hätte Verständnis für Ihre Tränen.«

Donna schwieg. Vor sich sah sie das lächelnde Gesicht ihrer Mutter.

Er würde dir gefallen, Mom, dachte sie.

»Sie war so reizend«, begann sie. »Eine wirklich unglaubliche Frau. Mit ihr konnte ich über alles reden. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr sie mir fehlt.« Sie sah ihm in die Augen, und ihr Blick hatte etwas eigentümlich Starres. Angestrengt versuchte sie, jenes innere Bild zu

verdrängen, das sich über das vorherige schieben wollte. Das so gesund wirkende, lächelnde Gesicht drohte von jener maskenhaften Miene mit der durchsichtigen Haut überlagert zu werden, die sich mehr und mehr in etwas Ungeheuerliches verwandelte. Alles war verändert; das Lächeln eine Grimasse, in den Augen nur Schmerz. »Ich würde sonst etwas darum geben, wieder mit ihr sprechen zu können.«

»Was würden Sie zu ihr sagen?«

Sie hob die Augen, blickte zur Decke. Mit aller Kraft versuchte sie, die aufsteigenden Tränen zurückzuhalten. »Ich weiß nicht.« Plötzlich lachte sie. Es war ihr gelungen, die Tränen zu unterdrücken, und jetzt sah sie nur noch *sein* Gesicht vor sich.

»Ich würde sie wahrscheinlich nur fragen, was ich tun soll.«

»In welcher Hinsicht?«

»In jeder Hinsicht.« Beide lachten. »Ich weiß nicht – aber irgendwie hatte ich immer das Gefühl, sie würde dasein, wenn ich sie brauchte, um mir bei einer Entscheidung zu helfen, selbst wenn es um etwas völlig Belangloses ging – was soll ich heute anziehen, na, und andere Lächerlichkeiten. Sie schien stets für mich bereit zu sein. Hoffentlich klingt das in Ihren Ohren nicht wie lauter Unfug.«

»Nein, klingt ganz und gar nicht wie Unfug. Aber ist das der Umstand, dem ich's verdanke, daß ich für Sie das Dinner bestellen durfte?«

Sie blickte sich im Restaurant um. Das Licht war ausgesprochen trüb. Erst jetzt konnte Donna die Tische

und Stühle in dem kleinen Raum einigermaßen erkennen. Erstaunlich, daß bereits um diese Stunde fast alles besetzt zu sein schien. »Ich habe mir gedacht, daß Sie schon wissen werden, was auf der Speisekarte das Beste ist«, erwiderte sie lächelnd. War ja wohl auch nur logisch: Ein Mann, der mehrere Flugstunden in Kauf nahm und Hunderte von Dollars dafür zahlte (um noch am selben Abend zurückzufliegen), der mußte schon irgendein Lieblingsgericht haben.

»Weshalb diese präzise Anweisung – Hummer, genau siebeneinhalb Minuten gekocht?«

»Das habe ich von einem alten College-Professor gelernt. Fragen Sie mich jetzt nicht nach Einzelheiten. Aber ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er da hinter seinem Pult stand und rief: ›Niemals einen Hummer länger oder kürzer als siebeneinhalb Minuten kochen.‹«

»Und aus welchem Grund?«

Victor lächelte. »Tut mir leid, aber da bin ich ganz schlicht am Arsch.«

Es war das erste Mal, daß er sich so völlig ungeniert ausdrückte, und Donna wurde davon gleichsam überrumpelt. Sie schüttelte sich vor Gelächter.

»Es drehte sich um Mathematik«, fuhr er fort, »und wahrscheinlich sprach er gerade von Präzision. Wer weiß? Ist schon so lange her. Eigentlich erinnere ich mich im Zusammenhang mit diesem Professor – von den bewußten siebeneinhalb Minuten einmal abgesehen – nur noch an eines. Wenn wir schriftliche Prüfungen hatten, schmuggelte ich unter die öden mathematischen Formeln immer ein

bißchen Haiku-Lyrik aus eigener Produktion.«

Donna musterte ihn erstaunt. »Haiku-Lyrik?«

»Ja. Wissen Sie, das ist so eine japanische lyrische
Kurz r uu

hielten sie und lauschten auf das Dröhnen der Wogen.

War all dies Wirklichkeit? War es wirklich geschehen, geschah noch immer? Sie blickte ihm ins gutgeschnittene Gesicht. Ich könnte diesen Mann lieben, dachte sie plötzlich, während ein Gefühl von Panik in ihr aufstieg. Ich könnte diesen Mann wirklich und wahrhaftig lieben.

Zärtlichkeiten im Auto? Guter Gott, wie viele Jahre war das wohl her, sie konnte sich kaum noch erinnern. Wie hatte er eigentlich ausgesehen, ihr letzter Liebhaber im Auto? Ein knappes Dutzend weiterer war gefolgt, nicht im Auto, sondern im Bett, und bei einem oder zweien schien auch so etwas Ähnliches wie Liebe mit im Spiel gewesen zu sein. Bloß irgendwie lief die Sache jeweils ganz auf Sisyphos hinaus: mühsames Hochwälzen eines Felsbrockens zum Gipfel und anschließendes unaufhaltsames Hinabrollen in den Abgrund – dort, wo er am allertiefsten schien.

Diesmal jedoch war alles ganz anders.

Victors Lippen wirkten nicht fordernd, sondern zärtlich. Seine Küsse hatten etwas Romantisches, mit dem unbeholfenen, eher groben Geknutsche eines quasi noch Halbstarken überhaupt nicht zu vergleichen. Seine Lippen waren geöffnet, doch gab es nichts Unbeherrscht-Gieriges. Er wußte genau, wann und wie und wieviel. Der Rat ihrer Mutter erwies sich als stichhaltig – er hatte gute Hände.

»Warum hörst du auf?« hörte sie eine Stimme fragen. Und begriff dann, daß es ihre eigene Stimme war. »Wer hat das gesagt?« lachte sie und versuchte, es ins Scherzhafte zu wenden. Sie war überrascht: über ihre

eigene Begierde, über ihren Mangel an Scheu.

»So sehr ich den Ozean auch liebe«, erwiderte er sehr ruhig, seinen Kopf dicht an ihrem, während ihr sein Atem sacht übers Kinn strich. »Ich bin nie sehr dafür gewesen, daß man sich auf den Vordersitzen eines Autos liebt – oder auch auf den Hintersitzen.«

Überraschen konnte seine Reaktion eigentlich kaum. Eine solche Einstellung sah ihm nur allzu ähnlich, paßte genau zu ihm. Und so wartete sie geduldig, bis er nach etlichen Sekunden weitersprach.

»Außerdem«, fuhr er fort, »fange ich nicht gern etwas an, das ich nicht zu Ende bringen kann.«

»Weshalb kannst du's nicht zu Ende bringen?« fragte sie, und wieder fühlte sie sich überrascht sowohl von dem drängenden Ton in ihrer Stimme als auch von der Enttäuschung, die sich hineinmischt. Sie lachten beide.

»Weil ich morgen schon in aller Frühe auf den Beinen sein muß«, sagte er und nahm ihre Hand, seine Finger mit ihren Fingern verschränkend.

»Du mußt irgendwohin?« fragte sie und hörte, wie eine laute Stimme in ihr sagte: »Wußte ich's doch – war viel zu schön, um wahr zu sein. Gleich morgen früh schwirrt er ab ins schwärzeste Afrika, Friedenscorps oder irgend so was!« Diese innere Stimme war so laut und so beharrlich, daß sie kaum hörte, was er wirklich sagte. »Wo mußt du hin?« rief sie, während der Schwarze Kontinent für sie immer mehr zur fixen Idee wurde und die Stimme in ihr seine Stimme buchstäblich zu überschreien schien.

Er wiederholte, was er bereits gesagt hatte. Und er

sagte es mit ruhiger Stimme, sogar mit einem leisen Lächeln. »Ins Gefängnis«, erklärte er erneut, und dann schwiegen beide.

Um sieben Uhr am Sonntag abend holte sie ihn vor dem Gefängnis von West Palm Beach ab. Er lächelte. Seine zweitägige Haft schien ihm nicht das mindeste angehabt zu haben, er sah eher noch besser aus als zuvor. Ganz lässig war er gekleidet, Bluejeans und offenes Hemd. Und er wartete bereits auf sie – man hatte ihn zehn Minuten vor der Zeit auf freien Fuß gesetzt. »Wegen guter Führung«, witzelte er, während er sich auf den Beifahrersitz schwang. Sofort nahm er sie in die Arme, mit leichtem Druck nur berührten seine Lippen die ihren, doch es schien berauschend wie etwa ein Schluck Brandy.

»Also, ehrlich«, sagte sie, als sie den Zündschlüssel drehte, »ich kann das Ganze überhaupt nicht fassen.« Vor allem, wie mir das Herz gegen die Rippen schlägt, dachte sie. Rasch lenkte sie das Auto in die Mitte der Straße. Der Zufall wollte es, daß sich das Gefängnis an einer von West Palms Hauptstraßen befand, in unmittelbarer Nähe eines Gebrauchtwagenlagers. Von außen sah es aus wie eine der etwas heruntergekommenen Geschäftsfassaden, die West Palm von Palm Beach trennten – eine Grenzlinie, die mehr durch einen Geldstrom als durch den tatsächlich vorhandenen Kanal gezogen wurde. Während West Palms Atmosphäre Leben verströmte, verriet in Palm Beach nichts Benutzung oder Alter – außer vielleicht seine

Bevölkerung.

»Saust du immer so flott los?« fragte Victor beiläufig.
»Dann werden deine Reifenprofile wohl bald hin sein.« Donna lächelte und konzentrierte sich. Allerdings weniger auf das Fahren als auf das schwärzliche Haargekräusel, das oben in seinem aufklaffenden fahlblauen Hemd zu sehen war.

»Nun, ich habe jedenfalls meine Lektion gelernt«, sagte er ernst und legte eine sekundenlange dramatische Pause ein. »Nie wieder werde ich ein Haltesignal überfahren.«

»Hast du mir nicht gesagt, du hättest es gar nicht überfahren?«

»Die haben das zumindest behauptet.«

»Aber mir hast du erzählt, du hättest es nicht getan – und eben deshalb lieber die zwei Tage Haft in Kauf genommen, statt für den unberechtigten Strafzettel zu zahlen. Eine recht zweifelhafte Sache, selbst wenn du unschuldig warst. Und jetzt läßt du durchblicken, du seist durchaus schuldig gewesen.«

»Gemäß Anklage schon«, räumte er mit einem Kopfnicken ein. »Aber das konnte ich doch nicht zugeben, nachdem ich soviel Wirbel gemacht hatte. Schon aus Prinzip nicht, weißt du.« Er lachte.

Sie stimmte in sein Lachen ein. Dabei war sie sich nicht einmal im geringsten sicher, weshalb eigentlich. Irgendwie versuchte sie, innerlich mit einem Mann zurechtzukommen, der lieber eine zweitägige Haft absaß, als ein Strafmandat zu bezahlen – obschon er nun doch zugab, schuldhaft gehandelt zu haben -, und sich gleichzeitig auf

irgendwelche Prinzipien berief.

Sie überquerten eine Brücke und fuhren in Richtung South Ocean Boulevard. »Wie war's denn?« fragte sie. »Schlimm?«

»Das kannst du mir glauben. Zwei Tage Einzelhaft.«

»Einzelhaft?«

»Außer mir war keiner da.«

»Du warst der einzige Häftling?« Er nickte. »Dann bist du also nicht vergewaltigt worden«, sagte sie – mehr Feststellung als Frage. Aber warum nur, Himmelherrgott, sprach sie dauernd von Sex?

»Ich hatte gehofft, das würden wir uns für heute abend aufheben«, erklärte er, während sich ihre Augen trafen. »Obacht-rote Ampel!«

Sie reagierte sofort, trat so hart auf die Bremse, daß sie beide drohten durch die Windschutzscheibe zu sausen. Dabei waren sie noch rund fünfzehn Meter von der Ampel entfernt – und kein weiteres Auto befand sich in der Nähe.

»Tut mir leid«, sagte er sofort. »Hab's nur so aus dem Augenwinkel gesehen und mich in der Entfernung verschätzt.«

Donnas Herz raste. »Schon recht. Ich hätte den Blick nicht von der Straße wenden dürfen.«

»Bist du beleidigt, wenn ich dich bitte, mich ans Steuer zu lassen?« fragte er plötzlich.

»Du möchtest fahren?«

»Ja – falls es dir nichts ausmacht.« Er schwieg, lächelte. »Aus irgendeinem Grunde fühle ich mich heute abend ein wenig nervös, und wenn ich am Steuer eines Autos sitze,

so beruhigt mich das für gewöhnlich.«

»Nein, es macht mir überhaupt nichts aus«, versicherte Donna nachdrücklich.

Victor stieg aus, und während er vorn um den roten Mustang herumging, glitt sie auf den Beifahrersitz.

»Schon besser«, sagte er, als er hinter dem Steuerrad saß, und sie stimmte zu. Im Nu näherte er sich über die fünfzehn oder zwanzig Meter Distanz der Ampel, die genau im Moment seiner Ankunft auf Grün umsprang. Ein gutes Zeichen, dachte sie.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu, und die schmalen Linien um seine Augen schienen sich, so jedenfalls wollte es ihr scheinen, zu einem Lächeln zu entspannen. Seine Stimme hatte einen leisen, sanften Klang. »Nach Hause?« fragte er und konzentrierte sich dann, ohne ihre Antwort abzuwarten, voll auf die vor ihm liegende Straße.

Donna wußte nicht recht, ob sie wachte oder träumte.

Natürlich hatte sie gehofft, ja erwartet, er werde ein guter, wenn nicht sogar hervorragender Liebhaber sein (gleichzeitig hatte sie sich in den vergangenen beiden Tagen darauf gefaßt gemacht, daß genau das Gegenteil der Fall sein mochte). Aber dies war dann alles viel zu schön, um wahr zu sein – nicht einmal Träume waren so gut wie diese Wirklichkeit.

Ja, sie schien auf alles vorbereitet – und war es doch nicht. Nur, wie hätte sie damit rechnen können, daß etwas gleichsam Unvorstellbares geschah?

Noch nie hatte sie einen Liebhaber gehabt, der so darauf bedacht gewesen war, alles – wirklich alles – zu tun, um sie glücklich zu machen. Seine Hingabe (ein sonderbares Wort, wie ihr bewußt wurde, doch fand sich kein treffenderes) – seine Hingabe schien allumfassend. Einzig um ihr Glück ging es ihm. Er seinerseits verlangte von ihr nichts. Ihm genügte es, wenn er sie lächeln sah.

Sie brauchte wahrhaftig nicht zu heucheln. In einem wahren Glücksdelirium befand sie sich – bei gleichzeitiger Passivität, Entspanntheit.

Mit raschen Schritten waren sie vom Auto zu seinem Bungalow gegangen. Ein relativ großer Bungalow schien es zu sein. Er nahm sie bei der Hand und führte sie durch den Flur, vorbei an Wohn- und Speisezimmer, an der Küche. Alles wirkte sehr hübsch, sehr geschmackvoll, wie Donna sehr wohl bemerkte. Sie gelangten zum hinteren Teil des Hauses, wo sich die Schlafzimmer befanden.

Drei, wenn nicht gar vier mußten es sein, sofern die Länge des Korridors ein Anhaltspunkt dafür war. Er führte sie ins erste Zimmer, in dem sanfte Beige- und Blautöne dominierten (»Sand und Surf«, sagte er scherzend, während sie zum Doppelbett gingen und er sie zu küssen begann, zärtlich rings um den Mund).

Wortlos entkleidete er sie. Um so beredter waren seine Hände, seine Finger. Als sie dann sein Hemd aufknöpfen wollte, wich er kaum merklich zurück. »Laß nur«, sagte er, während er die Bettdecke zurückschlug und Donna sacht darauf zuschob. Nun begannen seine Finger, rasch sein Hemd aufzuknöpfen. »Laß mich alles tun.« Eigentlich

dunkel klang seine Stimme, als er dies sagte, und noch nie hatte Donna etwas gehört, das so sexy klang wie diese vier Wörter.

Sie beobachtete, wie er sich das Hemd auszog. Schuhe und Socken folgten. Vielleicht hätte sie ihren Blick abwenden sollen, als er die Jeans und Shorts abstreifte. Aber sie tat es nicht. Er war der schönste Mann, den sie je gesehen hatte.

Er glitt neben sie ins Bett und nahm sie sofort in die Arme. Sanft berührten seine Lippen ihre Lippen. Sie küßten sich, endlos, wie es schien. Doch war zeitlos wohl das treffendere Wort.

Was immer er tat, es war mehr, soviel mehr, als sie sich erhofft hatte. Wie er sie berührte, anrührte, aufrührte (sie »stimulierte«, hätte es in bestimmten Büchern wohl geheißen)! Für sich hingegen verlangte er nichts. Einmal war sie im Begriff gewesen, sein Glied in ihren Mund zu nehmen; doch zog er sie zurück, zog sie ganz über sich, immer höher, bis ihre auseinandergespreizten Schenkel sich über seinem Mund befanden.

»Laß mich«, sagte sie leise – und es waren praktisch dieselben Wörter, die zuvor er gebraucht hatte.

»Nein«, erwiderte er, während er, seine Hände noch an ihren Brüsten, ihren Schoß dichter an seinen Mund zog. »Ich möchte alles haben. Ich kann von dir einfach nicht genug bekommen.« Als er schließlich in sie eindrang, glaubte sie, eines weiteren Orgasmus überhaupt nicht mehr fähig zu sein. Ihr Körper war schweißgebadet, feucht klebte ihr das Haar am Schädel, sogar an der Wange. »Ich

kann nicht mehr kommen», flüsterte sie, während sie spürte, wie er mit seinen Händen den Rhythmus ihrer Hüften seinem eigenen anzupassen suchte.

»Du wirst kommen«, versicherte er. Und veränderte die Position. Jetzt kniete er, während ihre Beine, hoch in die Luft ragend, auf seinen Schultern lagen.

»Oh, mein Gott!« rief sie, als sie spürte, wie tief er jetzt in ihr war. »Oh, mein Himmel!« Mehr und mehr geriet sie außer Atem.

Minuten später ließ er ihre Beine von seinen Schultern gleiten, sacht, ganz sacht. Seite an Seite lagen sie nun. Leise lösten sich ihre Lippen von seinem Mund. Und sie sah, daß er sie buchstäblich anstarre.

»Würde es dich sehr überraschen«, fragte er, »wenn ich dir sage, daß ich offenbar im Begriff bin, mich in dich zu verlieben?« Sie begann zu weinen – spürte im selben Augenblick, wie sie abermals im Kommen war, und zog ihn so fest an sich, daß sie nicht mehr wußte, was ihr Körper und was sein Körper war.

Zwei Monate später beschlossen sie zu heiraten. Das war bei einem Mittagsimbiß in einem Restaurant, wo es Hamburger aller Art gab.

»Wann?« fragte sie, als sie ihn anschließend in sein Büro zurückfuhr.

»Sobald ich alle notwendigen Arrangements getroffen habe«, erwiderte er. Plötzlich wirkte sein Körper eigentümlich angespannt.

»Was ist denn? Was hast du?«

»Tut mir leid, Honey«, sagte er, und aus seiner Stimme sprach aufrichtiges Bedauern. »Es ist nur – wenn du deine Hände so am Lenkrad hältst, werde ich immer sehr nervös.«

Sie blickte auf ihre Hände. Sie ruhten, wie sie es meist zu tun pflegten, in ziemlich lässiger Haltung am unteren Teil des Steuers.

»Weißt du«, fuhr er fort, »wenn irgend etwas Unvorhergesehenes geschieht, wenn irgendein Idiot irgendwas Idiotisches tut..., dir bliebe, so wie du die Hände hältst, nicht genügend Zeit, richtig zu reagieren. Du wärst hin.« Sofort brachte sie ihre Hände in die korrekte Position: an beiden Seiten des Lenkrads.

»Du hast recht«, sagte sie. »Ich sollte wirklich vernünftiger und vorsichtiger sein.«

Sie hielten vor seinem Büro, das sich in einem großen stuckverzierten, ganz in Kanariengelb gehaltenen Gebäude befand. Ein mittelgroßer, untersetzter Mann ging am parkenden Auto vorbei und entschwand durch die imposante Eingangstür.

»War das nicht Danny Vogel?« fragte sie. Er nickte. »Ist dieser unsinnige Streit noch nicht beigelegt?« Er schüttelte den Kopf. »Ich dachte, er hätte sich entschuldigt.«

»Hat er.« Victor stieg aus und beugte sich dann zurück. »Überlege dir, wen du einladen möchtest. Stelle eine Liste zusammen. Was mich betrifft – je weniger Leute, desto besser.«

Er begann, die Tür zu schließen. »Victor?« Er zog die

Tür wieder auf und steckte seinen Kopf ins Wageninnere.

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Ich liebe dich, Honey«, erwiderte er und ließ die Tür sacht zuschwingen.

Donna sah ihm nach, während er in der großen, weißen Eingangshalle verschwand. Er blickte nicht zurück. Er schien nie zurückzublicken. In keiner Beziehung. Bei allem, was er tat, wirkte er so ungeheuer selbstbewußt. »Oh, Gott, Mutter«, hörte sie sich plötzlich selbst rufen, als ihr bewußt wurde, wie wenig sie im Grunde über diesen Mann wußte. War es mehr als das übliche »Nervenzittern«, bevor man eine Ehe einging? »Bitte, Mutter, sag mir doch, ob ich das Richtige tue?« Aber die einzige Stimme, die sie vernahm, war die aus dem Radio: zwei Uhr, Zeit für die Nachrichten.

Seit über einer Stunde saß sie da und starrte auf den Namen. Leonore Cressy. Eine Vielzahl anderer Namen, Adressen und Telefonnummern fand sich auf der Seite in dem kleinen, lederegebundenen Buch; doch Donna starrte unentwegt auf *diesen* Namen mit der Connecticut-Adresse und entsprechender Telefonnummer: Leonore Cressy.

Er hatte ihr erklärt, eine Exfrau gebe es nicht, seine Mutter sei tot, er sei das einzige Kind gewesen. Wer also war diese Leonore Cressy? Womöglich eine Tante oder eine Kusine. Jedenfalls eine Verwandte.

Sie hob den Blick. Was sollte sie tun? Bis zur Hochzeit waren es nur noch zwei Wochen, und bisher hatte er sie eigentlich nur gebeten, ihm zwei Dinge »abzunehmen«,

nämlich alles hinsichtlich der Blumen und der Fotografen zu arrangieren. Das bedeutete praktisch nicht mehr als zwei Telefonanrufe, und nun also saß sie hier und fühlte sich unversehens höchst irritiert.

Sie versuchte, sich ganz auf die vorliegende Aufgabe zu konzentrieren. Sie hatten sich für weiße und gelbe Rosen entschieden, überdies kamen Margeriten hinzu (er hatte erwähnt, daß er diese sehr mochte). Donna blickte sich im Raum um, und plötzlich war sie sehr froh, daß er die Hochzeit hier haben wollte, in diesem Haus, das bald auch ihr Heim sein würde.

Auf seiner Gästeliste standen ganze fünf Namen. Machte insgesamt zwanzig. Sie hatte sein Adressenbuch hervorgesucht, nicht um darin zu spionieren, sondern um die Telefonnummer des von ihm empfohlenen Floristen zu finden. Carnation Florists, direkt unter dem Buchstaben C. Genau sieben Zeilen über »Cressy, Leonore«.

Sie hob den Telefonhörer ab und wählte.

»Carnation Florists«, meldete sich eine nasale Frauenstimme. Sie klang betont gelangweilt.

»Ich möchte ein paar Blumen bestellen«, sagte Donna, während sie an alles andere dachte, nur nicht an Blumen.

»Ja. Was hätten Sie denn gern?«

Donna erklärte hastig, mußte dann wiederholen: Die Blumen seien für ihre Hochzeit; ja, für ihre eigene Hochzeit; und sie wünsche genügend weiße und gelbe Rosen, um ein Wohnzimmer, etwa fünf mal sechs Meter, damit zu füllen, mit Margeriten dazwischen. Ein entsprechendes Arrangement wünsche sie für ihr Bouquet. Sie hatte

beschlossen, das einfache weiße Seidenkleid zu tragen, das Victor im Schaufenster von Bonwit Teller in der Worth Avenue gesehen hatte (und nicht jenes fahlblaue, das sie auf der anderen Straßenseite bei Saks erspäht hatte). Was die Details anbetraf, schien soweit alles unter Dach und Fach.

Allerdings dauerte es geschlagene fünfundzwanzig Minuten, bis sie sich mit der nasalen weiblichen Stimme von Carnation Florists am anderen Ende der Leitung wirklich einig war. Blieb nur noch der Rest: die Fotografen, von denen Victor als den besten in ganz Palm Beach gesprochen hatte. Messinger-Edwards, hatte er gesagt, und auch deren Nummer stand in seinem Adressenbuch.

Donna wollte die Seite umblättern, tat es jedoch nicht. Nach wie vor haftete ihr Blick auf diesem Namen: Leonore Cressy. Ihre Finger spielten mit der Wählscheibe. Wer war Leonore Cressy? Ein Anruf, und sie würde es wissen. Und dann?

Was würde sie entdecken? Irgendeine längstvergessene Kusine von ihm, die er schlicht übersehen hatte, um sie auf seine Gästeliste zu setzen?

Aber diese Frau anrufen, nur um die eigene Neugier zu befriedigen, war genau das, was sie selbst so verabscheute: das Eindringen in eine fremde Privatsphäre.

Rasch blätterte sie weiter, zu M wie Messinger-Edwards. Was es mit Leonore Cressy auf sich hatte, konnte sie auch herausfinden, indem sie später ganz einfach Victor fragte.

Die Auseinandersetzung begann unmerklich. Keine der beiden Seiten konnte sich später erinnern, wann es eigentlich genau angefangen hatte. Irgendwie machte sich ein vages, unbehagliches Gefühl breit – und intensivierte sich immer mehr: von einer kaum nennenswerten Meinungsverschiedenheit steigerte es sich zunehmend zum ersten ausgewachsenen Krach. Ihrem ersten.

»Ich habe den Floristen angerufen«, sagte Donna.

»Und?«

»Alles arrangiert. Weiße und gelbe Rosen. Und Margeriten. Genau, wie du's gesagt hast.«

»Ich dachte, das sei *dein* Wunsch«, erklärte Victor aufrichtig. »Ist es auch.« Sie lächelte. Weiße und gelbe Rosen – eine herrliche Vorstellung. Dazu Margeriten. Victor war entschieden ein Mann von gutem Geschmack.

»Wir könnten natürlich auch weiße und rosa Rosen nehmen, falls dir das lieber wäre«, erklärte er.

»Nein«, sagte sie und erinnerte sich: Das mit den Rosen war im Grunde ausschließlich ihr Wunsch; doch schließlich handelte es sich genausogut um ihre wie um seine Hochzeit. »Also, mir wären weiße und gelbe Rosen schon recht. Sie sind wunderschön.«

Er lächelte. »Nun ja – ich dachte nur, bei der Farbe, die der Raum nun einmal hat.«

Donna blickte sich sorgfältig um. Gewiß, hier war alles in heller Florida-Sonnentönung gehalten. Weiße Wände, geschmückt mit modernen Lithographien, Esteve neben Jim Dines Serie von Herzen, ganz in der Nähe der kanariengelbe Drehstuhl, außerdem ein imposanter Rosenquist über dem grün und weiß geblümten Sofa, neben dem sich der hellfarbene eisgrüne Doppelsessel befand.

Was sonst noch? Eine schwarze Lampe dazwischen, deren Schein den üppigen Teppich erst recht zur Geltung brachte. Es war wirklich ein wunderschöner Raum. Und gar kein Zweifel: Was Ausstattungen betraf, so besaß Victor einen sehr feinen, fast schon untrüglichen Instinkt. Es war etwas, das ihn intensiv interessierte. Und zwar nicht nur, daß es wirkte, sondern auch, *warum* es wirkte. Das gleiche galt ganz allgemein für seine Kunstinteressen. Er war nicht einfach jemand, der etwas sammelte, bloß um einem Trend zu folgen. Es lag ihm ehrlich daran, wenn er ein Kunstwerk erstand, genauso bewandert zu sein, wie die Menschen, mit denen er zu tun hatte. Er studierte, plante alles genau. Und nur selten unterlief ihm ein Irrtum.

»Sonst noch was?« fragte er.

»Ich habe die Fotografen angerufen.«

»Welche?«

»Messinger-Edwards«, erwiderte Donna. Victor lächelte.

»Sie werden um vier hier sein.«

»Wieso um vier?«

Die Frage traf sie unvorbereitet. Unwillkürlich begann sie zu stottern. »Ich dachte, vier sei eine gute Zeit. Eine

Stunde, bevor die Zeremonie beginnt. Du weißt schon, noch so ein paar Aufnahmen von uns machen...« Ihre Stimme schien zu verstummen. »Wieso? Ist vier Uhr keine passende Zeit?«

Er nickte. »Doch, natürlich.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich hätte das zwar so nicht arrangiert; aber sicher, ist schon ganz in Ordnung.«

»Wie hättest du's denn arrangiert?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, vier Uhr ist in Ordnung.« Sie wechselten das Thema. »Ich habe das Kleid bei Bonwit gekauft. Fuhr heute hin und probierte es an, und es sah großartig aus. Du hattest recht.« Er lächelte.

»Es ist dir doch wohl klar, daß du ziemlich lange darin herumsitzen mußt – da du die Fotografen schon für vier Uhr bestellt hast.«

»Möchtest du, daß ich das umarrangiere?«

»Nein, vier Uhr ist ganz in Ordnung. Du mußt dir nur klarmachen, daß das gewisse Konsequenzen beinhaltet, weiter nichts. Könnte sein, daß das Kleid bereits ein wenig zerknittert wirkt, wenn die eigentliche Zeremonie beginnt.«

»Was wäre eine bessere Zeit? Fünf?«

»Um fünf ist unsere Trauung.« Er lachte leise. »Scheint dir schon nicht mehr ganz bewußt zu sein.«

»Nun, wann sonst? Später?«

»Nein. Später sind wir zu erschöpft, um noch für ein formelles Bild zu posieren.«

»Nun, wann also?« fragte sie wieder.

»Hab dir doch gesagt. Vier Uhr ist soweit ganz in Ordnung.«

»Aber du hast auch gesagt, du hättest es so nicht arrangiert.«

»Hab's mir inzwischen anders überlegt. Ich begreife jetzt, daß du recht hattest. Ich stimme mit dir überein.«

»Und was soll das dann bedeuten mit diesen ›gewissen Konsequenzen‹?«

»Was willst du von mir?« fragte er, und seine Stimme senkte sich in demselben Maße, wie sich die ihre hob. »Ich habe doch gesagt, ich stimme mit dir überein.«

Weshalb sie sich so frustriert fühlte, hätte sie selbst nicht sagen können. Sie wußte nur, daß sie am liebsten die Miró-Lithographie hinter ihm von der Wand gerissen hätte, um sie ihm über den Schädel zu knallen.

»Wer ist Leonore Cressy?« fragte sie urplötzlich und begriff sofort, daß sie für diese Frage den absolut falschen Zeitpunkt gewählt hatte.

Zu dieser Erkenntnis bedurfte es nicht viel. Das verriet ihr sein Gesichtsausdruck.

»Woher weißt du von Leonore Cressy?« fragte er, und es klang fast wie ein Fordern. »Hat sie dich angerufen, während ich außerhalb war?«

»Nein.« Donna fühlte sich von Sekunde zu Sekunde unbehaglicher. Diese Frau – wer immer sie auch sein möchte – war augenscheinlich mehr als nur eine halbvergessene Verwandte. Wegen einer altjüngferlichen Tante etwa zuckte man nicht urplötzlich aus seinem Sessel hoch. In der Tat: Victor bewegte sich jetzt auf sie, Donna, zu.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte er mit

beherrschter Stimme.

»In deinem Adressenbuch bin ich auf ihren Namen gestoßen«, erklärte sie. »Und zwar, als ich nach der Telefonnummer von Carnation Florists suchte. Weshalb bist du so erregt? Wer ist sie?«

»Hast du sie angerufen?«

»Nein, natürlich nicht. Das würde ich niemals tun.« Allerdings war ich ziemlich in Versuchung, hätte sie um ein Haar hinzugefügt, besann sich jedoch rechtzeitig. »Wer ist sie?«

Eine lange Pause trat ein. Victors Gesicht entspannte sich. »Eine ausweichende Antwort würdest du an diesem Punkt ja wohl kaum akzeptieren.« Sie schüttelte den Kopf, lächelte; spürte deutlich, wie sich die Situation zu entkrampfen begann. »Meine Mutter«, erklärte er mit irgendwie tonloser Stimme.

Donna war so verblüfft, daß sie sekundenlang kein Wort hervorbrachte. »Deine Mutter?« fragte sie schließlich fast schrill. »Deine Mutter? Ja, hast du denn nicht gesagt, sie sei tot!?«

Er hatte sich inzwischen gesetzt. Jetzt erhob er sich wieder. »Das ist sie auch«, sagte er mit der gleichen tonlosen Stimme wie zuvor. »Für mich ist sie tot.«

»Was soll das heißen?« Unwillkürlich war sie aufgesprungen.

»Es soll genau das heißen, was ich gesagt habe. Für mich ist meine Mutter tot. Inzwischen seit über drei Jahren.«

»Was bedeutet das? Ich begreife nicht!«

»Warum regst du dich so auf?«

»Warum? Warum? Wir wollen in ein paar Wochen heiraten, und plötzlich stellt sich heraus, daß du mich über deine Mutter belogen hast. Sie ist gar nicht tot!«

Auf seinem Gesicht spiegelte sich Zorn. »Nun mal langsam. Mit Beschimpfungen solltest du vorsichtig sein.«

»Inwiefern habe ich dich beschimpft?«

»Du hast mich gerade einen Lügner genannt. Ich habe dich niemals belogen.«

»Du hast mir gesagt, deine Mutter sei tot.«

»Für mich ist sie tot.«

»Und weshalb steht dann ihre Telefonnummer in deinem kleinen schwarzen Buch?«

Er schwieg lange, sehr lange. Donna spürte, wie es in ihrer Kehle würgte. Sie unterdrückte die aufsteigenden Tränen.

»Ich weiß nicht«, sagte er schließlich. »Ich weiß es nicht.«

Langsam ließ sich Donna wieder auf den Sitz sinken. Plötzlich wirkte alles sehr kalt. »Ich glaube, du sagst mir besser, was da vor sich geht.«

»Gar nichts geht da vor sich. Was auch immer geschehen ist, es liegt über drei Jahre zurück. Es ist tot und begraben.« Er brach ab.

Noch immer sah sie ihn erwartungsvoll an, konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie rannen ihr über die Wangen, doch sie machte keine Anstalten, sie abzuwischen.

»Du ruinierst dein Make-up«, sagte er leise, fast scheu.

»Erzähle«, forderte sie ihn auf. Ihre Hände fühlten sich an wie leblose Eisklumpen.

Er setzte sich neben sie, griff nach ihren Händen. Sie ließ es geschehen, verhielt sich völlig passiv.

»Ich liebe dich«, sagte er.

Sie lachte. »Nun wirst du mir vielleicht außerdem gestehen, daß du eine Frau hast, die an sich zwar noch lebt, aber für dich gemeinsam mit deiner Mutter gestorben ist.« Sie sah ihn an, suchte in seinem Gesicht verzweifelt nach einem Zeichen, das ihr verriet: ihr schlechter Witz war in der Tat nichts als eben dies – *ein schlechter Witz*.

Doch da war nichts in seinen Augen, das auch nur versuchte, in Abrede zu stellen.

»Oh, nein«, sagte sie und wollte ihre Hände befreien, um aufzustehen. Doch er ließ sie nicht los. »Oh, nein«, wiederholte sie. »Ich kann's nicht glauben. Ich kann's einfach nicht glauben.«

»Hör mir zu«, sagte er, und seine Stimme hob sich. »Sei für ein paar Minuten still und hör mir zu.«

»Kommandiere mich nicht herum!«

»Halt den Mund!« schrie er. »Ich sage dir, was du tun sollst, und du wirst es tun. Das heißt, sofern dir daran liegt, die Wahrheit zu hören.«

»Es ist jetzt ein bißchen spät für die Wahrheit, findest du nicht?«

»Meinst du?« schrillte er. »Meinst du? Ist es *das*, was du mir klarzumachen suchst?«

Er ließ ihre Hände los, schien sie fast von sich zu schleudern und sprang auf, eilte im Zimmer hin und her. Er

glich einer Bombe, die jeden Augenblick explodieren konnte.

»Die Wahrheit zu hören interessiert dich wohl nicht? Lügen oder Halbwahrheiten sind dir lieber. Es macht dir nichts aus, mich einen Lügner zu nennen; aber wenn es darum geht, die Wahrheit zu hören, bist du nicht interessiert!«

»Dreh mir doch das Wort nicht im Munde um!« schrie Donna und er hob sich mit einem Ruck. »Versuche nicht, die Sache so hinzustellen, als sei das alles meine Schuld.«

»Davon ist überhaupt nicht die Rede, Donna«, sagte er. »Wer spricht hier denn von Schuld? Liegt dir soviel daran, irgendwem für irgendwas Schuld zu geben? Wir reden über Wahrheit. Entweder interessiert es dich, die Wahrheit zu hören, oder es interessiert dich nicht.«

»Ich kann's einfach nicht fassen – wie alles verdreht worden ist!«

»Du hast den Ball, du bist am Aufschlag, Donna. Was wirst du tun? Aufschlagen oder aber streiken und den Platz verlassen?«

»Allmächtiger, verschone mich mit deinen Metaphern.«

Eine kurze Pause trat ein. »Was wirst du tun, Donna?« wiederholte er. »Es liegt ganz bei dir.«

»Bei mir«, sagte Donna fast unhörbar. Unwillkürlich preßte sie die Faust gegen ihre Brust. »Bei mir.«

»Ich bin bereit, dir die Wahrheit zu erzählen, wenn du bereit bist, sie anzuhören.«

»Ich bin bereit«, erklärte sie und setzte sich wieder, saß ganz steif. Minutenlang schwiegen beide. Dann hob Donna

den Kopf und sah Victor an. Zwar blieb sie noch immer stumm, doch ihre Geste besagte eindeutig: Sie war bereit, ihm zuzuhören.

Victor atmete tief ein. »Danke«, sagte er. Abermals eine lange Pause. »Vor über fünf, nein, fast sechs Jahren«, begann er, vorsichtig seine Worte wählend und sich dennoch mehrmals verhaspelnd, »lernte ich Janine Gauntly kennen und heiratete sie.« Donna sog tief die Luft ein. Plötzlich schien es rings um sie zu wirbeln, und in ihrem Magen rumorte es. »Hör mir zu«, fuhr er fort und schien ihren Zustand sehr genau zu erkennen: die wachsende Beklemmung, den sich gleichsam verdunkelnden Blick (obwohl sie sich angestrengt bemühte, ihre Augen klar auf ihn gerichtet zu halten). »Wir sind geschieden«, versicherte er hastig. »Ich schwöre dir, wir sind geschieden. Das war schon, als ich hierherzog. Die Ehe erwies sich als Katastrophe – warum, kann ich beim besten Willen nicht sagen. Es klappte einfach nicht, so gaben wir nach zwei Jahren auf, und ich zog aus. Kinder hatten wir nicht, irgendwelche Komplikationen schien es nicht zu geben. Aber dann gab es trotzdem eine.« Er legte eine dramatische Pause ein. Selbst jetzt, in diesem Augenblick der Krise, war er ungemein auf Wirkung bedacht. »Meine Mutter.«

Fast unhörbar atmete Donna aus, doch in ihrem Magen rumorte es weiter. Sie schwieg; wartete darauf, daß er fortfuhr. »Ich habe dir ja gesagt, daß ich ein Einzelkind war«, erklärte er, um sogleich hastig hinzuzusetzen, »und das stimmt. Meine Eltern konnten keine weiteren Kinder

haben. Nachdem ich auf der Welt war, hatte meine Mutter noch eine Reihe von Fehlgeburten – einmal war sie praktisch schon im sechsten Monat. Ein kleines Mädchen, das man nicht durchbringen konnte. Hiervon hat sich Mutter nie wirklich erholt, und mag es sich auch wie ein Klischee anhören – Janine wurde später für sie so etwas wie eine Tochter. Sie standen einander sehr nah, sehr, sehr nah. Allzu nah.« Er schwieg einen Augenblick. »Gab es zwischen Janine und mir irgendwelche Probleme, so ergriff sie stets für Janine Partei. Man hätte meinen können, Janine sei ihr Kind und ich der ›Angeheiratete‹. Mag sein, daß ich das übertrieben gesehen habe, aber es gefiel mir nicht. Andererseits versuchte ich, mich damit abzufinden. Solange es zwischen Janine und mir einigermaßen stimmte, ging das auch. Dann trennten wir uns, und ich zog in eine eigene Wohnung. Daß es meine Mutter hart ankommen würde, war mir klar gewesen. Was ich jedoch nicht ahnte, war dies: Meine Mutter fuhr fort, sich mit Janine zu treffen, und sie sprach mit ihr tagtäglich, wie sie's seit langem zu tun pflegte.« Er hielt inne. Sein Blick forschte in Donnas Gesicht nach einem Hauch von Verständnis – er fand nur einen Ausdruck von Verwirrung: eine leicht gekräuselte Stirn. »Meine Mutter schien sich ganz und gar auf die Seite der Frau zu stellen, der ich zwei der elendsten Jahre meines Lebens verdankte. Vielleicht erkläre ich das nicht richtig, ich weiß nicht, aber ich fühlte mich – fühlte mich wirklich – verraten. Ja, verraten. Das ist das Wort. Die Vorstellung, daß die beiden miteinander befreundet blieben, war mir unerträglich. Zwischen Janine und mir war

es aus. Ich wollte sie endgültig raus haben aus meinem Leben.« Von Satz zu Satz, von Wort zu Wort klang seine Stimme eindringlicher. »Schließlich stellte ich meine Mutter vor die Wahl: entweder Janine oder ich, die Exschwiegertochter oder der Sohn.« Er schüttelte den Kopf. »Klingt jetzt vielleicht kleinlich oder kindisch, ich weiß nicht. Damals allerdings war es für mich ungeheuer wichtig, und hauptsächlich darauf kommt es an. Nicht, wie wichtig oder unwichtig es für andere war, sondern wie wichtig für mich.« Wieder brach er ab, und das Sprechen schien ihm zunehmend schwerer zu fallen. »Ich – äh – ich sagte meiner Mutter, wie mir zumute war. Ich sagte ihr auch, daß sie sich offenbar bereits klar entschieden habe; und es war auch nicht, daß sie die falsche Wahl traf, es war vielmehr...« Er brach ab, schwieg ein, zwei Sekunden, fuhr dann fort: »Sie zögerte.« Wieder hielt er inne. Was sich im Tieferen – im Psychologischen, wenn man so wollte – abgespielt hatte, schien er nach wie vor nicht zu begreifen. »Ich bot ihr die Wahl zwischen ihrem eigenen Sohn und jemandem, der erst zwei Jahre zuvor in ihr Leben getreten war – und sie zögerte. Also sagte ich, augenscheinlich habe sie ihre Wahl getroffen, und ansonsten gäbe es zwischen uns wohl nichts weiter zu sagen; ich würde aus ihrem Leben scheiden. Und genau das tat ich. Ich gab meinen Job auf, packte meine Siebensachen und zog nach Florida.« Sein Blick suchte Donna, ein liebevoller Blick. »Mach den Mund zu«, sagte er zärtlich. »Sonst schwirrt noch eine Biene hinein.«

Sie ignorierte seinen plötzlichen Plauderton. »Du bist

einfach so fort«, sagte sie verwirrt. »Hast alles zurückgelassen?«

»Nichts habe ich zurückgelassen«, versicherte er. »Denn da war nichts, das ich hätte zurücklassen können.«

»Hast du deine Mutter seitdem nicht mehr gesehen?« Er schüttelte den Kopf. »Weiß sie, wo du bist?«

»Ja.«

»Und?«

»Nichts«, erklärte er. »Sie hat mich ein paarmal angerufen, aber ich habe ihr nichts zu sagen.«

»Nach all dieser Zeit?«

»Es gibt Wunden, die nie verheilen.«

»Und es gibt Mütter, die sterben«, erwiderte Donna nicht ohne Härte. »Ist das, was sie tat, wirklich so unverzeihlich?«

Nun war es an Victor, verwirrt den Kopf zu schütteln. »So habe ich's jedenfalls immer gesehen«, sagte er. »Aber vielleicht irre ich mich ja. Ich weiß es einfach nicht. Dennoch wäre ich im Augenblick nicht bereit, sie wiederzusehen.« Er setzte sich neben Donna. »Was ich weiß, ist, daß ich niemals die Absicht hatte, dich anzulügen. Als ich dir sagte, sie sei tot, wußte ich noch nicht, daß ich dir zwei Monate später einen Heiratsantrag machen würde. Damals hattest du mir so viel über deine eigene Mutter und deine Gefühle für sie erzählt, daß ich einfach nicht wußte, wie ich dir mein Verhältnis zu meiner Mutter darstellen konnte. Wie hättest du auch verstehen sollen?« Abermals schüttelte er den Kopf. »Für einen Mann, der sich auf seinen gesunden Menschenverstand einiges zugute hält, ist dies eine – äh –

recht unübliche Art des Verhaltens.«

Donna nickte stumm. Dann fragte sie: »Und was ist mit deiner früheren Frau?«

»Was soll mit ihr sein?«

Wieder spürte Donna aufsteigenden Zorn. »Warum hast du mir nie gesagt, daß du schon mal verheiratet warst?«

»Für mich zählte nur die Gegenwart, nur sie war wirklich wichtig.«

»Hör endlich damit auf«, sagte Donna und stand auf.

»Aufhören? Womit denn?«

»Mit diesem dauernden: *für mich*«, erklärte sie. »*Für mich* ist meine Mutter tot, *für mich* zählt nur die Gegenwart. Bedauerlicherweise stimmt das, was für dich zählt, nicht so ganz mit den Fakten überein. Findest du nicht, ich hatte das *Recht* zu wissen?«

»Nein«, erwiderte er und erhob sich gleichfalls. »Nein, es wollte mir beim besten Willen nicht in den Kopf, daß meine frühere Ehe mit uns nur das Geringste zu tun haben könne. Kinder entstammten ihr nicht. Mit Janine hatte ich seit Jahren keine Verbindung, und es ist auch nicht meine Absicht, in Zukunft mit ihr Verbindung aufzunehmen.« Hastig ging er hin und her. »Mir leuchtete nicht ein – und mir leuchtet nach wie vor nicht ein –, inwiefern ein Gespräch über meine früheren Fehler irgendeine Bedeutung für *unser* Zusammenleben haben könnte.« Donna suchte nach Worten, um ihm zu widersprechen. »Habe ich dich jemals über deine Vergangenheit befragt? Über ehemalige Liebhaber?«

»Das ist doch nicht dasselbe«, protestierte Donna. »Ich

war jedenfalls nicht verheiratet.«

»Habe ich dich danach gefragt?«

»Brauchtest du ja nicht. Ich habe dir ja freiwillig alles über mich erzählt.«

»Nun, ich bin eben anders als du. Ist das so furchtbar? So verkehrt, daß ich mich da von dir unterscheide?«

»Das ist nicht der springende Punkt.«

»Und was ist, deiner Meinung nach, der springende Punkt?«

»Daß du's mir hättest sagen sollen.« Sie ließ sich wieder auf den Sitz fallen. Langsam näherte er sich ihr; blieb dann vor ihr stehen, sank auf die Knie.

»Hätte es denn irgendeinen Unterschied gemacht?« fragte er. »Hätte es etwas an deinen Gefühlen für mich geändert, wenn ich dir gesagt hätte, ich sei bereits verheiratet gewesen?«

»Damals nicht.«

»Und jetzt?« fragte er, während seine Augen unversehens so trübe wurden, daß Donna erschrak: Nein, auf Tränen von seiner Seite war sie wirklich nicht vorbereitet. »Macht es jetzt irgendwie einen Unterschied in deinen Gefühlen für mich?«

Donna schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.« Sie hielt inne. »Ich habe nur ganz einfach das Gefühl, daß irgend etwas geschehen ist, das – das mir die Luft zum Atmen nimmt.«

Seine Hand strich über ihren Arm. »Tut mir leid«, sagte er. »Es war falsch von mir. Ungeheuer dumm. Eine andere Erklärung dafür gibt's einfach nicht.« Er saß jetzt neben ihr.

»Ich bin es wohl einfach nicht gewohnt, Fehler zu machen, und wenn mir welche unterlaufen, scheue ich zurück, sie zuzugeben.«

Sie sah ihm in die Augen, und seine Tränen erschienen ihr als eine Art Parodie ihrer eigenen. »Aber wieso denn? Fehler, Irrtümer – sie machen dich doch nur menschlicher.«

»Bin ich in deinen Augen denn nicht menschlich?« fragte er. »Oh, Gott, ich liebe dich so sehr.«

Schluchzend lagen sie einander in den Armen. Und in Donna herrschte ein furchtbarer Wirrwarr: Gefühle, Instinkte, Gedanken, alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Sie wußte kaum noch, wer sie war oder wo sie war.

»Bitte, sag mir, daß du mich liebst«, flehte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich liebe dich«, sagte sie unter Tränen. »Ich liebe dich.« Sie löste sich von ihm. »Ich weiß nur nicht, ob wir nicht...«

»...ob wir nicht was?«

»...ob wir uns mit allem nicht ein bißchen Zeit lassen sollten«, erklärte Donna.

»Wozu? Entweder liebst du mich, oder du liebst mich nicht.« »Vielleicht ist Liebe nicht genug.«

»Was gäbe es denn sonst noch?«

»Vertrauen«, sagte sie nur.

Sofort fühlte sie, wie er sich von ihr zurückzog. Wo waren seine Arme? Wo blieben die sanften, beschwichtigenden Worte? Sie brauchte doch beides, Zärtlichkeit und Trost. Und die Versicherung, daß es ihm leid tat, daß er bedauerte – aufrichtig bedauerte.

Er öffnete den Mund, und voll innerer Anspannung wartete sie, hoffte.

Doch seine Stimme klang kalt, distanziert. »Da kann ich nichts weiter tun«, erklärte er. »Ich habe alles, so gut ich irgend konnte, dargelegt. Ich habe mich entschuldigt. Mehr kann ich nicht tun. Mehr werde ich nicht tun. Entweder du akzeptierst meine Entschuldigung, oder du akzeptierst sie nicht. Ich liebe dich. Ich möchte dich heiraten. Aber wenn du das Gefühl hast, daß du mir nicht länger vertrauen kannst, dann bin ich machtlos. Vertrauen – das braucht seine Zeit. Mehr noch. Es gehört von vornherein ein Stück blindes Vertrauen dazu. Entweder hat man's, oder man hat's nicht. Ich kann dir sagen, daß ich dich liebe. Daß ich von nun an all deine Fragen so offen und aufrichtig beantworten werde, wie nur möglich. Ich kann dir versichern, daß ich nie im Zorn die Hand gegen dich erheben werde. Auch werde ich dich nie betrügen. Niemals. Das kann ich schwören. Doch beweisen kann ich es nicht. Du mußt mir vertrauen. Du mußt bereit sein, immer hundert Prozent zu geben.«

»Ich dachte, in einer Ehe sei es fünfzig-fünfzig«, sagte sie ruhig. »Wer hat dir das erzählt?« fragte er und versuchte ein Lächeln. Seine Stimme klang wieder sehr sanft. »Gewiß niemand mit genügend Grips.« Er berührte ihr Gesicht. »Bei einer Ehe kann man nicht ›halbe-halbe‹ machen, sonst wird nur eine halbe Sache daraus.« Sie lachte leise, unter Tränen. »Es wäre buchstäblich ein Stehenbleiben auf halbem Wege. Ist das wirklich der beste Treffpunkt? Kaum. Geh dem andern so weit entgegen, wie nur möglich. Geh ihm ganz entgegen. Nimm ihn in die Arme

und sage ihm, daß du ihn liebst. Selbst wenn er sich im Recht glaubt und meint, du seist im Unrecht; selbst wenn du sicher bist, daß er sich mies verhält – zögere nicht. Denn es mag sehr wohl sein, daß er genau weiß, wie falsch und wie mies sein Verhalten ist – und daß er nur nicht die Kraft hat, sich das in dem betreffenden Augenblick auch selbst einzugehen.« Er schwieg einen Moment. »Gib mir diesen Extra-Bonus, Donna«, bat er. »Vertrau mir. Ich weiß, daß bei mir einiges mies ist. Aber ich liebe dich. Bitte, schieb unsere Hochzeit nicht auf. Geh vorwärts, nicht rückwärts.« Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände. »Werde meine Frau.«

Die Fotografen traten um Viertel nach vier ein. Donna wartete bereits seit einer Dreiviertelstunde, vollangekleidet. Und trotz der Klimaanlage begann sie, sich genau so zu fühlen, wie Victor es vorhergesagt hatte: verwelkt. Immer wieder prüfte sie ihr Abbild im Spiegel, strich ein paar widerspenstige Strähnen nach dieser, nach jener Seite. Immer wieder sagte Victor zu ihr, sie möge doch ihr Haar in Ruhe lassen, dadurch werde ja alles nur noch schlimmer. Und als sie ihre Frisur endlich in Ordnung gebracht zu haben glaubte, starrte er sie an und fragte: »Warum hast du das gemacht? Vorher hat's mir viel besser gefallen.«

Verstohlen ließ sie ihre Blicke unablässig über ihre Achselhöhlen gleiten; bis ihr Victor schließlich erklärte, je mehr sie sich wegen des »Transpirierens« sorge, desto mehr werde sie schwitzen. Danach forschten ihre Blicke

noch verstohlener, wenn auch kaum weniger häufig. Plötzlich begannen ihre Handrücken zu jucken; Victor sagte zu ihr, sie dürfe auf gar keinen Fall kratzen. Alles nur Nervensache, versicherte er. Nur zu gern hätte sie ihm geantwortet: Mit ihren Nerven sei alles in Ordnung – abgesehen von der Tatsache, daß er ihr auf »selbige« ging.

Und am liebsten hätte sie zu ihm gesagt: Halt endlich den Mund, und verzieh dich nach Connecticut. Ein Drink wäre jetzt eine wahre Erlösung gewesen. Einer? Wenigstens vier, fünf. Und es wäre herrlich gewesen, in diesem Raum voller Blumen gleichsam Amok zu laufen – zu hausen wie jene sprichwörtlichen Vandalen. Denn von Minute zu Minute schien sich hier alles immer mehr in eine Art Totensaal zu verwandeln, wobei niemand anderer als sie selbst die frisch aufgebahrte (und noch schweißbefleckte) Leiche war. Nur zu gern hätte sie sich all dessen entledigt, was sich wie eine Zwangsjacke anfühlte: weg mit den Schuhen, weg mit dem Kleid, weg mit dem Schleier, weg mit dem Blumenbouquet – und dann nichts wie fort, irgendwohin.

Wie mochte Victor zumute sein? Doch plötzlich läutete es an der Tür. Es war Viertel nach vier, und die Fotografen erschienen, stotterten irgendwelche Entschuldigungen, bauten ihr Gerät auf und »schossen« drauflos, erst die Braut allein, dann Braut und Bräutigam, zunächst förmlich, anschließend ganz »locker«; ein paar frühzeitig eintreffende Gäste wurden mit auf die Platte gebannt. Nunmehr tauchten, gleichfalls verspätet, jene Service-Leute

auf, die sich eben um den ganzen Service kümmern sollten. Selbstverständlich hatten auch sie entsprechende Ausreden parat, und natürlich wünschten sie dem Brautpaar alles Glück der Welt etcetera, etcetera.

Bald darauf erschien der Friedensrichter mit seinem Schreiber. Er war auf die Minute pünktlich, also keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Nur eitel Freude und Lächeln und allerbeste Wünsche.

Auf einmal trat Stille ein – eine Stille, die ebenso laut wirkte wie der Lärm, den sie ablöste. Der Friedensrichter sprach, und er sagte etwas über den feierlichen Anlaß dieser Zusammenkunft. Er äußerte sich über den freudvollen gemeinsamen Weg, den das Brautpaar zu unternehmen gedachte; und das Stichwort »unternehmen« löste bei Donna die Assoziation »Bestattungsunternehmer« aus, denn genauso wirkte all dies auf sie.

Was der Friedensrichter im einzelnen sagte, konnte sie nicht verstehen; sie sah nur, wie er seine Lippen bewegte – und ob Trauung oder Begräbnis, das schien so ziemlich einerlei.

Gleichzeitig spürte sie, wie ihr der Schweiß nicht nur aus den Poren, sondern direkt durchs Kleid quoll und dieses befleckte. Ihre Handrücken begannen wieder zu jucken, und vertraute Stimmen sprachen: Victors und ihre eigene sagten irgend etwas wie »Ja«. Sacht spürte sie den Druck von Victors Lippen an ihrem Mund; ringsum schien man sich vor lauter Jubel zu überstürzen.

Es war vorüber. Was eigentlich? Was war vorüber, und

was fing an?

Sie blickte zu Victor. Stolz und zufrieden strahlte er sie an. Aber wie war ihm wirklich zumute? dachte sie.

Später – inzwischen hatte man sich mit etlichen Bissen und Schlucken gestärkt – wandte sie sich direkt an ihn, an Victor (und in der Tat hatte sie jetzt die erforderlichen vier, wenn nicht gar fünf Drinks intus): »Weißt du, ich habe mich gefragt, wie das wohl so war, damals mit dir – einfach deine Sachen packen und weg aus Connecticut...«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte er. »Wie meinst du das?« Seine Frage klang absolut arglos, er hatte inzwischen selbst etliche Drinks gekippt.

»Nun, ich meine nur – was passiert, wenn's mit uns nicht klappt. Packst du dann auch deine Siebensachen und schwirrst einfach ab aus Florida? Würdest du einfach verkünden, ich sei für dich tot, um anschließend mit unbekanntem Ziel zu verreisen?«

Er lächelte. Sein Gesicht drückte nichts aus als Liebe, und seine Stimme klang so sanft und so zärtlich, daß wohlvertraute Schauer ihren Körper überliefen.

»Ich würde dich auslöschen«, erwiderte er sacht. Und dann küßte er sie.

Die neue Mrs. Donna Cressy verbrachte einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Hochzeitsnacht im Bad, wo sie sich erbrach, wieder und wieder.

Donna beobachtete den Mann ganz genau. Weit hinten im Gerichtssaal hatte er gesessen. Jetzt erhob er sich und schritt an ihr vorüber, um seinen Platz im Zeugenstand einzunehmen. Sonderbar, wie linkisch seine Bewegungen wirkten. Starr war ihr Blick auf ihn gerichtet – auf diesen Mann, der gegen sie aussagen würde. Er war von mittlerer Größe, war mittleren Alters. Dieses Wort »mittel« kennzeichnete ihn samt und sonders: Mittelschicht, Mittelmaß. Donna mußte unwillkürlich lächeln. Bekam einen irgendwie absurd Klang, dieses Wort, wenn man's mehrmals wiederholte: mittel... mittel... mittel... Sein braunes Haar war sorgfältig zur einen Seite gekämmt, um eine aufknospende kahle Stelle zu bedecken. Wieder mußte sie über ihre eigene Wortwahl lächeln. Wie konnte man von einer kahlwerdenden Stelle als »aufknospend« sprechen? Andererseits – wieso eigentlich nicht? Sie konnte sich so etwas leisten. Sie war ja nicht zurechnungsfähig. In diese Kerbe würde wohl auch jener »mittlere« Herr hauen. Donna Cressy, von Haus aus meschugge. Unfähig, ihre beiden kleinen Kinder aufzuziehen. Plötzlich schien es ringsum kein Lächeln mehr zu geben. Verdammt soll er sein, dieser Kerl, dachte sie. Wer immer er sein mochte.

Mit einem Mal wurde ihr bewußt, daß ihr keineswegs klar

war, um wen es sich eigentlich handelte. Victor würde ihn für sich und seine Sache einspannen, soviel stand fest – und irgendwie machte sie das nervös. Unwillkürlich warf sie Mel (der etliche Reihen hinter ihr saß) einen hastigen Blick zu: einen fragenden Blick, mit erhobenen Augenbrauen angedeutet. Kannte er diesen Mann? Seine Antwort bestand in einem kaum merklichen Schulterzucken.

Donna blickte wieder zum Zeugenstand. Der Mann dort besaß ein solches Durchschnittsgesicht, daß man es sich selbst bei aller Konzentration kaum merken konnte. Das einzige wirklich Auffällige schien die schlaffe Haut zu sein. Obwohl sie in ihrer Tönung durchaus gesund wirkte, war es, als habe er sich über das nackte Fleisch einen zu großen Mantel gezogen.

Im übrigen wies er keinerlei bemerkenswerte Kennzeichen auf. Er sah weder hübsch aus noch häßlich, weder freundlich noch unfreundlich, sondern ganz einfach – mittel. Mittelmaß in jeglicher Hinsicht. Genau jener Typ also, den man zu übersehen pflegt, wenn es etwa um eine Beförderung geht.

Seine Stimme klang ruhig. Keineswegs unangenehm. Donna beugte sich auf ihrem Sitz unwillkürlich ein Stück vor. Sie wollte genau hören, was dieser Mann zu sagen hatte.

Der Protokollant fragte ihn nach Namen, Adresse, Beruf. »Danny Vogel«, sagte der Mann und mied den Blick in Donnas Richtung. »114 Tenth Avenue, Lake Worth. Ich bin Versicherungsagent.«

Der Richter forderte Danny Vogel auf, lauter zu sprechen,

und Danny Vogel nickte wortlos.

Sie erinnerte sich an den Namen. Danny Vogel. Nach und nach kam auch der Rest richtig ins Bild, ähnlich wie bei einer Polaroid-Kamera, wo man buchstäblich zusehen kann, wie sich das Foto »aufbaut«.

Seine Adresse – nicht unvertraut. Sie war dort gewesen, war dort hingefahren. Unwillkürlich schauderte sie zusammen. Sie erinnerte sich. Er arbeitete mit Victor. Natürlich kannte sie diesen Mann. Allerdings hatte er inzwischen ungeheuer abgenommen. Deshalb wirkte die Haut so schlaff, und deshalb hatte sie ihn auch zunächst nicht wiedererkannt.

Dennoch: Was suchte er hier? Weshalb wurde er in den Zeugenstand gerufen? Wann war er wohl das letzte Mal in ihrem Haus zu Gast gewesen? Hatte er ihre Kinder jemals wirklich gesehen? Wie also sollte er bezeugen, was für eine Art Mutter sie war?

»Seit wann kennen Sie Mr. Victor Cressy?« fragte Ed Gerber, Victors Anwalt.

Mit deutlich vernehmbarer Stimme (er hatte sich die Ermahnung des Richters also sehr zu Herzen genommen) erwiederte Danny Vogel: »Seit ungefähr acht Jahren. Wir arbeiten im selben Büro.«

»Würden Sie sich als guten Freund von Victor Cressy bezeichnen?«

»Ja, Sir.« Er nickte und heftete seinen Blick auf Victor, suchte Bestätigung. Ob Victor darauf reagierte, war für Donna nicht feststellbar.

»Und Mrs. Cressy?«

»Sie kannte ich weniger gut«, erklärte er, den Blick nach wie vor auf Victor gerichtet.

Weniger gut, dachte Donna. Er hat mich überhaupt nicht gekannt. Wir wurden einander vorgestellt, das ist auch alles. Bei verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen haben wir miteinander ein paar belanglose Worte gewechselt: Hallo. Auf Wiedersehen. Ja, ich nehme noch einen Drink. Weniger gut! Was sich aus – oder zwischen – solchen Worten heraushören ließ!!

Nicht einmal bei unserer Trauung war er anwesend! schrie es in ihr – schien es aus ihren Augen zu blitzen. Und warum nicht? Fragen Sie ihn doch mal nach dem Grund, Mr. Gerber, bester Advokat von ganz Florida. Fragen Sie doch mal Mr. Danny Vogel, weshalb er nicht zur Hochzeit seines guten Freundes kam, obwohl ihn die Braut dieses guten Freundes – die Frau, die er »weniger gut« kannte – ausdrücklich auf der Gästeliste hatte haben wollen.

»Was für einen Eindruck haben Sie von Victor Cressy?« fragte Ed Gerber.

»In welcher Hinsicht?« wollte der Zeuge wissen. Donna mußte unwillkürlich lächeln. Nun, Mr. Gerber, dachte sie, dann lassen Sie sich mal was Gescheites einfallen. Daß Danny Vogel die Frage präzisiert haben wollte, verstand sie nur allzu gut.

»Ganz allgemein«, wich der Anwalt aus. »Als Mensch, als Freund, als Kollege.«

Donna konnte Danny Vogel buchstäblich ansehen, wie er in seinem Kopf eine Art Liste aufzustellen begann. Genau diese Funktion war in ihn einprogrammiert: die Wünsche

eines Kunden »auflisten« und dann ausführen. »Als Mensch«, begann er ein wenig zögernd, »ist Victor Cressy stark, kraftvoll, sogar dynamisch. Er ist intelligent, besitzt eine hervorragende Auffassungsgabe, vergißt kein Detail. Er verlangt, würde ich sagen, anderen eine Menge ab; allerdings niemals mehr, als er auch sich selbst abverlangt. Mir gegenüber war er stets fair, diszipliniert, absolut beherrscht.« Er schwieg einen Augenblick, schien innerlich den ersten Punkt abzuhaken: erledigt. »Als Freund ist er loyal, aufrichtig – wenn er mit einem ein Hühnchen zu rupfen hat, so läßt er einen darüber nicht im Zweifel. Er sagt einem die Meinung, was natürlich zu Hochs wie zu Tiefs führen kann.« O ja, natürlich, dachte Donna; aber sagt er einem wirklich, was er denkt, oder glaubt man das nur? »Er ist jemand, der sich einem anderen nicht so leicht anvertraut. Tut er es aber, so weiß man, daß es sich um eine ziemlich ernste Sache handeln muß. Andererseits ist er immer bereit, einem zu helfen, wenn man selber Probleme hat.« Nun gut, Punkt zwei abgehakt: Victor Cressy, der gute Freund, bereit, immer bereit. »Als Kollege – nun, da kann es gar keine Frage geben, er ist der beste Versicherungsmann im ganzen Büro. Ein harter Arbeiter, ein wirklicher Perfektionist.« Danny Vogel blickte sich wie suchend im Gerichtssaal um, als warte er auf eine Eingebung, die ihn jetzt das einzig richtige Wort gebrauchen ließ. »Er ist ganz einfach der *Allerbeste*.«

Ein Superlativ, wie er sich superlativischer schwerlich finden ließ. Punkt drei – Victor Cressy, Kollege – durfte abgehakt werden. Ausgezeichnet, Mr. Vogel.

Und wenn Sie damals nicht zu unserer Hochzeit kamen, so hatte das natürlich seinen Grund, seinen »triftigen« Grund: Victor hatte Ihnen, dem hochgeschätzten Kollegen, noch nicht verziehen, daß Sie ihm bei einem potentiellen Klienten dazwischengekommen waren – ein Frevel, dessen Sie sich seinerzeit überhaupt nicht bewußt waren. Und dann verbrachten Sie fast ein geschlagenes Jahr damit, sich Victor gegenüber zu entschuldigen – intelligenter, fairer Mensch, der er doch ist. Und als er meinte, er habe Sie genug gestraft, da ließ er sich herab, wieder mit Ihnen zu sprechen.

Seither hatten Sie stets das Gefühl, absolut im Unrecht gewesen zu sein, während Victor völlig im Recht war: mit seiner Beschuldigung ebenso wie mit der späteren Behandlung, die er Ihnen »angedeihen« ließ. Ihr »guter Freund« ist ja auch ein meisterhafter Manipulierer. Sein Genie besteht nicht nur darin, daß er andere fortwährend davon überzeugt, einzig er sei dauernd im Recht – oh, nein. Vor Urzeiten hat er sich selbst eingeredet, er sei praktisch unfehlbar, eine Art Doktrin, mit der er selbst seine lächerlichste Handlungsweise verbrämt. Einfach grandios: Er hat die Schuld, doch schuldig fühlen sich immer nur die andern! Donnas Blick glitt vom Zeugenstand hinüber zu Victor Cressy. Ein solches Talent durfte man wohl getrost eine Gottesgabe nennen.

»Und Ihre Eindrücke betreffs Mrs. Cressy?«

»Bei unseren ersten Begegnungen war ich von ihr stark beeindruckt«, erklärte der Zeuge. »Sie war reizend, schien einen ausgeprägten Sinn für Humor zu haben...«

Wieso spricht er von mir in der Vergangenheit? dachte Donna. War sie plötzlich »heimgegangen«? Und bestand ihre Hölle nicht im Spülen von schmutzigem Geschirr, sondern in diesem Gerichtssaal, im Waschen schmutziger Wäsche? Sisyphos wälzt den Felsbrocken hinauf und bricht irgendwann dann doch zusammen, mit dem Ruf: »Ja, ihr habt recht, es ist alles meine Schuld!«

»...sie schien sich zu ändern«, sagte Danny Vogel.

»Wann war das?«

»Schwer zu sagen, denn ich sah sie nur selten, bei irgendwelchen gesellschaftlichen Anlässen; sie machten sich beide immer rarer.« Er legte eine Pause ein. In seinem Mund schien sich eine Menge Speichel angesammelt zu haben, er schluckte. »Als ich Donna kennenlernte, wirkte sie recht – nun ja, weltoffen. Doch über die Jahre hin schien sie sich mehr und mehr zurückzuziehen. Sie empfing keine Gäste mehr im eigenen Haus.«

»Einspruch«, sagte Donnas Anwalt, indem er sich erhob. »Dieser Zeuge kann uns keine begründeten Informationen darüber geben, wer das Haus der Cressys besucht und wer nicht.«

»Stattgegeben.«

Danny Vogel blickte verwirrt um sich.

»Mr. Vogel«, fuhr Ed Gerber fort und nahm den gleichsam baumelnden Faden wieder auf, »wie oft sind Sie – Sie persönlich – von den Cressys eingeladen worden, sei es zum Dinner oder sonst zu irgendeinem gesellschaftlichen Anlaß?«

Danny schwieg, dachte nach. »Nun, während ihrer ersten Ehejahre wohl mehrmals pro Jahr. Nach Adams Geburt vielleicht noch einmal pro Jahr. Nach Sharons Geburt überhaupt nicht mehr.« Wie fragend blickte er zu Ed Gerber. Dieser schien recht genau zu wissen, was der Zeuge sagen wollte. Er gab ihm das Zeichen fortzufahren. »Einmal kam sie, um Victor von der Arbeit abzuholen, und Victor und ich standen wartend auf der Straße – sie hatte sich verspätet. Ich steckte den Kopf ins Auto, um ›Hallo‹ zu sagen, und Victor meinte, Renee und ich könnten doch in der kommenden Woche ihre Gäste sein – irgendwann abends zu einem Barbecue-Dinner. Doch sie erwiderete: Nein, das käme überhaupt nicht in Frage. Victor war das sehr peinlich. Mir auch, wie ich wohl kaum zu betonen brauche.«

»Gab sie irgendeine Erklärung ab?«

»Nein. Mehr sagte sie nicht. Es war sonderbar.«

»Fiel Ihnen sonst irgend etwas >Sonderbares< auf?« wollte Ed Gerber wissen.

Danny Vogel schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Außer – o ja, ihr Haar. Es war knallrot – so karottenrot. Ich hatte sie in der vorhergehenden Woche bei einer Party gesehen, und da war sie noch blond gewesen.«

»Sie hatten also Gelegenheit, Donna Cressy bei verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen zu sehen?«

»Oh, ja. Wir bewegten uns so ziemlich in denselben Kreisen. In unserem Büro war man recht gesellig. Und dauernd gab irgend jemand eine Party.«

»Über die Jahre hinweg – zeigte sich da, bei solchen

Anlässen, in Mrs. Cressys Verhalten irgendeine merkliche Veränderung?«

»Nun, wie ich schon sagte, sie schien sich mehr und mehr zurückzuziehen, in sich selbst. Sie wurde immer weniger gesprächig. Sie lächelte kaum noch. Oft war sie erkältet. Stets schien irgend etwas mit ihr nicht in Ordnung zu sein...«

»Einspruch.« Mr. Stamler schlug einen unwirschen Tonfall an. »Stattgegeben«, sagte der Richter. »Was Schlußfolgerungen betrifft, Mr. Vogel, so ist das Gericht durchaus in der Lage, diese selber zu ziehen.«

Danny Vogel wirkte tief bestürzt, daß er dem Richter Anlaß zu einer solchen Schelte gegeben hatte. »Tut mir leid, Euer Ehren«, beteuerte er fast unhörbar und wiederholte dann lauter, weil ihn der Richter in diesem Punkt ja bereits ermahnt hatte.

»Tut mir leid.«

»Hat es solche Partys auch in Ihrem eigenen Haus gegeben, Mr. Vogel?« fragte Ed Gerber, der die Antwort natürlich im voraus kannte.

»Ja, Sir.«

»Und die Cressys wurden eingeladen?«

Erneut eine bejahende Antwort.

»Wann war das?«

»Vor gut zwei Jahren«, erwiderte Danny Vogel. »Mein vierzigster Geburtstag.«

Donna erinnerte sich sehr genau. Fünfundzwanzig Monate war es inzwischen her. Präzise neun Monate vor Sharons Geburt. Jener Abend, oder jene Nacht, da Sharon

gezeugt worden war. »Könnten Sie genau schildern, was von dem Zeitpunkt an geschah, als die Cressys auf Ihrer Party erschienen?«

Donna dachte an die Party zurück. Was, um alles in der Welt, konnte Danny Vogel da zu berichten haben?

»Nun, sie hatten sich verspätet. Sie waren die letzten, die eintrafen. Aber Victor war sehr freundlich, sehr herzlich. Donna hielt sich irgendwie zurück. Sie lächelte nicht, als sie eintrat; schien mit den Gedanken ganz woanders zu sein. Ich dachte mir, daß das wieder so eine ihrer Stimmungen war...«

»Einspruch.«

Zwischen dem Richter und ihrem Anwalt entspann sich ein Juristenkauderwelsch, dann fuhr der Zeuge fort. »Jedenfalls kann ich mich kaum erinnern, daß sie irgend etwas sprach. Blickte ich einmal in ihre Richtung, stand sie immer ganz für sich. Stand einfach so da, einen Drink in der Hand, schien sich überhaupt nicht zu bewegen. Ab und zu nahm sie ein Schlückchen, und im übrigen schniefte sie – sie hatte einen Schnupfen, und ich weiß noch, daß ihr die Nase lief. Unentwegt schien sie ein Papiertaschentuch vor dem Gesicht zu haben.«

Wollen sie mir meine Kinder wegnehmen, weil ich mir mit einem Papiertaschentuch die Nase geputzt habe? dachte Donna fassungslos. Papiertaschentuchkonsumentin – nicht qualifiziert, ihren eigenen Kindern die Nase zu wischen! Ja, gottverdammt noch mal (murmelte sie in sich hinein), wer war es denn gewesen, der nachts um drei aufstand, um ihnen die Nase zu putzen, wenn sie riefen

(»Mami, die Nase, die Nase«, hatte Adam stets geschrien, wenn diese sich auch nur anschickte, ein ganz klein wenig zu laufen). Sie hatte ihnen die Nasen gewischt und die Tränen und auch ihre süßen, runden Popos. Irgendwie schien es jedoch pervers zu sein, daß sie sich die eigene Nase wischte, selbst wenn sie einen Mordsschnupfen hatte.

Aber genau das war natürlich der springende Punkt. Sie hatte *schon wieder* eine Erkältung gehabt. Victor hatte ja bereits davon gesprochen, in welchem Maße sie dafür anfällig sei. Sprach man in einem solchen Fall nicht von »aussagebekräftigenden Indizien«?

Ein Papiertaschentuch, gegen sie in die Waagschale geworfen, die sich endgültig zu ihren Ungunsten senkte?

»Schließlich ging ich zu ihr, um mit ihr ein paar Worte zu wechseln«, fuhr Danny Vogel fort, »aber es wurde eine ziemlich einseitige Unterhaltung.«

»Können Sie sich noch an Einzelheiten erinnern?«

»Ich sagte ihr, sie sähe reizend aus.« Er ließ ein Glucksen hören. »Sie stimmte mir zu.«

War natürlich idiotisch von mir, dachte Donna.

»Ihre Stimme klang sehr rauh. Sie schien an Laryngitis zu leiden, was bei ihr recht häufig der Fall war. Deshalb nahm ich an, daß das Sprechen sie anstrengte – zumal ich etliche Fragen gestellt hatte, auf die sie keine Antwort gab.«

»Was für Fragen?«

Danny Vogel zuckte mit den Achseln. »Ich erkundigte mich nach ihrem Söhnchen – Adam. Wie es ihm ginge, ob

sie ihn in den Kindergarten schicken wolle. Sie antwortete nicht. Sie blickte mich nur so an. Ich erinnere mich, daß sie aussah, als hätte sie Angst...«

»Angst? Wovor?«

»Das weiß ich nicht. Sie sagte nichts.«

»Euer Ehren.« Donnas Anwalt, Mr. Stamler, erhob sich. »Ich vermag beim besten Willen nicht einzusehen, welchem Zweck diese Aussage des Zeugen dienen soll. Wenn es die Absicht der Gegenseite ist, ihn als sogenannten >Charakterzeugen< für Victor Cressy auftreten zu lassen – bitte, wir haben nichts einzuwenden. Was er jedoch bislang in bezug auf Mrs. Cressy geäußert hat, war absolut irrelevant. Aus der Tatsache, daß Mrs. Cressy seine Fragen nicht zu seiner Zufriedenheit beantwortete, zieht Mr. Vogel offenbar den Schluß, ihr Verhalten sei irgendwie >nicht normal< gewesen. Nun, Donna Cressy hatte eine Erkältung, sie hatte Laryngitis. Fällt ihr Verhalten damit etwa unter die Kategorie >abnorm<? Disqualifiziert sie das vielleicht als taugliche Mutter?«

»Wenn ich das Gericht um Geduld bitten darf«, warf Ed Gerber ein, bevor der Richter antworten konnte. »Es ist unsere Absicht, die Relevanz dieser Aussage unverzüglich zu belegen.«

Der Richter setzte eine angemessen skeptische Miene auf, gestattete es dem Anwalt jedoch fortzufahren.

Ed Gerber, augenscheinlich in Gedanken versunken, verzerrte seinen Mund. Als er die nächste Frage dann für sich formuliert hatte, stülpte er seine Lippen vor – gleichsam bereit, Wörter auszuspeien.

»Hat Mrs. Cressys weiteres Verhalten während der Party auf irgendeine Weise dazu beigetragen, in Ihnen Zweifel hinsichtlich ihres Geistes- oder Gemütszustandes zu nähren?«

»Nun ja, so mitten während der Party«, erwiderte Danny Vogel, sorgfältig seine Worte wählend, »änderte sich ihr Verhalten plötzlich total. Es war wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Oder Mrs. Hyde«, fügte er hinzu und lachte leise über seinen kärglichen Scherz.

Niemand stimmte in das Lachen ein, nur Ed Gerber ließ ein Lächeln sehen. »Eben noch hatte sie geschnieft und mit niemandem gesprochen, und im nächsten Augenblick kreischte sie drauflos. Und wenn ich Kreischen sage, dann meine ich Kreischen. Sie schrie, sie rief – und ihre Stimme klang völlig klar, ohne die geringste Spur von Erkältung – und so blieb's dann für den Rest des Abends.« Er hielt inne, schien darauf zu warten, daß irgend jemand protestierte. Doch niemand tat's. Donna blickte zum Richter. Sein Interesse war offenkundig wiedererweckt. Aufmerksam hörte er zu.

»Geschah irgend etwas, das Ihnen den abrupten Wechsel im Verhalten von Mrs. Cressy bewußtmachte?«

»Donna stand gegenüber der Bar – in derselben Haltung wie zu Beginn der Party -, als Victor auf sie zutrat, um ihr ein Papiertaschentuch zu reichen. Ich sah, wie er es hielt; und auf einmal schlug sie ihm so kräftig auf die Hand, daß er das Papiertaschentuch fallen ließ. Mit dem Arm stieß er dabei gegen den Arm eines anderen Gastes – einer Dame, die daraufhin ihren Drink verschüttete, und zwar

direkt auf ihr Kleid. Ich glaube, es war Mrs. Harrison. Was Donna betraf, so wurde sie recht aggressiv. Ihre Stimme war laut, sehr laut, und blieb es auch, bis sie gingen. Wann immer irgendwo ein Gespräch begann, schaltete sie sich ein und tat ihre Meinung kund, die den jeweiligen Ansichten exakt zuwiderzulaufen schien. Sie beleidigte eine ganze Reihe von Gästen, wobei sie sich verschiedentlich höchst ordinärer Ausdrücke bediente. Victor gegenüber verhielt sie sich absolut unbarmherzig. Jedesmal, wenn er den Mund öffnete, fuhr sie ihm mit irgendeiner sarkastischen Bemerkung in die Parade. Sie machte ihn, wie man so zu sagen pflegt, richtig herunter. Kritisierte ihn, äffte ihn nach. Es war ungeheuer peinlich. Victor meinte schließlich, es sei Zeit zu gehen. Wieder äußerte sie irgend etwas Bissiges – die Stimme ihres Herrn oder so-, und dann entschwanden sie. Ich muß gestehen, daß wir alle recht erleichtert waren.«

Ed Gerber ließ eine längere Pause eintreten, eine taktisch genau berechnete Pause. »Mr. Vogel, hatten Sie Anlaß zu der Annahme, dieses plötzlich veränderte Verhalten sei auf Mrs. Cressys Alkoholkonsum an jenem Abend zurückzuführen?«

Danny Vogel schien geradezu beglückt, daß ihm diese Frage gestellt wurde. Er gab die Antwort in der Art eines Schuljungen, der – umständehalber – allzulange gezwungen war, ein Geheimnis für sich zu behalten. »Nein«, stotterte er eifrig. »Wie ich schon sagte, stand sie ja ganz allein, gegenüber der Bar. Und genoß den Drink – den ich ihr übrigens selbst gebracht hatte – nur schlückchenweise. Sie rührte sich nicht vom Fleck.

Besorgte sich, soweit ich sah, nie einen weiteren Drink.« »Sie haben zuvor ausgesagt«, fuhr Ed Gerber überaus sorgfältig fort, »daß Victor Cressy ein Mann war, der seine Probleme anderen höchst selten anvertraute.«

»Das ist richtig«, pflichtete der Zeuge bei.

»Nun sagen Sie mir – aber seien Sie vorsichtig; ich möchte nicht, daß Sie mir genaue Gesprächsinhalte wiedergeben, denn all das würde man als ›Hörensagen‹ bezeichnen...« Mit einem verschmitzten Lächeln blickte Ed Gerber zu Mr. Stamler. »Sagen Sie mir, ohne irgendwelche Gesprächsdetails wiederzugeben – hat Ihnen Mr. Cressy jemals anvertraut, er sei über das Verhalten seiner Frau beunruhigt?«

»Oh, ja. Häufig.«

»Und gab er auch der Sorge wegen seiner Kinder Ausdruck?«

»Ja, Sir.«

»Was für eine Art Vater war Victor Cressy?« wollte Ed Gerber wissen. Wieder fiel Donna auf, daß er in der Vergangenheit sprach. War etwa auch Victor plötzlich dahingeschieden?

»Soweit ich das beobachten konnte, war er ein wunderbarer Vater. Sehr um seine Kinder bekümmert, und zwar von dem Zeitpunkt an, wo er wußte, daß Donna schwanger war. Er las alle möglichen einschlägigen Bücher, besuchte mit seiner Frau auch die Kurse für werdende Eltern – und zwar beide Male -, kannte sich aus mit sämtlichen Atemübungen. Während der Wehen blieb er bei Donna, und bevor Adam zur Welt kam, waren das wohl

nahezu vierundzwanzig Stunden...«

Sechsundzwanzig Stunden, du Clown! schrie Donna innerlich und mit blitzenden Augen. Im übrigen war *ich* es, die die Wehen hatte, und nicht der angelernte Fachmann für Atemübungen. Jawohl, ich hatte die Wehen.

Aber hatten ihr die Schwestern nicht immer wieder versichert, sie könne sich glücklich preisen, einen so einfühlsamen Ehemann zu haben!? Zumal nach Sharons Geburt war da diese eine Schwester gewesen, die Victor geradezu angehimmelt hatte. Miststück. Und am liebsten hätte Donna geschrien: Fragen Sie ihn doch mal, unter welchen Umständen das Kind gezeugt wurde!

»Er beharrte ganz strikt darauf, daß Donna genau die richtige Nahrung zu sich nahm, und als sie sich entschloß, die Kinder zu stillen – beide Kinder –, war er vor Glück schier außer sich. Er fand, dies sei gesünder. Auf seine Kinder war er ungeheuer stolz. Manchmal brachte er sie mit ins Büro. Man konnte deutlich sehen, daß er ganz verrückt mit ihnen war.«

»Und haben Sie jemals Donna mit ihren Kindern erlebt?«

Danny Vogel verneinte. Irgendwie gelang es ihm, dieses »Nein« wie ein Verdammungsurteil klingen zu lassen.

Als es ans Kreuzverhör ging, ergriff Donnas Anwalt sofort die Offensive.

»Mr. Vogel«, begann er, und seine Stimme klang so hart und so abgehackt wie das Hämmern einer Schreibmaschine, »sind Sie zufällig ein ausgebildeter Psychologe?«

Danny Vogel lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Haben Sie irgendeine spezielle Ausbildung in den Verhaltenswissenschaften genossen?«

»Nein, Sir.«

»Hatten Sie an der Universität zumindest das Fach Psychologie belegt?«

»Nein, Sir.« Das Lächeln war verschwunden.

»Somit dürfen wir wohl feststellen, daß Sie – sagen wir einmal – für die Beurteilung von Mrs. Cressys Verhalten einer wirklichen Wissensgrundlage entbehren.«

»Ich verlasse mich da auf meine Augen und Ohren«, gab Danny Vogel zurück – nur glich der Vogel jetzt mehr einer Schlange: in die Ecke gedrängt und voll Angst, jedoch zusammengeringelt und bereit zuzustoßen.

»Augen und Ohren, Mr. Vogel, können getäuscht werden, wie wir alle wissen. Kein Außenstehender kann jemals auch nur einigermaßen ahnen, was in einer Ehe wirklich vor sich geht. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?«

»Nun ja, so ziemlich.« Er schwieg einen Augenblick. »Aber Donnas Verhalten war mehr als...«

Mr. Stamler fiel dem Zeugen abrupt ins Wort. »Würden Sie sagen, daß Sie besonders qualifiziert sind, sich über weibliches Verhalten zu äußern? Wie oft waren Sie verheiratet, Mr. Vogel?«

Danny Vogel wand sich unverkennbar. »Zweimal«, räumte er ein.

»Ihre erste Ehe endete mit einer Scheidung?«

»Ja, Sir.«

»Und Ihre zweite Ehe? Ist sie glücklich?«

»Wir leben getrennt«, erwiderte er deutlich hörbar, während er den Kopf senkte.

»Es läßt sich also kaum behaupten, Sie seien hinsichtlich weiblicher Wesensart ein Experte, Mr. Vogel, wie?« fragte der Anwalt sarkastisch.

Und fuhr sogleich fort: »Vor wenigen Augenblicken sagten Sie aus, Sie hätten Mrs. Cressy niemals mit ihren Kindern beobachtet, ist das richtig?«

»Ja, Sir.«

»Nun, dann sind Sie wohl so oder so außerstande, hinsichtlich von Mrs. Cressys Befähigung als Mutter eine Meinung zu äußern – oder?«

»Nein, Sir, aber...«

»Danke, das ist alles, Mr. Vogel.«

Danny Vogel zögerte einen kurzen Augenblick, ehe er den Zeugenstand verließ. Er sah zu Victor. Doch dieser schien ihn zu ignorieren. Weitgehend jedenfalls. Danny Vogel ging zu seinem Platz zurück. Donnas Blick mied er.

Mr. Stamler tätschelte ihr aufmunternd die Hand. (Guter Gott, hatte er eigentlich einen Vornamen? überlegte Donna.) Augenscheinlich glaubte er, diese Runde hätten sie gewonnen. Der Zeuge hatte einräumen müssen, daß er in keiner Weise qualifiziert sei, über Donnas »Befähigung« als Mutter ein Urteil abzugeben.

»Nun, dann sind Sie wohl so oder so außerstande, hinsichtlich von Mrs. Cressys Befähigung als Mutter eine Meinung zu äußern – oder?« So hatte die Frage gelautet.

Und die Antwort. »Nein, Sir, aber...«

Ihr Anwalt hatte es verstanden, dem Zeugen das Wort abzuschneiden. Dennoch schwang dieses »Aber« weiterhin mit, war aktenkundig.

Das Gericht hatte es gehört. Sie hatte es gehört. Dem Richter war es gewiß nicht entgangen. Aber...

Sie wiederholte es, in ihrem Kopf, unentwegt – aber, aber, aber. Bis es – genau wie das Wort »Mittel« – seine exakte Bedeutung verlor und irgendwie schwammig klang, absurd.

»Erzähl mir eine Geschichte.«

Donna betrachtete ihren kleinen, knapp vier Jahre alten Sohn. Kaum eine Armlänge von ihr entfernt, saß er in seinem Bettchen, die hellblaue Decke bis zum Gesicht hochgezogen. Er scheuerte seine Nase daran. »Adam, ich habe dir schon drei Geschichten erzählt. Und die letzte, das habe ich dir gesagt, war wirklich die letzte. Wenn die zu Ende ist, darüber hatten wir uns doch geeinigt, kriechst du unter die Decke und schlafst.«

»Bin ja unter der Decke«, beteuerte er hastig und schien noch tiefer hineinzukriechen.

»Gut.« Donna erhob sich. Sie fühlte sich müde und erschöpft. Dennoch zögerte sie, ihr Söhnchen zu verlassen, sozusagen auf der Stelle allein zu lassen. Und Adam spürte ihre Unentschlossenheit.

»Bitte...«, sagte er, und auf seinem Gesicht zeigte sich ein Lächeln erwartungsvoller Vorfreude.

Donna setzte sich wieder zu ihm aufs Bett. Sofort stützte

er sich neben ihr hoch.

»Also gut«, sagte sie. »Welche Geschichte soll ich dir vorlesen?«

»Nicht vorlesen. Erzählen.«

»Bitte, ich bin so müde. Ich weiß wirklich nicht, was...«

»Erzähl mir eine Geschichte über einen kleinen Jungen, der Roger heißt, und ein kleines Mädchen, das Bethanny heißt.«

Donna lächelte, als sie die beiden Namen hörte – Adams neueste Freunde aus dem Kindergarten. »Nun gut«, sagte sie, »es war einmal ein kleiner Junge namens Roger und ein kleines Mädchen namens Bethanny, und eines Tages gingen sie beide zum Park...«

»Nein!«

»Nein?«

»Nein. Sie gingen zum Zoo, um die Giraffen zu sehen!«

»Wer erzählt diese Geschichte? Du oder ich?«

Adam schien sich kurz besinnen zu müssen. »Erzähl mir eine Geschichte«, beharrte er, »über einen kleinen Jungen Roger und ein kleines Mädchen Bethanny, und wie sie zum Zoo gingen, um die Giraffen zu sehen. Würdest du mir die erzählen?«

»Okay«, willigte Donna mit leisem Lachen ein. »Sie gingen also zum Zoo...«

»Nein! Von Anfang an! Es war einmal...«

»Du verlangst wirklich eine ganze Menge, Schatz!«

»Erzähl mir eine Geschichte von einem kleinen Jungen, der Roger heißt, und einem kleinen Mädchen, das Bethanny heißt, und sie gingen zum Zoo, um die Giraffen zu

sehen. Und sie nahmen ein paar Erdnüsse mit. Aber auf einem Schild stand: >Türen füttern verboten!«

»Was?«

»Türen...«, wiederholte er ungeduldig.

»Tiere, meinst du.«

»Sag ich ja.« Sein Blick sprach Bände: Hörst du *wirklich* so schwer? »Würdest du mir diese Geschichte erzählen?«

Donna holte tief Luft. »Es war einmal ein kleiner Junge namens Roger und ein kleines Mädchen namens Bethanny, und sie gingen zum Zoo, um die Giraffen zu sehen. Und sie nahmen ein paar Erdnüsse mit. Aber auf einem Schild stand: >Tiere füttern verboten.« Okay?« Adam nickte. »Und so...«

»Und so...?«

»Und so aßen sie die ganzen Erdnüsse selber auf«, fuhr Donna hastig fort, »und hatten eine Menge Spaß und kehrten nach Hause zu ihren Mamis zurück und lebten fortan herrlich und in Freuden.« Sie küßte ihn sacht auf die Stirn, erhob sich wieder und knipste das Licht aus.

»Wo ist deine Mami?« fragte die Kinderstimme, und diese Frage traf Donna völlig unvorbereitet.

Sekundenlang schwankte sie unschlüssig. Es war das erste Mal, daß er diese Frage stellte. Was für eine Antwort sollte sie ihm darauf geben. Eine möglichst einfache, entschied sie – und hörte, wie ihre Stimme leise durchs Halbdunkel klang. »Sie ist tot, Liebling. Sie ist vor langer Zeit gestorben.«

»Oh.« Lange Pause. Donna wandte sich zum Gehen. Ja, sie hatte ihm die richtige Antwort gegeben. War nicht

einmal so schwer gewesen.

»Was ist das – gestorben?« fragte er plötzlich. Donna blieb stehen. Guter Gott, mußte das jetzt sein? Im Halbdunkel sah sie Adams Gesicht. Ja, es mußte wohl sein. Sie ging zurück, setzte sich abermals aufs Bett und versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, was für Ratschläge ihr Erziehungshandbuch in diesem Punkt gegeben hatte.

»Äh – laß mich mal nachdenken.« Einem Kind, das am Einschlafen war, konnte man doch unmöglich erklären, der Tod sei so etwas Ähnliches wie Einschlafen. Und das Wort »Himmel« wollte ihr irgendwie nicht über die Lippen. Verdammt, dachte sie, konntest du mit dieser Frage nicht noch ein paar Tage warten? Sollte Victor vor Gericht mit seiner Klage durchkommen, so wäre diese kleine Sache dann sein Problem.

»Nein, *ich* werd's dir sagen«, erklärte sie laut. Victor würde nicht gewinnen. Niemand würde ihr die Kinder wegnehmen.

Adam musterte sie erstaunt. »Warum schreist du denn so?«

»Tut mir leid.« Plötzlich fielen ihr die Ratschläge des Buches wieder ein. »Alle sterben, Schatz«, begann sie. »Das geschieht mit jedem Wesen, das lebt – Blumen, Tiere, Menschen. Es ist eine ganz natürliche Sache und tut nicht weh oder so. Man hört einfach auf zu leben. Für gewöhnlich geschieht das erst, wenn jemand schon sehr alt ist.« Adam starre sie an. »Verstehst du? Genügt dir die Antwort?«

Er nickte stumm und kuschelte sich tief unter seine

Bettdecke. Wieder gab Donna ihm einen Kuß auf die Stirn.

»Ich hab dich sehr lieb, mein Schatz.«

»Gute Nacht, Mami.«

Donna trat hinaus auf den Flur und ging die wenigen Schritte zu Sharons Zimmer. Sofort richtete sich die Kleine in ihrem Bettchen auf.

»Warum bist du noch wach?« fragte Donna.

Das Mädchen schwieg, und schweigend streckte sie ihrer Mutter in der Dunkelheit die Hände entgegen. Donna trat auf sie zu, hob Sharon heraus und hielt den warmen kleinen Körper dicht an ihrem eigenen.

»Du solltest eigentlich schlafen, weißt du.«

Sharon blickte ihrer Mutter tief in die Augen. Und dann hob sie langsam das rechte Händchen und strich Donna ganz sacht über die Wange.

Donna drückte sie an sich. »Schlaf ein, Kleines. Ich habe dich sehr lieb, mein Engel. Schlaf ein, Baby.«

Sharon ließ ihren Kopf auf Donnas Schulter sinken und fiel sofort in Schlaf.

»Mami!« Adams Stimme durchschnitt die Stille.

»Ich bring ihn um!« sagte Donna laut. Behutsam legte sie Sharon in ihr Bettchen zurück.

»Mami!«

Wenige Sekunden später war Donna in Adams Zimmer. »Was ist, Adam?« fragte sie, und aus ihrer Stimme klang leise Verärgerung. Der Junge hatte sich wieder aufgerichtet.

»Ich möchte dich eine Frage fragen.«

Bitte frag mich nicht, was passiert, wenn du stirbst, flehte

sie innerlich. »Was für eine Frage denn, Schatz?«

»Wer hat mich gemacht?«

Oh, nein! dachte Donna. Nicht jetzt. Nicht Leben und Tod an ein und demselben Abend. Nicht nach einem harten Tag voller Gerichtskram. Ein weiteres Mal setzte sie sich – nein, sank sie auf sein Bett. »Mami und Papi haben dich gemacht, Schatz.« Die Neugier in seinen Augen schien unauslotbar. »Woraus?« wollte er wissen.

»Aus Liebe, aus sehr, sehr viel Liebe«, erwiderte Donna. Doch Sekunden, nein Minuten waren vergangen, ehe sie diese Antwort gab. Und während sie noch sprach, hoffte sie, daß Sharon ihr nie, niemals dieselbe Frage stellen würde.

»Du atmest nicht richtig.«

»Doch.«

»Nein, tust du nicht. Das sollte jetzt Atmen gemäß Stufe A sein. Von tief unten soll es kommen, so aus der Magengegend. Du atmest gemäß Stufe B.«

»Ich denke, ich soll so atmen, als ob ich eine Blume rieche.«

»Nein, nein. Das entspricht ja Stufe B. Wir sind jetzt dabei, Stufe A zu üben.«

»Ich bin müde«, sagte Donna gereizt. Langsam und mit einiger Mühe setzte sie sich auf. »Machen wir für heute Schluß.«

Doch Victor zeigte sich unerbittlich. »Wenn wir das Atmen nicht tagtäglich richtig üben, hat das Ganze überhaupt keinen Zweck.« Auf seinem Gesicht erschien ein eigentümlicher Ausdruck – wie ein Schmollen oder wie jungenhafter Trotz.

»Jetzt befindest du auf einmal, es hätte womöglich alles keinen Zweck?« In Donnas Kehle saß ein Lachen. »Jetzt, wo ich gut zwanzig Pfund zugenommen habe und nur noch zwei Monate vor mir liegen.« Mühselig raffte sie sich hoch. »Nicht fair, Victor, ganz und gar nicht fair.«

»Wenn jemand nicht fair ist, dann du«, widersprach er. »Dem Baby gegenüber.«

»Oh, Victor, sei bloß nicht so stor. Du hast doch sonst so viel Sinn für Humor. Wenn wir beim Unterricht sind, stellst du dich immer als ein wahrer Ausbund von Lustigkeit dar.« Mit schwerfälligen Schritten bewegte sie sich zur Hausbar und goß sich ein Glas Gingerale ein. »Na, die sollten dich erleben, wenn du im trauten Heim bist.«

Betreten blickte er beiseite.

»Wir werden morgen üben, Victor. Wenn wir mal einen Tag auslassen, so wird uns das schon nicht umbringen – und auch das Baby nicht.«

»Wie du willst«, sagte er in jenem Tonfall für unangenehme Situationen. »Aber du wirst es sein, die später bedauert...«

»Oh, Victor, verschone mich.« Sie schüttelte den Kopf und versuchte, den aufsteigenden Ärger zu unterdrücken. Es roch nach Zank, nach Krach, und nur zu gern hätte sie das vermieden. »Ich möchte nur mal wissen, was die Frauen getan haben, bevor es diese »vorgeburtlichen Unterweisungen« gab.«

»Sie haben gelitten«, erwiderte er prompt. Mit Betonung fügte er noch hinzu: »Und das nicht zu knapp.«

»Aber sie haben überlebt«, erinnerte sie ihn.

»Manche.«

Die Behendigkeit, mit der er für alles eine Antwort bereithielt, begann ihr gehörig auf die Nerven zu gehen. Und ihre Geduld, so stellte sie fest, nahm im gleichen Maße ab, in dem ihr Bauch wuchs. Von Mal zu Mal wurde die Gefahr größer, daß ihr die »Sicherung« durchbrannte.

»Victor, mein Überleben hängt gewiß nicht davon ab, ob

ich während der Transition fachgerecht eingestimmt bin.« (Neuerworbenes Vokabular, kaum eine Woche alt.)

Victor zuckte mit den Achseln und beugte den Kopf zur Seite. Dann drehte er sich wortlos um und verließ das Zimmer. Sie sah ihm nach. Trotz ihres übergroßen Zorns (der in keinem vernünftigen Verhältnis zum eigentlichen Anlaß stand – das war ihr durchaus bewußt) verlangte es sie nach wie vor nach Victor, und hätte er in diesem Augenblick kehrtgemacht und wäre auf sie zugetreten, sie würde ihn gewiß nicht zurückgewiesen haben, ganz im Gegenteil. Ohne Rücksicht auf ihren augenblicklichen Zustand hätten sie es miteinander gemacht, womöglich direkt auf dem Fußboden, gar kein Zweifel.

Wenn sie sich früher gezankt hatten, pflegte es mehr oder minder regelmäßig auf diese Weise zu enden. Wenn man sich die Sache nicht gar zu primitiv dachte. Es war keineswegs so, daß er einfach seine Hose herunterließ, und schon war alles eitel Wonne und Seligkeit.

Einmal hatte er es allerdings getan, nach einem Streit, unmittelbar und ganz buchstäblich. Die gesamte Länge des Zimmers mußte er hüpfend zurücklegen, und bis er schließlich bei ihr angelangte, schüttelten sich beide so sehr vor Lachen, daß Victors Erektion verschwunden war und Donna buchstäblich Bauchschmerzen hatte. Dennoch: Nachdem sie sich dann ihrer Kleider entledigt hatten, klappte es zwischen ihnen genauso wunderbar wie sonst auch. Ihre beiden Körper schienen miteinander zu verschmelzen, direkt auf dem Fußboden des Wohnzimmers.

Vielleicht war eben dies das augenblickliche Hauptproblem, der Grund dafür, daß sie immer häufiger miteinander zu streiten schienen: Seit fast einem Monat hatten sie nicht mehr miteinander geschlafen. Obschon sowohl die einschlägigen Bücher als auch die Herren Doktoren befanden, dem stünde nicht das mindeste entgegen, zeigte sich Victor zunehmend besorgt, daß er dem Baby irgend etwas antun könne. Simple Tatsache war allerdings, daß die Geschichte unter diesen Umständen nicht gerade bequem war, was immer die Fach- oder Nichtfachleute darüber sagen mochten. Sie mußte unwillkürlich lächeln, als sie sich Victor über sich vorstellte: mit leicht zitternden Armen angestrengt hochgestützt, um ihr nach Möglichkeit sein Gewicht zu ersparen.

»Ich glaube, wir halten's besser umgekehrt«, hatte er gesagt. »Du nach oben.« Irgendwie versuchten sie's, doch es schien nicht gelingen zu wollen, und er stöhnte: »Gott, ich heb' mir noch'n Bruch.« Schließlich – während beide noch lachten und von Sekunde zu Sekunde erschöpfter wirkten – gelangte sie mit einer Art *plupp!* auf seinen Bauch. »Die Amerikaner sind gelandet!« rief er.

Und jetzt stand Donna allein im Wohnzimmer und lachte. In der Tat: Mochten sie einander auch noch so sehr in den Haaren liegen – wenn Victor nur wollte, konnte er sie mit einem Scherzwort aus ihrem verbissenen Zorn lösen. Voraussetzung dafür war natürlich, daß er nicht selbst wütend war. Dann allerdings wurde die Sache verflixt problematisch.

So war es fast von Anfang an gewesen. Nach den kurzen

Flitterwochen in Key West (ihm mißfiel es dort, während es ihr durchaus gefiel – »Zu viele Spinner und Schwule«, behauptete er, während sie befand: »Eine Menge Typen und Charaktere, es handelt sich halt um Künstler«; die Wahrheit lag zweifellos irgendwo in der Mitte) – ja, danach kehrten sie nach Palm Beach zurück, und schon befanden sie sich inmitten einer ganzen Reihe von Dilemmas, die keineswegs einfach zu lösen waren.

Wo eigentlich der Grund für die Streitereien zwischen ihnen lag, vermochte Donna nie so recht zu ergründen. Was sie wußte, war einzig dies: Es begann mit einem Gespräch, einem ganz gewöhnlichen Gespräch; mit einer leichten Meinungsverschiedenheit in diesem oder jenem Punkt. Wenige Minuten später flammte das wild auf, strebte einer heftigen Explosion unausweichlich entgegen, und es schien nur noch dies zu geben, ausschließlich dies: zwei einander benachbarte Minenfelder, wo schon der leiseste »Fehlritt« zu Tod oder schwerer Verwundung führen konnte.

Sie: »Was ist denn?«

Er: »Nichts.«

»Augenscheinlich hast du doch irgendwas. Warum sagst du mir nicht, was es ist?«

»Ich verstehe nichts, überhaupt nichts.«

»Und warum hast du dann seit dem Dinner nicht mehr mit mir gesprochen?«

Er wirkte gereizt. »Also schön, ich *habe* etwas. Allerdings nichts Besonderes. Kümmere dich nicht weiter drum, das gibt sich schon von selbst.«

»Du möchtest nicht darüber reden?«

»Nein. Vergiß es. Bitte.«

Also vergaß sie es, was immer es auch sein mochte. Doch vergaß sie es nicht ganz.

»Was hast du mit deinem Haar gemacht?« fragte Victor.

»Wie meinst du das – was ich damit gemacht habe? Nichts. Ich hab's nur anders gekämmt.«

»Und warum sagst du dann, du hättest damit ›nichts‹ getan?«

»Weil das stimmt, ich bin nur mit dem Kamm hindurchgefahren«, erwiderte Donna, sozusagen schon auf den Hinterbeinen.

»Also doch anders«, sagte er eigentümlich tonlos.

»Na, und!?«

»Erst gestern habe ich dir erklärt, daß mir dein Haar gefällt – so wie es ist!«

»Und?«

»Prompt fühlst du dich veranlaßt, das zu ändern. Wie denn auch anders. Ist ja immer so gewesen. Wenn ich dir sagte, daß mir etwas gefiel, meintest du, das ändern zu müssen. Möge der Himmel verhüten, daß wir etwas tun, was Victor gefällt.«

»Wovon sprichst du?«

»Ich spreche davon, daß es besser wäre, dir nicht zu sagen, daß mir hier irgendwas gefällt. Denn fortan würde ich ja nicht mehr sehen, was mir hier gefällt.« Unwillkürlich hatte er seine Stimme erhoben.

»Ich kann's nicht glauben«, murmelte Donna. »Ich kann einfach nicht glauben, daß wir über dasselbe Thema

sprechen – nämlich darüber, daß ich mir das Haar anders kämme.«

»Wieso nicht?«

»Weil – weil es so trivial ist!«

»Trivial für dich, schon möglich. Für mich vielleicht weniger trivial. Aber das ist dir wohl noch nie aufgegangen. Die Tatsache nämlich, daß etwas, das für dich völlig bedeutungslos sein mag, für mich eine Menge Bedeutung besitzen könnte. Daß meine Gefühle sich von jenen der Donna Cressy unterscheiden könnten.«

»Du bist tatsächlich beunruhigt, weil ich mein Haar jetzt mit Mittel- statt mit Seitenscheitel trage?« fragte sie ihn fassungslos.

»Du hörst mir nicht zu.«

»Wieso? Was ist mir entgangen?«

»Vergiß es. Hat ja doch keinen Sinn.«

»Du hast aber offenbar das Gefühl, daß es eben dies haben sollte – einen Sinn, einen Zweck. Sag mir also: Was ist mir entgangen, was habe ich überhört?«

»Dein Haar, das ist nur so eine Sache. Und gleichzeitig auch alles. Was immer mir hier gefallen hat – es wird verändert!«

»Alles – was immer?« Donna blitzte ihn zornig an. »Hast du mir, wenn wir uns stritten, nicht stets gesagt, ich sollte solch verallgemeinernde Wörter vermeiden?«

»So habe ich mich gewiß nicht ausgedrückt.«

»O doch. Du hast von Verallgemeinerung gesprochen. Und genau darauf läuft dies ja hinaus.«

»Keineswegs.«

»Es gibt sozusagen zwei Arten von Verordnungen – eine für mich und eine für dich, oder?«

»Wer verallgemeinert denn jetzt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht gewinnen.« Sofort stieß er nach. »Das ist genau dein Problem. Dauernd denkst du in diesen Kategorien: gewinnen – verlieren. Nicht etwa, wie etwas zu lösen wäre. Nein – nur zu gewinnen!«

»Das ist nicht fair.«

»Aber wahr.«

»Nein, es ist nicht wahr.«

»Hast du oder hast du nicht gesagt: Ich kann nicht gewinnen?«

»Ich kann das alles einfach nicht glauben.«

»Wüte und rase nur, soviel du magst. Das kann an den Tatsachen nichts ändern.« Seine Stimme klang plötzlich auf irritierende Weise fest und ruhig. Donna versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, ihre Gefühle unter Kontrolle zu bekommen. Aber welchen Sinn hatte das schon? Es half ja ohnehin nichts.

»Das ist doch lächerlich«, sagte sie mehr zu sich selbst als zu Victor, obschon er augenscheinlich hörte und zustimmte. »Worüber streiten wir jetzt eigentlich?« Sie schwieg und versuchte, sich zu erinnern, wie es eigentlich angefangen hatte. »Du hast gesagt, alles, was dir hier gefällt, sei verändert worden.«

»Nein, das habe ich nicht gesagt.«

»Was hast du dann gesagt?«

»Ich habe gesagt, alles, was mir hier gefällt, würde

verändert werden.«

»Würde verändert werden? Von wem denn? Augenscheinlich nicht von dir. Sonst würde sich diese Debatte zweifellos erübrigen...«

»Wie du meinst.«

Sie schwieg einen Augenblick. »Was soll das heißen? Daß *du* es doch bist, der diese Dinge ändert, um was – Teufel noch mal – es sich im einzelnen auch handeln mag?«

Er schüttelte den Kopf. »Ohne Flucherei läuft bei dir wohl nichts, wie? Es geht dir sogar gegen den Strich, wenn ich versuche, auf taktvolle Weise mit dir einer Meinung zu sein.«

»Wovon sprichst du?«

»Nun, ich habe dir zugestimmt, daß ich es ganz gewiß nicht bin, der hier auf irgendwelche Veränderungen erpicht ist.«

»Du hast mir zugestimmt? Dieses: ›Wenn du meinst‹ – oder so ähnlich, das war deine Zustimmung?«

»Du hast mich unterbrochen.«

»Was? Wann?«

»Zuvor. Schau, was kommt es darauf an? Du hast doch deine Feststellung getroffen.«

»Was für eine Feststellung?« schrie sie.

»Hör auf zu schreien! Dauernd schreist du!«

»*Dauernd* schreie ich? Na, da haben wir deine dauernden Verallgemeinerungen!«

»Nun, höre dir nur selbst zu. Meine Stimme ist nicht erhoben.« Donna atmete tief durch, mehrmals. »Du hast

gesagt, alles wird verändert, richtig?« Er gab keine Antwort. »Und du bist es nicht, der das tut. Also bleibe doch wohl nur ich übrig, stimmt's?«

»Wenn du es sagst.«

»Wenn ich es sage. Stimmen wir da überein?«

»Wenn du es sagst.«

»Nun gut, ich sage es.«

»Okay. Dann wissen wir ja genau, wie wir miteinander stehen.«

»Ich bin so durcheinander, daß ich überhaupt nicht weiß, ob ich stehe oder sitze oder liege«, sagte sie. »Allerdings würde ich dieser Sache schon gern auf den Grund kommen.«

»Gleichgültig, was es kostet.«

»Aus welchem Grund sollte es irgendwas kosten?« Deutlich spürte sie, wie das Gefühl der Frustration in ihr wuchs.

»Weil es immer so ist, wenn wir Streit miteinander haben.«

»Aber wieso denn? Warum können wir unsere Probleme nicht ausdiskutieren wie zwei ganz normale Menschen? Wenn dich irgend etwas stört, sagst du's mir. Ich kann doch nicht alles ahnen. Ich kann doch nicht deine Gedanken lesen. Wenn du auf mich wegen irgendwas böse bist, dann sag's mir – sag mir, was dir nicht gefällt.«

»Habe ich ja. Aber was ich dir sagte, gefiel *dir* dann nicht.«

»Mein Haar? Streiten wir uns wirklich wegen meinem Haar?« Sie sah sein gutes Lächeln. »Aber hast du nicht

von »allem« gesprochen? Was, von dem, das dir gefiel, hätte ich denn sonst noch geändert?«

»Hören wir damit auf.«

»Nein. Laß uns offen darüber reden, damit wir's dann endgültig los sind.«

Er war wütend. Deutlich sah sie es in seinen Augen: kalte Reflexe, wie von Eis. »Also gut. Vor etwa einem Monat sagte ich, daß mir diese Schafhirten-Pastete, wie du sie zubereitest, ganz ausgezeichnet schmeckt; seither hat es keine mehr gegeben. Ich habe dir erklärt, daß ich dich in dem roten Kleid einfach hinreißend fand; du hast es seitdem nicht mehr getragen...«

»Es ist zu kurz. Niemand trägt mehr solch kurze Kleider.«

»Du unterbrichst mich. Wolltest du nun hören, was ich zu sagen habe oder nicht?« Sie nickte stumm. »Neulich abends«, fuhr er fort, »sagte ich zu dir, daß ich ihn möchte, diesen cremigen Käse...«

»Wir *hatten* cremigen Käse.«

»Das war cremiger Cottage Cheese, der mir absolut zuwider ist. Ich hatte dir gesagt, daß ich cremigen Käse wollte, aber du hast mir nicht zugehört, wie gewöhnlich. Du besorgst, was *du* magst.«

»Das ist nicht wahr! Ich dachte, ich hätte gekauft, was dir schmeckt. War das der Grund für deine Erregung neulich abends?«

»Welchen Abend meinst du?«

»Den Abend, wo du nach dem Essen nicht mehr mit mir gesprochen hast. Wo du nur sagtest, ja, dir sei so etwas wie eine Laus über die Leber gelaufen, aber nur nicht dran

röhren, es würde sich schon wieder geben.«

»Aber du mußt daran röhren, du kannst einfach nicht anders, wie? So wie jetzt.«

»Zu diesem Jetzt ist es doch nur gekommen, weil ich *nicht* daran gerührt habe. Und von selbst hat sich bei dir gar nichts gegeben. Vielmehr ist alles nur schlimmer geworden – wie eine Wucherung.« Sie wurde jetzt wirklich zornig. »Ich glaube es nicht. Ich glaube es einfach nicht, daß es dich derart aufregt, wenn ich irrtümlich die falsche Käsesorte besorge! Ich glaube nicht und kann nicht glauben, daß es deshalb zwei Tage später Streit zwischen uns gibt.«

»Es war nicht irrtümlich.«

»Was soll das heißen? Daß ich's absichtlich getan habe?«

»Nein. Jedenfalls nicht bewußt.«

»Unterbewußt also!?«

»Schrei nicht.«

»Was, zum Teufel, soll das heißen?«

»Fluch nicht.«

»Hör auf, mir Vorschriften zu machen!«

»Streichen wir das Thema.«

»Nein! Klären wir die Sache, ein für allemal. Ich habe das Gefühl, in einem Meer von Trivialitäten zu ertrinken.«

»Trivial für dich.«

»Ja!« schrie sie. »Trivial für mich! Und all das sollte auch für dich trivial sein! Schafhirten-Pastete, ein rotes Kleid, Cottage Cheese, mein Haar. Das sind doch keine Dinge, über die zu streiten sich lohnt. Es handelt sich um die

Symptome eines tieferliegenden Problems. Guter Gott, sie können doch nicht das Problem selbst sein!«

»Wenn du das sagst.«

»Ich sage es!«

»Warum mich dann noch nach meiner Meinung fragen?«

Wozu die Mühe?«

»Glaubst du wirklich, ich hätte mit Absicht die falsche Käsesorte gekauft?«

»Unterbewußt, habe ich gesagt.«

»Und für schlichte Irrtümer gibt es in deiner Welt keinen Platz?«

Er wirkte plötzlich sehr ruhig, und seine Stimme bekam einen onkelhaften Klang. »Liebling«, sagte er und nahm ihre Hand, »ich behaupte doch nicht, daß du diese Dinge tun *willst*. Aber findest du es nicht selbst eigenartig, daß du alles, was *du* magst, richtig machst, während alles, was *mir* gefällt, entweder überhaupt nicht getan wird oder aber falsch?«

Sie riß sich geradezu von ihm los. »Gottverdammst noch mal«, rief sie, »du – du – Ekel. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie soviel Blech gehört! Da stehst du, kleiner Diktator, und hältst Volksreden: Was ich tun und was ich nicht tun sollte; was ich nicht getan hätte – oder aber unterbewußt. Noch nie habe ich einen solchen Mist gehört.«

»Wenn du fluchst, gehe ich ins andere Zimmer.«

»Du bleibst gefälligst hier, verstanden!«

»Wer kommandiert hier wen herum?«

»Du Lump!«

»Nur schön weiter mit den Beleidigungen. Zunächst war ich ein Ekel, dann ein Diktator – ein ›kleiner‹ Diktator hast du doch gesagt, wobei mich interessieren würde, weshalb du das Adjektiv ›klein‹ so betont hast –, und jetzt bin ich ein Lump. Nur weiter im Text. Welchen Schaden kannst du schon noch anrichten?«

Donna schluchzte, vor Zorn, vor Frustration. »Und was ist mit dem Schaden, den du anrichtest?«

»Ich habe dich nicht beschimpft. Ich habe nicht geflucht. Ich habe dich sogar gebeten, dieses ganze Thema fallenzulassen. Aber dazu warst du nicht bereit. Jetzt wirst du ausfällig, beleidigst und beschimpfst mich. Was steht als nächstes auf dem Spielplan, Donna? Mich steinigen, mit Pfeilen durchlöchern?«

Er drehte sich um, wollte den Raum verlassen. »Laß mich nicht einfach so stehen!« rief sie hinter ihm her, während er sich vom Wohnzimmer in Richtung Schlafzimmer bewegte.

»Laß mich zufrieden, Donna«, sagte er müde. »Du hast doch wohl genug gesprochen?« Per Fernsteuerung schaltete er den Fernseher ein.

»Bitte mach aus«, sagte Donna ruhig.

»Damit du wieder auf mich losgehen kannst? Nein, danke.«

»Bitte.«

»Nein.« Er blickte auf den flimmernden Bildschirm. Irgendeine Szene aus »Alles in der Familie«. Sie kannte die Serie, längstvertraute Charaktere.

»Ich möchte nur, daß dies geklärt wird.«

»Und ich möchte heute abend nicht mehr darüber reden, kannst du das nicht verstehen? Kannst du das nicht in deinen Schädel, deinen Dickkopf hineinbekommen?«

Donna weinte wieder. »Und wer ist jetzt ausfallend?«

»Oh, okay. Du hast es geschafft. Jetzt bin ich auch ausfallend geworden. Wir sind quitt. Ich bin der schlimmste Ehemann auf der ganzen Welt. Ich bin ein ganz übler Mensch.«

»Sagt ja niemand. Weder daß du ein schlechter Ehemann noch daß du ein übler Mensch bist.« Sie hielt kurz inne. »Bitte stell den verdammten Fernseher ab.«

»Nur immer hübsch weitergeflucht.«

»Ach, hör schon auf, Victor. Tu nicht so altväterlich, so scheinheilig.«

»Ganz ausgezeichnet, Donna, weiter im Text. Jetzt bin ich also auch noch ein Scheinheiliger. Nur vorwärts – wie könntest du mich sonst noch nennen?«

»Stellst du den Fernseher ab?«

Überraschenderweise tat er's. Ein Tastendruck, und das Bild erlosch. »Also schön, Donna, ich habe ihn abgestellt. Fahr fort – aber tu's nur, wenn du dir der Tatsache bewußt bist, daß du für alles, was von nun an geschieht, die volle Verantwortung trägst. Ich hatte dich gebeten, das Thema momentan fallenzulassen. Ich habe dich geradezu angefleht, das zu tun. Aber nein, du bist entschlossen, wirklichen Schaden anzurichten. Okay, bis jetzt hast du mich nur angeschlagen, noch kann ich mich auf den Beinen halten. Du hast fünf Minuten, um mich völlig fertigzumachen.«

»Warum drückst du das so aus? Niemand will dir weh tun.«

»Jede Wette – innerhalb von fünf Minuten hast du diesen Kampf in eine Arena verlegt, die ich mir im Augenblick noch nicht einmal vorstellen kann. Sag, was du sagen möchtest. Fünf Minuten werde ich dir zuhören.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

Verzweifelt versuchte Donna, ihre Gedanken zu Worten zu ordnen. Doch schien das nicht recht gelingen zu wollen. Irgendwie verhedderte sich alles, klebte ihr gleichsam am Gaumen wie Klümpchen Erdnußbutter – und was schließlich herauskam war nichts als ein Aufguß dessen, was sie bereits gesagt hatte.

»Ich verstehe einfach nicht, warum wir immer wieder in solch unsinnige Streitereien geraten«, begann sie zaghaft, schwächlich.

»Dazu kommt es, weil du einfach keine Ruhe geben kannst. Bis es dann zu spät ist.«

»Das finde ich nicht.«

»Wie sich denken läßt. Aber wie würdest du das nennen, was du gerade jetzt – in diesem Augenblick – tust?«

»Ich versuche, der Sache auf den Grund zu gehen.«

»Nun, der *Grund* von all dem ist, daß du mich in Wirklichkeit nicht besonders magst.«

»Das ist nicht wahr. Ich liebe dich.« Zweifelnd hob er eine Augenbraue. »Wirklich.« Unwillkürlich hatte sie die Stimme gehoben, besann sich aber sofort. »Tut mir leid.«

»Tut dir leid, daß du mich liebst, ich weiß.«

»Tut mir doch nicht leid, daß ich dich liebe«, schrie sie.

»Tut mir nur leid, daß ich geschrien habe.«

»Hör bitte auf zu schreien, Donna. Davon habe ich genug. Wirklich, du brauchst mich nicht mehr anzuschreien.« Seine Stimme war die eines Kriegsgefangenen, der vom Feind gefoltert wird.

Donna blickte zur Zimmerdecke. »Was geht hier eigentlich vor sich? Kann mir niemand helfen?«

»Ist dies dein Programm für die nächsten fünf Minuten? In *dem* Fall würde ich es vorziehen, mir »Alles in der Familie« anzusehen. Wenn die Krach haben, ist es wenigstens lustig.«

»Zum Teufel mit dir«, schrie sie. »Erst sagst du zu mir, ich soll reden, und dann läßt du mich nicht. Du unterbrichst mich. Du manipulierst das Gespräch, bis ich so wütend bin, daß ich schreie.«

»Das ist das einzige, was du jemals tust, Donna.«

»Und im Endeffekt kriege ich nie eine Chance zu sagen, was ich eigentlich sagen will.«

»Und was ist es, das du >eigentlich< sagen möchtest, Donna? Weißt du das >eigentlich< selbst?«

»Es liegt nur daran, daß du eine so niedrige Meinung von mir hast.«

»*Ich* hätte eine niedrige Meinung von *dir*?«

»Ja. Du nimmst immer das Schlimmste an.«

»*Immer*?«

»Daß ich Dinge ändere, die dir gefallen – absichtlich, unterbewußt; wie dem auch immer sein mag. Du scheinst das Gefühl zu haben, ich sei stets gegen dich. Aber nie gibst du mir eine Chance, mich zu verteidigen. Meist weiß

ich überhaupt nicht, daß dir was nicht paßt, weil du's mir ja nicht sagst...«

»Weshalb sollte ich? Du würdest es ja ohnehin als trivial abtun.«

»Scheiße, wir drehen uns dauernd im Kreis.«

»Und du fluchst dauernd. Macht es dir eigentlich besonderen Spaß zu fluchen, weil ich dir gesagt habe, daß ich das nicht ausstehen kann? Weil du weißt, daß ich das scheußlich finde?«

»Warum mußt du nur alles so persönlich nehmen? Himmel, wenn ich aus lauter Frustration ›Scheißer‹ sage, glaubst du sofort, ich täte das nur, um dich aus der Fassung zu bringen.«

»Was ja auch stimmt.«

»Das ist paranoid, Victor!«

Sie war zu weit gegangen. Das begriff sie in demselben Augenblick, wo das Wort über ihre Lippen schlüpfte. Er hatte ihr gleichsam die Pistole hingehalten, und sie war töricht genug gewesen, ihn mit der nötigen Munition zu versorgen.

Zielbewußt hatte er sie dorthin manövriert: zu der Blöße, die sie sich irgendwann geben würde; zu einem unbedachten Wort, das ihr irgendwann mit Sicherheit ent schlüpfte und das er dann nach Belieben als Mine verwenden konnte, um alles in Fetzen zu reißen.

Sie hatte ihm das Wort geliefert: paranoid.

Seine Stimme klang sehr beherrscht. »Nun, endlich hast du gesagt, was du sagen wolltest, Donna, nicht wahr?«

»Ich habe nur gemeint...«

»Ich möchte nicht hören, was du noch weiter sagen möchtest. Du hast alles gesagt. Du hast mir zur Genüge weh getan. Möchtest du Blut sehen? Bist du darauf aus? Eine dreifache kleine Meinungsverschiedenheit war dir Anlaß genug – eine alberne kleine Feststellung, die ich traf und für die ich mich entschuldigte...«

»Du hättest dich entschuldigt? Ja, wann denn? Ich bitte dich!«

»Du hörst mir nicht zu, Donna. Das sage ich dir immer wieder.«

»Du hast dich überhaupt nicht entschuldigt!«

Plötzlich war er es, der schrie. »Also gut. Ich habe mich überhaupt nicht entschuldigt! Wenn du das sagst, dann muß das ja stimmen, denn – weiß Gott – du hast ja immer recht. Aber ich *glaubte* doch, ich hätte mich entschuldigt. Muß mich allerdings geirrt haben. Selbstverständlich. Wieder mal.« Er schwieg einen Augenblick. »Was für einen Unterschied macht das schon?«

»Es macht einen gewaltigen Unterschied. Wenn du dich entschuldigt hättest, wäre es überhaupt nicht zu diesem Streit gekommen.«

»Natürlich wäre es dazu gekommen, begreifst du denn nicht? Du warst so sehr darauf versessen, mir zu sagen, was für ein Lump und wie *paranoid* ich bin... und so weiter und so fort. Du wärst auf mich losgegangen, ganz egal, was ich gesagt oder *nicht* gesagt hätte. Ich glaube, mich entschuldigt zu haben. Du behauptest, ich hätte es nicht getan. Aber das ist auch nicht weiter wichtig. Wichtig ist nur, was du später gesagt hast.«

Donna versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen. An dem, was er sagte, stimmte irgend etwas nicht. Doch sie war zu verwirrt und zu müde, dem jetzt auf die Spur zu kommen.

»Ich verstehe nicht.«

»Du verstehst ja nie«, sagte er traurig.

Und plötzlich spürte Donna Gewissensbisse, ununterdrückbar. Tief in ihrem Magen krampfte sich etwas zusammen, wie ein Knäuel. *Warum* verstand sie nicht? *Warum* schrie sie dauernd? *Warum* fluchte sie soviel? Sie wußte doch, daß er das nicht mochte. Sie wußte doch, daß er gern Schafhirten-Pastete aß. Weshalb also bereitete sie ihm diese seine Lieblingsspeise nicht öfter? Hatte sie ihm absichtlich, wenn auch unterbewußt, den falschen Käse gekauft? Nein, verdammt noch mal, dachte sie plötzlich, nein, das hatte sie nicht.

»Du bist immer so ungeheuer darauf erpicht, recht zu behalten«, sagte er langsam und mit solch ruhiger, gefestigter Überzeugung, daß Donna – obschon sie gegen ihre Schuldgefühle ankämpfte – sich geradezu gezwungen fühlte, ihm zuzuhören. »Du begreifst nicht, daß es im Endeffekt gar nicht darauf ankommt, wer schließlich recht hat und wer nicht. Viel entscheidender ist, was dazwischen gesagt wird. Und du hast nicht gehört, daß ich *dich* beleidigt hätte.«

»Willst du mir etwa einreden, ich hätte absichtlich alles so gedreht, daß für Beleidigungen gegen mich sozusagen gar kein Platz mehr blieb?« rief sie.

»Du unterbrichst mich schon wieder.«

»Tut mir leid. Aber ich dachte, du seist fertig.«

Wie in hilfloser Kapitulation hob er beide Hände. »Bitte, wenn du meinst.«

»Nein, bitte, Victor. Sprich weiter. Ich wollte dir nicht ins Wort fallen.«

»Du wirst mich also ausreden lassen? Du wirst mir nicht ins Wort fallen?«

»Was ist das? Ein organisiertes Podiumsgespräch oder so etwas Ähnliches? Menschen diskutieren miteinander, und sie fallen einander dauernd ins Wort.«

»Nun, du tust es *buchstäblich* dauernd. Nie läßt du mich auch nur einen einzigen Gedanken zu Ende führen.«

Donna biß sich auf die Unterlippe. »Also gut«, sagte sie langsam. »Ich werde dich nicht wieder unterbrechen.«

Er ließ eine Pause eintreten, eine dramatische Pause. »Der Grund dafür, daß wir uns dauernd im Kreis bewegen, Donna, ist höchst einfach. Du fragst mich, was ich denn ›hätte‹. Und ich weiß im voraus, weiß es nur zu genau, was geschehen wird, wenn ich es dir sage. Genau *dies* nämlich wird geschehen – das, was heute abend geschehen ist; weil du nicht wirklich hören möchtest, was ich zu sagen hätte; weil du ganz einfach nur die Gelegenheit wahrnehmen möchtest, mir zu sagen, ich sei im Unrecht.«

»Das ist...«

»Du fällst mir ins Wort.«

»Tut mir leid.«

»Nehmen wir nur den heutigen Abend, Donna. Es wäre doch nicht dazu gekommen, wenn du es nicht provoziert hättest. Ich hatte dich schließlich gebeten, die Sache zu

vergessen. Was immer mir ›über die Leber‹ läuft, verschwindet schon wieder. Aber nein, du konntest ja keine Ruhe geben, du mußtest es hervorzerren. Nur um mir sagen zu können, wie stupide und trivial es ist, und wie sehr ich mich irre. Über alles. Über dich. Über was nicht? Wenn du gar nicht hören willst, was ich auf dem Herzen habe, dann frage mich doch auch bitte nicht danach. Es ist schon komisch, bei all unseren Auseinandersetzungen. Stets beginnt es damit, daß du mich fragst, was ich auf dem Herzen hätte; und stets endet es damit, daß du erklärst, was *du* auf dem Herzen hast. Zwischendurch bedenkst du mich mit allen möglichen lieblichen Ausdrücken, die noch lange nach dem eigentlichen Krach in meinem Kopf nachhallen.« Er schwieg einen Augenblick. »Es ist dein Mund, Donna. Du weißt einfach nicht, wieviel Schaden du mit deinem Mund anrichten kannst. Du gehst auf mich los und läßt dann nicht mehr ab.«

»*Ich* geh auf *dich* los?«

»Du kannst einfach nicht anders, wie? *Mußt* mir ins Wort fallen?«

Donnas Schultern schienen einzusinken unter der Last der immer mehr anwachsenden Schuld. Sie wischte sich eine Träne vom Auge, schwieg. Warum nur konnte sie nicht den Mund halten, wenn er sie so ausdrücklich darum bat? Warum konnte sie nicht, ganz schlicht und einfach, wenigstens in solchen Äußerlichkeiten mit ihm übereinstimmen? Warum mußte sie dauernd auf eine »Lösung« drängen? Im Endeffekt wurde doch nie etwas »gelöst«. Sie seufzte unwillkürlich. Es war wohl das

»Ehelos«, dieses Ewig-Ungelöste.

Unausweichlich, so schien es, kam es zu einer wahren Flut von Entschuldigungen von ihrer Seite. Sie bat um Verzeihung, demutsvoll, was er mit stummer Billigung registrierte. Doch irgendwo, in ihrem Hinterkopf, hörte sie die Stimme ihrer Mutter: »Laß dich von niemandem einschüchtern. Steh deinen Mann.«

Leicht gesagt – oder auch nicht so leicht. Jedenfalls schwer getan. Sie kam sich vor wie ein Fisch, der einen Köder geschluckt hat und sich nun unversehens von seinem Urelement – ein Fisch außerhalb des Wassers – getrennt sieht.

Nun gut. Auch das Programm für den Rest der Nacht lag fest. Sie würden einander lieben, lieben, lieben. Donna war immer wieder aufs neue davon überrascht, daß all der Zank und Streit ihr Liebesleben nicht im mindesten beeinträchtigte. Eher schon war das Gegenteil der Fall. Es wirkte fast stimulierend.

Der Ablauf war stets der gleiche. Jeder Krach endete praktisch genau wie der vorherige. Entschuldigte Donna sich nicht sofort, so gab es etliche Tage »Verzug« – Tage, an denen man in frostigem Schweigen umeinanderschlich. Und mit jeder weiteren Entschuldigung von ihrer Seite klang die Stimme ihrer Mutter leiser – leiser und immer leiser.

Heute abend, heute nacht würde es nicht anders sein. Das war Donna spätestens in dem Augenblick bewußt geworden, wo ihr Mann müde das Zimmer verließ, den Rücken so krumm wie ein geprügelter Hund. Allerdings:

Zärtlichkeiten würde es nicht geben, keine *wirklichen* Zärtlichkeiten. Nichts, um Seele und Gemüt zu erleichtern, indem der Körper zu seinem Recht kam. Warum hatte sie nur die ganze Sache angefangen? Wäre es denn so schlimm gewesen, diese Atemübungen zu absolvieren? Gott, sie konnte doch von Glück sagen, daß er ihre Schwangerschaft so wichtig nahm. Manche Ehemänner scherten sich einen Dreck darum. Victor hingegen nahm in einem solchen Maße Anteil, als sei es buchstäblich auch seine eigene Sache. Er wollte es gleichsam mit ihr teilen. Deshalb seine Sorge wegen der Atemübungen: die Sorge um sie und das Baby.

Sorge oder Sucht nach Kontrolle? fragte die Stimme tief in ihr. Sie verdrängte sie und betrat das Schlafzimmer.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ehrlich.«

Er wirkte tiefer verletzt den je. »Tut dir ja immer leid. Nur ändert das nie etwas.«

»Ich bin heute abend eben ziemlich reizbar. Offenbar ist eine Erkältung im Anzug.«

»Schon wieder?«

Sie hob die Achseln. »Wenn mir die Nase so läuft, du weißt ja.« »Du hast doch nichts dagegen eingenommen, oder?« Wieder seine Besorgnis wegen ihrer Schwangerschaft, wegen des ungeborenen Kindes. Warum nur klang das so sehr nach Anklage? »Natürlich nicht.« Sie schwieg einen Augenblick. »Willst du, daß ich jetzt die Atemübungen mache?«

Er blickte auf seine Uhr. »Es ist bereits elf. Zu spät.« Sein Gesicht verzerrte sich, wie unter einem plötzlich

aufzuckenden Schmerz.

»Ist irgendwas?«

»Ach, nichts weiter. Nur daß mein Magen empfindlich reagiert, wenn du so – wütest.«

Donna schwieg. Plötzlich hatte sie das Gefühl, daß der Felsbrocken des Sisyphos auf ihren Schultern lastete. Sie setzte sich aufs Bett und begann, sich zu entkleiden. Stille. Er war inzwischen ins Bad gegangen, und die Stille wurde mehrmals durchbrochen, als er sich wiederholt laut die Nase schneuzte.

»Das solltest du nicht tun«, sagte sie, als er aus dem Bad kam. »Dadurch zerstörst du das feine Gewebe – die Schleimhäute.« Er gab keine Antwort. Nun verschwand sie im Badezimmer. Warum fühlte sie sich immer soviel scheußlicher, *nachdem* sie sich entschuldigt hatte?

Sie kroch neben ihn ins Bett. Er lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Donna betrachtete ihn minutenlang. Schließlich sagte sie: »Ich liebe dich.« Und sie starnte auf seinen Mund, wartete auf eine Antwort.

»Ist okay«, erwiderte er und löste einen der im Genick verschränkten Arme aus der starren Haltung und streckte ihn ihr entgegen: das unverkennbare Zeichen, daß er ihr nun doch vergab und sie sich ihm nähern durfte. Sie schmiegte sich in den Halbkreis, den der Arm bildete, und lehnte sich gegen seinen Brustkorb. Während er zerstreut ihren Rücken streichelte, ließ sie eine Hand an seinem Körper auf und ab gleiten.

»Warum machst du's mir nur so schwer?« fragte er leise. Und irgendwo tief in ihr begann, noch halberstickt, jene

Stimme zu schreien, nein, zu kreischen.

»Du hast sie diesmal anders zubereitet als sonst«, sagte er.

»Aber woher denn. Ich bereite Schafhirten-Pastete immer gleich zu.«

»Nein, stimmt nicht. Irgend etwas ist anders. Ich kann's schmecken.«

»Nichts ist anders. Das sagst du jedesmal.«

»Ist ja auch jedesmal anders.«

»Sie ist genauso, wie ich sie immer mache. Gefällt sie dir nicht?«

»Ach, es geht. Nicht so dick wie gewöhnlich.«

Er stand vom Tisch auf.

»Wo willst du hin?«

Er öffnete die Schranktür unter dem Spülstein.

»Was suchst du da?«

Er steckte seine Hand in den Müllbeutel.

»Dachte ich's mir doch«, sagte er triumphierend und förderte eine leere Büchse Tomatensauce zutage.

»Was hast du dir gedacht?« fragte Donna, und ihr war nur allzu deutlich bewußt, daß sie mit einer wenig »erbaulichen« Antwort rechnen mußte.

»Tomatensauce. Wenn ich mich richtig erinnere, verlangt das Rezept Tomatenmark.«

»Nein, Tomatensauce«, behauptete sie gereizt.

»Kommst du nun wieder an den Tisch, bevor alles kalt wird?«

»Laß mich mal einen Blick ins Kochbuch werfen.«

»Glaubst du mir nicht?«

»Kann ich nicht einen kurzen Blick ins Kochbuch werfen?«

Wer sagt denn, daß ich dir nicht glaube? Guter Gott, Donna. Bist ein wenig paranoid, wie?«

Donna legte ihre Gabel aus der Hand und stand auf. »Du weißt genau – wenn ich so etwas zu dir sagen würde, wärst du außer dir.« Sie langte in das Regal oberhalb des Telefons, wo sie ihre diversen Kochbücher aufbewahrte, und zog den zerfledderten Band hervor: *Noch eine Portion, bitte.*

Er nahm das Buch entgegen und seufzte hörbar. »Du willst doch nicht etwa Streit anfangen, bloß weil ich darum gebeten habe, einen Blick in das Kochbuch werfen zu dürfen.«

Unwillkürlich blickte sie an sich hinab, ließ die Augen über ihren gewaltigen Bauch gleiten. Das Baby könne jetzt jederzeit kommen, hatte der Arzt gesagt. Bis zum errechneten Datum waren es nur noch zwei Wochen, und dabei handelte es sich im Grunde auch nur um eine möglichst präzise Kalkulation. »Nein, ich will nichts anfangen, überhaupt nichts.«

»Wie lautet die genaue Bezeichnung?« fragte er.

»Hamburger Schafhirten-Pastete«, antwortete sie und ging zum Küchentisch zurück, um sich zu setzen. »Und sie wird dir kalt.«

Er überflog die Liste der Zutaten. »Nun, du hast recht.

Tomatensauce steht hier.«

»Danke.«

Er stellte das Buch ins Regal zurück. »Ich habe immer gedacht, du hättest Tomatenmark verwendet.«

»Tu ich normalerweise auch«, sagte sie – und hätte sich im selben Augenblick am liebsten die Zunge abgebissen. Sofort ruckte sein Kopf herum, starre er sie an. Ruhig fuhr sie fort: »Irrtümlich habe ich einmal Tomatenmark verwendet, und als du sagtest, es schmecke dir...«

»...hast du's prompt geändert.«

»Nein. Ich habe auch weiterhin Mark verwendet. Außer heute. Ich hatte keines, und deshalb nahm ich Tomatensauce.«

»Und warum hast du mir gesagt, du habest nichts geändert?«

»Weil ich hoffte, eben diese Art von ›Konversation‹ vermeiden zu können.«

»Nun, zu dieser ›Konversation‹ wäre es überhaupt nicht gekommen, wenn du mir gleich die Wahrheit gesagt hättest. Ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen, weißt du. Ich habe sofort geschmeckt, daß irgendwas anders ist.«

»Nun, für mich schmeckt's gleich.«

»Aber nicht für mich! Ja, ich wußte sofort, daß irgend etwas anders war.«

»Müssen wir dieses Gespräch fortführen? Wenn du mich fragst – das klingt genauso wie einer dieser Dialoge aus einem Werbespot. Aber nein, das ist niemals die berühmte Weltmarke XYZ, sondern...«, spöttelte sie, »sondern...«

»Geht dein sarkastisches Mundwerk schon wieder mit

dir durch?«

»Ach, hör doch auf, Victor. Mußt du aus jeder Ameise denn immer gleich einen Elefanten machen?«

»Den Elefanten machst *du* doch daraus. Weshalb mußtest du mich wegen dieser Sache anlügen?«

»Ich habe nicht gelogen.«

»Du hast gesagt, da sei nichts anders.«

»Oh, Gott, Victor. Lassen wir das Thema doch fallen!«

»Natürlich. Wann immer es dir in den Kram paßt, ein Thema fallenzulassen, wird es auch fallengelassen.«

»Willst du wirklich, daß wir uns wegen einer Tomatensauce in die Haare geraten?«

»Es ist nur deine Einstellung, Donna. Es ist dieselbe alte Sache. Was für Victor wichtig sein mag, ist nicht weiter wichtig. Es ist zu trivial, um darüber zu sprechen. Tagtäglich ist es die gleiche verdammte Geschichte.«

»Du fluchst«, rief sie ihm ins Bewußtsein.

»Oh, ich vergaß. Die einzige, die fluchen darf, bist ja du!«

»Himmelherrjesuschrist«, platzte sie heraus, »du bringst mich in Rage. Tagtäglich ist es die gleiche verdammte Geschichte!« sagte sie, indem sie ihn wörtlich zitierte.

»Sagst du.«

»Nein, das hast *du* gesagt! Wort für Wort. Du hast gesagt: Tagtäglich ist es die gleiche verdammte Geschichte.«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Ist aber so. Du hast es gesagt. Und dann hast du erklärt – nein, dann habe ich dir erklärt, du solltest nicht so

fluchen.«

»Ach, richtig, jetzt erinnere ich mich. Mir ist das Fluchen ja nicht gestattet. Nur dir.«

»Sagt ja niemand.« Sie weinte.

»Nimm ein Papiertaschentuch, Donna.«

»Nein.«

»Auch gut. Dann nimm keins.«

Schweigen.

»Willst du nicht weiteressen?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Oh, herrlich. Da mach ich nun extra eine Schafhirten-Pastete für dich...«

»Tu nichts eigens für mich, Donna. Es ist den Preis nicht wert, den ich dafür zu entrichten habe.«

»Aber ich tu's doch gern«, beteuerte sie.

»Mag sein. Nur wird daraus nie das, was mir zusagt, nicht wahr?«

Wahrheit in präzise bemessenem Quantum. Sie fühlte ein Zucken in der Wange, wie einen Stich.

Später lagen sie dann nebeneinander im Bett; nachdem sie sich entschuldigt hatte, erklärte er: »Tut mir gleichfalls leid.« Die Luft schien sozusagen wieder rein, mit schlafbereit geschlossenen Augen ruhte Donna in Victors Arm – als er plötzlich zu sprechen begann. »Ich verstehe einfach nicht, wie dir so etwas wie Tomatenmark ausgehen konnte. Du warst doch erst vor kurzem einkaufen, oder?«

»Ich habe eben nicht daran gedacht.« Sie löste sich aus seinen Armen und wälzte sich wie ein großer, plumper Fisch auf die Seite.

»Nicht daran gedacht? Hattest du dir denn keine Liste gemacht?«

»Nein. Ich mach mir nie irgendwelche Listen.« Oh, bitte, gönn mir doch ein bißchen Schlaf.

»Kein Wunder, daß du nie was zur Hand hast! Kein Wunder, daß es so drunter und drüber geht!« Heureka, ich hab's gefunden – das Erzübel. »Wie kannst du nur *keine* Liste machen?«

»Ich werde eine Liste machen«, sagte Donna. »Und jetzt laß mich bitte schlafen.«

»Wie konntest du nur *keine* Liste machen?« wiederholte er, und obwohl sie, ihm den Rücken zukehrend, die Augen geschlossen hielt, meinte sie, buchstäblich sehen zu können, wie er den Kopf schüttelte.

Nachts um drei verlor sie ihr Fruchtwasser, und das Bett war im Nu klatschnaß. Mit einem Satz hüpfte Victor aus dem Bett. »Herrgott, was hast du getan?«

Donna lächelte nur. Was sie empfand, war dies: Erregung – und Genugtuung. Geschieht ihm ganz recht, dachte sie. Und kaum war ihr dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, so überwog unvermeidlich ein Gefühl der Schuld.

Schließlich brauchte sie doch einen Kaiserschnitt. Bereits einen Monat zuvor hatte der Arzt sie und Victor auf diese Möglichkeit hingewiesen. Das Baby befindet sich in Querlage, was sich zwar noch von selbst regulieren könne, doch sollten sie sich für den Fall eines Falles auf einen

entsprechenden Eingriff gefaßt machen.

Bevor der Arzt am Ende seine Entscheidung traf, hatte Donna sechsundzwanzig Stunden Wehen hinter sich. So blieb ihr und Victor genügend Zeit, sich ganz auf ihr Atmen zu konzentrieren, wobei Victor fleißig mitatmete und ihr Witze erzählte, ihr Mut machte, ihr die Lippen anfeuchtete, mit einem mitgebrachten Schwamm (das hatte zu den Instruktionen im Kurs für »werdende Eltern« gehört). Außerdem massierte er ihr fast unablässig den Rücken.

Donna hielt sich ziemlich gut. Zunächst war da die freudige Erwartung, die ihre Gedanken von den Schmerzen ablenkte. Aber nach fünfzehn Stunden Wehen, ohne Nahrung und ohne Schlaf, nahm die Hochstimmung ab, die Schmerzen zu. »Allmählich bin ich's ein bißchen leid«, sagte sie zu Victor. Er küßte sie auf die Stirn und fuhr fort, ihr den Rücken zu massieren.

Nach zwanzig Stunden wurde sie zunehmend streitsüchtig. »Das ist doch lächerlich«, stöhnte sie, während sie sich in dem kleinen Kreißsaal umsah. »Warum stellen die hier keinen Fernseher auf?« Der Raum selbst wirkte soweit sehr angenehm. Eine Wand schien frisch tapiziert, die Schränke waren von ansprechender Farbe, und gegenüber ihrem Bett hing ein Kandinsky-Druck. »Brauch ich wirklich all dies Zeug hier um mich?«

»Der da überwacht den Herzschlag des Kindes.« Victor wies auf den großen, grauen Computer, an den sie angeschlossen worden war, indem man ihr einen Gurt um den Leib geschlungen hatte. Er überwachte die Herztöne des Kindes ebenso wie ihre Wehen – die Kontraktionen.

Für jemanden, der sich mit Computern nicht weiter auskannte, schien er sich seiner Aufgabe in der Art eines Lügendetektors zu entledigen.

»Oh, du hast schon wieder eine Kontraktion«, erklärte Victor, augenscheinlich über den kurzen zeitlichen Abstand erstaunt.

»Dank für die Mitteilung«, stöhnte sie.

»Eine starke. Schau doch nur, Liebling.«

»Ich brauch's mir nicht anzuschauen! Ich kann's fühlen!

Was glaubst du eigentlich, was ich hier tue?«

»Es ist ungeheuer aufregend.«

»Gut, dann übernimm du die Wehen, während ich den blöden Apparat beglotze. Mir reicht's, ich hab genug.«

»Du mußt dich im Zwischenstadium befinden, im Übergangsstadium«, erklärte er glücklich. »Trish hat ja gesagt, dann würdest du sehr reizbar werden.«

»Wo ist sie? Ich bring sie um.«

Victor massierte ihr wieder den Rücken. »Du solltest froh sein«, sagte er. »Übergang – das heißt, daß es fast vorüber ist. Bloß noch so ein, zwei Stunden.«

So was konnte auch nur ein Mann von sich geben, dachte sie. Aus einem der benachbarten Kreißsäle scholl ein schriller Schrei herüber – eine Frauenstimme, die auch nicht mit saftigen Flüchen sparte. »Drückt genau meine Gefühle aus«, sagte Donna. »Schau, ich habe mir wirklich die allergrößte Mühe gegeben, aber jetzt langt's mir, jetzt bist du an der Reihe. Was mich betrifft, so fahre ich nach Hause.«

Sie versuchte, sich im Bett hochzustützen. »Donna, um

Himmels willen...«

»Gib mir Bescheid, wenn's vorüber ist«, sagte sie und versuchte, den Computer-Gurt von ihrem Leib zu lösen. »Donna, bitte...«, stammelte Victor hilflos.

»Ruf mir ein Taxi, Victor.«

Victor rief die Schwestern.

»Spielverderber«, sagte sie.

Zwei Stunden später schien sie in einer Art Delirium.

»Twentieth-Century-Fox«, rief sie.

»Wie bitte?« fragte Victor.

»Dr. Harris hat mir eine Frage gestellt«, erklärte Donna ungeduldig. (Der Arzt befand sich inzwischen im Zimmer, saß am Fußende ihres Bettes.) »Er hat mich gefragt, welcher Filmverleih »Das verflixte siebte Jahr« produziert hat, und ich hab's ihm gesagt.«

»Himmel.«

Plötzlich brach sie in Tränen aus. »Victor, bitte, könnte man mir nicht irgendeine Spritze geben?« Sie wußte, daß er gehofft hatte, sie werde ohne Medikamente auskommen.

»Natürlich«, lautete seine prompte Antwort. »Dr. Harris?«

Dr. Harris gab ihr eine Spritze Demerol, doch zu ihrer Enttäuschung stellte Donna fest, daß die Schmerzen dadurch keineswegs gelindert wurden. Sie fühlte sich nur benommen.

»Ich glaube nicht, daß das Baby sich noch bequemen wird.« Es war Dr. Harris' Stimme, die ganz von fern an ihr Ohr drang. Zuvor hatte er ihr versichert, das Baby stünde

sozusagen aufrecht. »Wir sollten uns an den Eingriff machen. Wir haben lange genug gewartet.«

Danach ging alles sehr schnell. Sie wurde in den Operationssaal gebracht und auf den Tisch gelegt. Das Gerät, an das sie seit ihrer Einlieferung angeschlossen gewesen war, blieb ihr treu zur Seite – wie auch Victor: zwei Notanker, wenn man so wollte. Sie solle sich auf die Seite legen, eine Fötus-Haltung einnehmen, sich nicht bewegen – alles andere als leicht, wenn man so starke Wehen hatte. Sie erhielt zwei Spritzen. Bei der ersten handelte es sich um eine örtliche Betäubung, die die Schmerzen lindern sollte, welche die zweite verursachen würde. Diese – epidural, nannte man das wohl – sollte sie sozusagen rundum betäuben. Unwillkürlich verzerrte sie ihr Gesicht, als sie die Flüssigkeit der zweiten Spritze gleichsam durch ihre Wirbelsäule schießen fühlte. Es war, als werde ihr ganzer Rücken mit einem Hammer bearbeitet. Trish (von der sie als »werdende Eltern« sorgsam unterwiesen worden waren) hatte es versäumt, davon zu sprechen, wie verdammt weh eine solche Spritze tun konnte. Statt dessen hatte sie betont, die anschließende »Taubheit« sei eine wahre Erlösung.

Die Schwester stülpte Donna eine Sauerstoffmaske über; dann wurde sie festgeschnallt und ein grünes Tuch vor ihr angebracht, damit sie die Operation als solche nicht verfolgen konnte. Victor saß unmittelbar neben ihrem Kopf. Er hielt ihre Hand und redete beruhigend auf sie ein.

»Ich kann das fühlen«, sagte sie plötzlich und spürte irgendwie, daß etwas mit ihrem Körper geschah, obschon

sie nicht wußte, was eigentlich. »Ich kann nicht atmen.«

Der Anästhesist versicherte ihr, mit ihrer Atmung sei alles in Ordnung.

»Meine Nase ist verstopft.«

»Das ist eine natürliche Reaktion«, sagte er und begann dann zu erklären, warum das so sei. Aber sie achtete nicht weiter auf ihn, denn sie hörte das Krähen eines Babys, eines Jungen, an die neun Pfund schwer, den man aus ihrem Bauch herausholte und hochhob, damit sie ihn sehen konnte. Ein Prachtkerlchen, vor Gesundheit offenbar strotzend.

»Hallo, Adam«, sagte sie, während sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Ein richtig *strammer* Bursche«, sagte Victor mit unverkennbarem Stolz.

»Das kommt von all dem Butterkuchen, den ich nach deiner Meinung auf gar keinen Fall hätte essen dürfen.«

Er lachte. »Ich liebe dich«, sagte er.

Sie lächelte ihm in die eigentlich verschleierten Augen. »Ich liebe dich auch«, versicherte sie und kam sich vor, als wirke sie in einem jener Demonstrationsfilme über »Naturgemäße Geburt« mit, die ihnen ihm Kurs vorgeführt worden waren. (Einander bei solcher Gelegenheit beteuern, daß man sich liebt, ist wohl eher abgeschmackt, hatten sie anschließend beide übereinstimmend gefunden.)

Und jetzt? Jetzt war es genau das, was sie sagen wollte. Und sie sagte es, sagte es immer wieder. »Ich liebe dich, liebe dich, liebe dich...«

Adam schrie praktisch ununterbrochen, drei Monate lang. Er schrie, bevor er gestillt wurde, er schrie, nachdem er gestillt worden war, er schrie zwischendurch, Tag und Nacht. Donna war besorgt. Hatte sie etwa nicht genügend Milch? Der Arzt versicherte ihr, Adam habe kräftig zugenommen. Victor beschwore sie, unbedingt »durchzuhalten«. Donna ihrerseits meinte, es sei vielleicht vernünftiger, Adam an die Flasche zu gewöhnen. Dr. Wellington, der Kinderarzt, meinte, sie möge es getrost so halten, wie es für sie das Angenehmste sei. Und Victor sprach abermals von »durchhalten«.

Adam schrie, wenn man ihn in die Wiege legte; er schrie, wenn man ihn aus der Wiege nahm. Er schrie, wenn er geschaukelt, wenn er getragen wurde. Er schrie im Auto, er schrie in seinem Kinderwagen. Ganz rot war sein kleines Gesicht, ganz weiß die zu Fäusten geballten Händchen. Und wenn Victor von der Arbeit heimkam, konnte es durchaus sein, daß Donnas Gesicht so weiß war wie Adams Hände und ihre Augen so rot wie sein Gesicht.

In einem Punkt allerdings gab es keinen Unterschied zwischen Mutter und Sohn: Sie weinten beide.

»Du hältst ihn nicht richtig oder was«, sagte Victor.

»Dann halte du ihn doch«, erwiderte Donna prompt – und schob das kreischende Bündel Victor in die Arme. Adam brüllte noch lauter.

»Das hättest du nicht tun sollen«, sagte Victor. »Du hast ihn nur noch mehr verstört.« Er brachte das Baby in eine

andere Lage.

Adam hörte mit dem Gebrüll auf. Ganz ruhig wirkte er. Victor lächelte und bezähmte mit Mühe seinen Triumph. »Da, ich habe dir ja gesagt, es liegt daran, wie du ihn hältst.«

Adam begann wieder zu schreien. Nun lächelte Donna, ganz gegen ihren Willen. Guter Junge, dachte sie unwillkürlich.

»Ich habe dir ja gesagt, du hättest ihn nicht so abrupt bewegen dürfen«, rief Victor wütend und drückte ihr das Kind wieder in die Arme. »Ist es nicht Zeit zum Stillen?«

»Ich habe ihn vor einer Stunde gestillt. Und zwei Stunden davor.«

»Vielleichttust du's zu oft.«

»Warum fragst du ihn nicht?«

»Hast du seine Windeln gewechselt?« wollte er wissen.

»Es macht Babys nichts aus, wenn's feucht ist.«

»Danach habe ich dich nicht gefragt.«

»Vor einer Stunde habe ich sie gewechselt, nachdem ich ihn gestillt hatte und er mich ganz voll machte.«

»Wechsle sie wieder. Er fühlt sich wahrscheinlich unbehaglich.«

»Warumtust du's nicht?«

Victor blickte betreten beiseite. »Er ist für mich ganz einfach zu klein, was das Wickeln betrifft, Donna. Ich werde es tun, wenn er größer ist.«

»Sicher.«

»Oh, nun hack bloß nicht auf mir herum. Ich habe einen schweren Tag hinter mir, und das würde gerade noch

fehlen, daß am Abend *du* mir das Leben schwer machst.«

Donna wechselte Adams Windeln. Sie waren völlig trocken. Doch Adam schrie und schrie.

Um zwei Uhr früh stillte Donna ihn abermals. Um drei schrie er immer noch. Sie betrat das Schlafzimmer.

»Du bist an der Reihe«, sagte sie zu Victor, der tat, als läge er im allertiefsten Schlaf.

»Ja, soll ich ihn etwa stillen?« fragte er wütend. »Du brauchst mir nur zu sagen wie, und schon bin ich bereit.«

»Ist womöglich *das* der Grund, daß ich ihm nach deinem Wunsch weiterhin die Brust geben soll?«

»Gute Nacht, Donna«, sagte er und kehrte ihr, sich auf die Seite drehend, den Rücken zu. »Das Baby schreit.«

»Dann geh und halte ihn. Ich habe ihn schon gehalten und habe ihn auch gerade gestillt. Nun kannst du ja eine Weile mit ihm herumspazieren.«

»Donna, ich muß morgen arbeiten!«

»Ja, was glaubst du denn, was ich tue? Den ganzen Tag schlafen? Bei dem Gebrüll? Und das muß *ich* mir den ganzen Tag anhören, zu allem.«

»Bitte Mrs. Adilman, zu dir zu kommen. Sie sagte, sie würde es nur zu gerne tun.«

»Habe ich ja. Aber sie ist nun mal nicht mehr die Allerjüngste, und man kann ihr nicht zu viel zumuten.«

»Das Baby schreit immer noch.«

»Er ist auch dein Sohn«, sagte Donna in einem solchen Ton, daß Victor genau wußte: keine weiteren Diskussionen. Sie legte sich ins Bett. Victor seinerseits verließ, kochend vor Wut, das Zimmer.

Drei Stunden später schrie Adam weiterhin unverdrossen. Und Victor war inzwischen nicht zurückgekehrt. Donna betrat das ganz in lichtem Gelb und Weiß gehaltene Kinderzimmer. Adam, in seiner Wiege, schrie und schrie. Und Victor lag daneben auf dem Fußboden und schlief.

Es kam die Nacht, in der Adam verstummte und er offenbar schlief. Donna allerdings war fest davon überzeugt, er sei tot.

Mrs. Adilman spähte durchs Fenster in die Küche, wo Donna am runden Tisch saß und ihren Morgenkaffee trank. Mit einer knappen Handbewegung bedeutete sie Mrs. Adilman, sie sei ihr willkommen und möge eintreten.

»Victor ist wohl schon sehr früh zur Arbeit?« fragte Mrs. Adilman. Es war erst acht Uhr.

»Er mußte für ein paar Tage nach Sarasota. Er hat dort geschäftlich zu tun.«

»Und das Baby? Schläft?« fragte Mrs. Adilman ungläubig.

Donna stellte ihre Tasse auf den Tisch. »Ich glaube, er ist tot. Ich habe ganz einfach Angst nachzusehen.«

Mrs. Adilman wirkte völlig perplex. »Was?«

»Als ich zu Bett ging, schrie er. Und dann muß er irgendwann aufgehört haben, während ich schlief. Vor etwa einer halben Stunde wurde ich wach. Das Haus ist so still, daß ich es überhaupt nicht glauben kann.«

»Sie haben noch nicht nach ihm gesehen?«

Donna blickte Mrs. Adilman sehr direkt in die Augen. »Ich kann mir denken, daß es sich furchtbar anhört, aber

ich brauchte heute morgen unbedingt eine Tasse Kaffee. Und wär ich in sein Zimmer gegangen und hätte ihn tot vorgefunden, dann wäre an die Tasse Kaffee überhaupt nicht zu denken gewesen; und da ich ja doch nichts hätte ändern können, dachte ich, gönn dir erst mal deine Tasse Kaffee, und sieh dann nach.«

Mrs. Adilman starrte sie fassungslos an. Victor hätte das nicht besser fertiggebracht. Apropos: Vermutlich würde er sie von Sarasota anrufen und sie bitten, dort hinzukommen.

Die beiden Frauen sahen gemeinsam nach. Adam schließt tief und fest.

Donna ging in die Küche zurück und schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein.

Donna begann, Listen anzulegen. Jeden Morgen nach dem Aufwachen vermerkte sie zunächst sorgfältig, was sie an dem betreffenden Tag alles zu tun hatte. Jetzt, wo sie nicht mehr arbeitete (und Adam sich der ruhigeren Gangart im Süden der USA angepaßt hatte), verfügte sie doch über mehr freie Zeit als zuvor. Zeit allerdings, die auf *andere* Weise ausgefüllt wurde. Die Wäsche erledigen, das Haus in Ordnung halten, Sachen von der Reinigung holen, Lebensmittel einkaufen (hierfür stellte sie eine spezielle Liste zusammen), zum Zahnarzt gehen, den Doktor aufsuchen, dann zur Bank, zum Haushaltwarengeschäft; kleine Dinnerpartys arrangieren, für Victor etliches erledigen, sowie – natürlich – verfügbar sein, wenn Adam gestillt werden mußte. Wunderbarerweise begnügte er sich seit jener Nacht, in der er mit seinem ewigen Schreien aufgehört hatte, mit dreimaligem Stillen pro Tag. Somit blieb Donna mehr Zeit, um sich auf die diversen Punkte auf ihren diversen Listen zu konzentrieren.

Eines Tages stellte sie zwei Listen auf: die Dinge, die sie tun mußte; und die Dinge, die sie zu tun haßte.

Sie haßte:

1. Hausarbeit
2. Saubermachen

3. das Geschirr aus der Geschirrspülmaschine räumen
4. Rechnungen erledigen
5. Leute anrufen, denen gegenüber sie auf Victors Geheiß Beschwerden wegen irgendwelcher Mißstände im Haus vorbringen mußte
6. ihr Haar
7. ihre Kleider
8. ihr Aussehen
9. ihren Körper, der noch nicht wieder in »Form« war
10. Übungen

(Bei Punkt 6 bis 9 handelte es sich, wie ihr bewußt wurde, nicht um Dinge, die sie zu *tun* haßte. Nein, sie haßte sie ganz einfach; und das war für sie Grund genug, sie in diese Liste – *ihre* Liste – aufzunehmen.)

Donna stellte eine weitere Liste zusammen. Auf dieser vermerkte sie, was Victor allmorgendlich zu ihr zu sagen pflegte. Und am Ende der Woche fertigte sie daraus dann eine Art Auswahlliste mit »Lieblingszitaten« von seiner Seite.

Etwa:

1. Dein Make-up ist übers ganze Gesicht verschmiert.
Hast du es gestern abend nicht richtig abgewaschen?
2. Du hast wieder geschnarcht. Eine scheußliche Angewohnheit, die du dir während deiner Schwangerschaft zugelegt hast.

3. Fühlst du dich okay? Siehst nicht gerade berauschend aus.
4. Was ist denn los? Bist wohl in einer miesen Stimmung.
5. Solltest du ihm soviel zu essen geben?
6. Ich glaube, du irrst dich.
7. Nein, ich habe keine Zeit zum Frühstücken. Wenn du mich rechtzeitig aus dem Bett holen würdest...
8. Hast du darauf geachtet, daß er sein Bäuerchen macht? So?
Bist du sicher? Ich habe nichts gehört.
9. Kratz dir nicht die Hand. Das ist ja der Hauptgrund dafür, daß du den Ausschlag kriegst. Wirklich, Donna, du bist schlimmer als das Baby.
10. Ich kritisiere dich nicht dauernd, Himmelherrgott.
Willst du schon so früh am Morgen Streit anfangen?
11. Nein, nur weiter. Sprich dich ruhig aus. Macht ja nichts, wenn ich zu spät komme.
12. Was hast du mit meinen Schlüsseln gemacht?
13. Du hast das Kuvert weggeschmissen; dabei habe ich ausdrücklich gesagt, es müsse aufbewahrt werden! Ach, nein, hier ist es.
14. Ich würde ihn nicht so warm einpacken. Nein, du bist die Mutter. Du tust, was du für richtig hältst. Du weißt es am besten. Ich meine nur, in *solchem* Maße ist es wohl nicht nötig, aber nein, es ist deine Entscheidung.
15. Hast du heute irgendwas zu tun?
16. Ich weiß nicht, Donna, aber acht Personen zum

Dinner, das ist wohl mehr, als du bewältigen kannst.

17. Warum ißt du kein Bran-Muffin? Ich hab dir doch gesagt, ich möchte, daß du jeden Tag ein Bran-Muffin ißt. Vielleicht bekommst du dann nicht mehr so viele Erkältungen.

Sie »listete auf«, worüber sie sich stritten:

1. darüber, daß er dauernd ihr Autofahren bekrittelt;
2. darüber, daß er unentwegt ihr Aussehen bemängelte;
3. darüber, daß er fortwährend kritisierte, wie sie den Haushalt führte;
4. darüber, daß ihm mißfiel, wie sie Adam erzog (verhätscheln war das Wort, das er in diesem Zusammenhang am häufigsten gebrauchte);
5. darüber, daß er immer und ewig etwas an ihr auszusetzen hatte, Punkt.

Was dann zu Auseinandersetzungen führte:

6. darüber, daß sie immer verallgemeinere;
7. darüber, daß er kein Wort hervorbringen könne, ohne daß sie ihn beschuldige, sie zu kritisieren;
8. darüber, daß sie stets auf ihn loshache;
9. darüber, daß sie ihm emotionell nie genügend Unterstützung gewähre;
10. darüber, daß sie ihn dauernd kritisere, Punkt.

Nie stritten sie sich über:

1. Verwandte (es gab praktisch keine);
2. Geld (es war genügend vorhanden);
3. Sex (hier herrschte ebenfalls kein Mangel, und im Bett lief es immer noch gut, wenngleich Donna seit

kurzem das Gefühl hatte, die dauernden Streitereien machten sich auch in dieser Hinsicht nachteilig bemerkbar).

Ja, in diesem letzten Punkt war einiges passiert; doch beide gingen sie dieser »Problemstellung« aus dem Wege, zumal Victor. Und weil sie beide wußten, wie wichtig diese Sache war, machten sie darum einen Bogen, wichen sozusagen auf Nebengeleise aus, stritten sich um nebensächliche Details. Ja, im Grunde genommen nahm man sogar ausgesprochen Rücksicht aufeinander. Wie auch hätte ein Ehemann seiner Wut freien Lauf lassen können, wenn seine Frau dauernd nieste oder sich erbrach. Es war in der Tat ziemlich schlimm. Im Laufe der letzten Monate hatte sich bei Donna so etwas wie ein permanenter grippaler Infekt herangebildet. Zwar verschwand er zwischendurch, für ein oder auch zwei Wochen, doch unweigerlich kehrte er wieder. Sie selbst schob das alles auf ihre geschwächte Widerstandskraft, verursacht durch ihre Müdigkeit. Victors Antwort: Solange sie auf ihren schlechten Eßgewohnheiten beharre, müsse sie mit allen möglichen Beschwerden rechnen. Sie erwiderte, ihre Eßgewohnheiten seien absolut in Ordnung und eher »nachahmenswert« – was natürlich zu einem weiteren Krach führte, eine »Bereicherung« für ihre wachsende Liste.

Sie stellte zwei weitere Listen auf. Erster Aspekt: Was ihr an Victor gefiel. Zweiter Aspekt: Was ihr an Victor nicht gefiel.

Was ihr gefiel:

1. Sein Sinn für Humor
2. Seine Zähigkeit, Hartnäckigkeit
3. Seine Art, das Kommando zu übernehmen
4. Seine Arroganz
5. Er will von allen immer das Beste
6. Seine Intelligenz
7. Seine Urteilskraft
8. Was er gut tun will, tut er auch gut
9. Er hat große Theorien

Was ihr nicht gefiel:

1. Er schmollt
2. Er läßt nie ab
3. Daß er unbedingt die Kontrolle haben muß
4. Seine Arroganz
5. Er erwartet zu viel
6. Er bildet sich ein, alles zu wissen
7. Er muß immer recht behalten
8. Er ist ein Perfektionist
9. Er hat große Theorien.

Zu der linken, der positiven Liste fügte sie noch drei Punkte hinzu: Er liebte Adam (obwohl sie wünschte, er würde mehr Zeit damit verbringen, die Dinge zu tun, die Adam ihr abverlangte; er liebte sie (trotz seines unentwegten Herummäkelns an ihr hegte sie daran, sonderbarerweise, nie den geringsten Zweifel); und er war noch immer der beste Liebhaber, den sie je gehabt hatte. Sie brauchte nicht lange nachzurechnen. Die positiven Punkte überwogen nach wie vor die negativen.

»Wo willst du damit hin?« Donnas Stimme klang scharf – wie immer, wenn sie sich überrumpelt fühlte.

»Reg dich nicht auf. Wenn alle weg sind, stell ich sie wieder zurück.« Victors Antwort – lächelnd.

»Aber mir gefiel sie, dort, wo sie war.« Sie sah ihn an.
»Wo tust du sie hin?«

»In den Schrank. Du weißt, daß ich das nicht ausstehen kann – all diese Kinkerlitzchen, auf die man hier praktisch auf Schritt und Tritt stößt.«

»Victor, diese Puppe ist ein Geschenk meiner Mutter. Sie stammt aus Mexiko.«

»Ich weiß, Liebling, und ich verspreche dir, morgen kommt sie wieder ins Wohnzimmer. Können wir sie nicht mal, für einen einzigen Abend, in den Schrank legen? Sie wird schon keinen Schaden nehmen.«

»Aber mir gefällt sie.«

»Und mir nicht.« Sackgasse, Patt – wie immer man's nennen möchte. »Donna, seit wir verheiratet sind, haben

wir hundert und aber hundertmal darüber diskutiert. Ich hasse diese unzähligen Puppen, Püppchen, Figürchen, die praktisch jeden Raum hier bevölkern, du liebst sie...«

»Sie machen alles viel wohnlicher – heimischer...«

»Glaubst du. Ich hingegen finde, daß dadurch nur alles furchtbar unordentlich wirkt. Aber schön, ich weiß, wieviel dir die meisten dieser Sachen bedeuten, und für gewöhnlich sag ich da auch gar nichts weiter – wie du zugeben mußt, wenn du fair bist.«

»Nein, aber...«

»Findest du es so furchtbar von mir, wenn ich dich bitte, daß es ausnahmsweise an *einem* Abend mal nach meiner Nase geht.« Die kleine Stoffpuppe in der Hand, ging er zum Schrank im Flur.

»Was hast du sonst noch umgeräumt?«

»Ich habe nur ein bißchen Ordnung geschaffen.«

Von der Küche trat Donna ins Wohnzimmer. »Himmel«, sagte sie, »du warst aber wirklich ein fleißiger Bub.«

»Es war ja auch eine einzige Unordnung, Donna. Ich habe gesehen, daß du noch nicht die Zeit gefunden hattest, und für heute abend erwarten wir vier Leute zum Dinner...«

»Erst heute nachmittag habe ich hier Staub gesaugt.«

»Bitte, fang nicht an zu schreien.«

»Wo hast du die Trockenblumen hingetan?«

»In den Kleiderschrank. Brauchst weiter kein Wort zu sagen – ich weiß, daß du sie magst. Nur für heute abend, bitte.«

Donna biß sich auf die Lippe und ging in die Küche zurück. Victor folgte ihr auf dem Fuß.

»Jetzt bitte bloß keine deiner Launen«, warnte er.

»Eine meiner Launen?«

»Du weißt schon, was ich meine.« Er sah sich um. »Oh, du hast das Hühnchen gemacht, wie?«

»Ja. Stimmt irgendwas nicht?« fragte Donna.

»Nein, soweit alles in Ordnung. Allerdings sagte ich dir ja wohl, ich hätt's gern gegrillt.«

»Nein, das hast du nicht gesagt,«

»O doch, da bin ich sicher. Na, wenigstens ist es Huhn.«

»Mein Hühnchen mit Cumberland Sauce wird dir schmecken!«

»Sicher, sicher. Nur daß es mir so richtig gegrillt oder geröstet eben *besser* schmeckt. Das ist alles, Liebling. Gerät sonst oft ein bißchen trocken, weiter nichts.«

»Seit wann? Das hast du noch nie gesagt.« »Habe ich schon immer gesagt. Aber du hörst mir ja nicht zu.« Victor lächelte, hob die Augenbrauen. Was er oft tat. Und jedesmal hätte sie ihm mit einem Beil den Kopf abhacken können.

»Was gibts denn sonst noch?«

»Kartoffeln, grüne Bohnen mit Pinienkernen...«

»Schon wieder?«

»Das letzte Mal habe ich grüne Bohnen mit Pinienkernen vor mehr als einem Jahr gemacht – und es war für andere Leute.«

»Bist du sicher?« Sie kehrte ihm den Rücken zu und ging zum Kühlschrank. »Keine Suppe?« wollte er wissen.

»Verzeihung, vergaß ich ganz zu erwähnen. Kalte Gurkensuppe – findet das deine Billigung?« Sie hob eine

große Terrine mit Suppe aus dem Kühlschrank.

»Na, fein. Warum wirst du so kratzbürstig? Darf ich denn kein Interesse zeigen?« Sie hob die Achseln. »Vorsicht, du läßt das noch fallen.« Er stürzte zu ihr, nahm ihr das Gefäß aus den Händen. »Wo soll ich's hinstellen?«

»Aufs Abstellbrett drüben«, sagte sie. Auf deinen Quadratschädel, dachte sie.

»Himmelherrgott, was ist denn das da auf dem Fußboden?«

Donna folgte seinem Blick. »Ach ja«, sagte sie und erinnerte sich. »Adam hat heute nachmittag Apfelsaft verschüttet. Ich dachte, ich hätte alles aufgewischt.«

»Es ist so klebrig. Hast du den Schrubber gebraucht?«

»Nein. Ich hab mich niedergekniet und es aufgewischt.«

»Du mußt den Schrubber nehmen. Sonst bleibt es klebrig, und das Zeug wird dann auf die Teppiche geschleppt, wo es entsprechende Spuren hinterläßt. Kein Wunder, daß die Teppiche bereits anfangen, schmutzig auszusehen.«

»Oh, Victor, hör endlich auf, ja?«

»Schau, Donna, das beste wär's wohl, wir würden überhaupt keine Gäste einladen. Es ist einfach zuviel für dich. Man braucht dich ja nur anzusehen. Du bist das reinste Nervenbündel. Ich kann doch *kein einziges* Wort zu dir sagen, ohne daß du gleich völlig außer Fassung gerätst. Alles hier ist in Unordnung. Ich bin nicht wütend oder so. Ich verstehe, daß du keine Zeit hast, das ganze Haus in Ordnung zu halten, während du dich um Adam kümmерst. Aber ich habe dir ja gesagt, wir müßten niemanden

einladen. Du warst es, die darauf bestanden hat.«

»Ich habe nur gesagt, es wäre nett. Ach – wenn du bloß aufhören wolltest, auf mir herumzuhacken....«

»Auf dir herumzuhacken...!« Sie hörten Adam weinen.

»Wieso ist er wach?«

»Er scheint nicht ganz auf dem Posten zu sein.«

»Ich hatte dir doch gesagt, du solltest dir ein Mundtuch vorbinden, wenn du eine Erkältung hast und in seiner Nähe bist.«

»Victor, der Doktor hat gesagt, das sei nicht nötig. Ich habe ihn gefragt. Außerdem bin ich gar nicht erkältet.«

»Diese Woche nicht.« Sie ging zum Kühlschrank, öffnete ihn, nahm ein Arzneifläschchen heraus. »Was tust du?«

»Ich werde ihm ein paar Tropfen Tylenol geben.« Sie wollte die Küche verlassen.

»Der Junge weint, und du gibst ihm Medizin?«

»Er hat erhöhte Temperatur, leichtes Fieber. Das möchte ich zum Abklingen bringen, bevor es schlimmer wird. Ich habe Dr. Wellington angerufen. Er sagte, ich sollte dem Jungen Tylenol geben.«

»Ist dir noch nicht zu Ohren gekommen, daß Tylenol Leberschäden verursachen kann?«

»Gott, gib mir die Kraft«, flüsterte Donna. »Du willst nicht, daß ich ihm Baby-Aspirin gebe...«

»Natürlich nicht. Oder willst du, daß er innere Blutungen bekommt.«

»Guter Gott, Victor, muß denn immer alles gleich zur Staatsaffäre werden? Kann ich denn überhaupt nichts tun, ohne daß es eine Parlamentsdebatte samt anschließender

Abstimmung gibt? Darf ich nicht mal die kleinste Entscheidung selber treffen?«

»Du triffst hier doch *alle* Entscheidungen. Wann hätte mein Wort schon mal irgendwelches Gewicht gehabt?«

»Dein Wort hat immer Gewicht.«

»Oh, wirklich? Wirst du ihm Tylenol geben?«

»Er hat Fieber, Victor. Der Doktor -«

»Wirst du ihm Tylenol geben? Ja oder nein?«

»Ja.«

»Natürlich. Es läuft ja immer darauf hinaus, daß du deinen Kopf durchsetzt.«

Donnas Augen füllten sich mit Tränen.

»Warum weinst du, Donna?« stichelte er. »Es geht doch alles nach deinem Willen, von A bis Z. Adam bekommt das Medikament, zum Dinner gibt's Hähnchen, und wir haben heute abend die Vogels und die Drakes zu Gast. Warum weinst du?«

»Weil du mir jedes Wort im Munde umdrehst!«

»Du ruinierst dein ganzes Make-up.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »In zehn Minuten werden sie hier sein. Das hast du ja bestens hingekriegt. Empfängst sie mit verheulten Augen. Und ich bin der Bösewicht.«

Donna wollte sich die Augen wischen.

»Du verschmierst die Wimperntusche.«

»Verdamm«, murmelte sie. »Warum mußt du einem immer alles verderben?«

»Na, das nenn ich gelungen, Donna. Nur weiter so. Daß es *wirklich* noch zwischen uns Krach gibt.«

Adam begann zu schreien. Donna drehte sich um und

verließ den Raum.

Das Dinner begann mit einer Atmosphäre, die man kaum entspannt nennen konnte. Zum mindest soweit es Donna betraf. Sie äußerte nur das Allernotwendigste, machte sich viel in der Küche zu schaffen, und statt zu sprechen, verlegte sie sich auf eine Art permanentes Lächeln, wobei sie selbst deutlich spürte, wie ihre Gesichtsmuskeln sich verkrampten.

Victor hingegen wirkte völlig normal. Den Gästen gegenüber zeigte er sich ebenso freundlich wie gesprächig. Er erzählte mehrere amüsante Anekdoten, und zu ihrem Unwillen stellte Donna im Laufe des Abends fest, daß sie selbst eine dieser Anekdoten so lustig fand, daß sie sich das Lachen kaum verkneifen konnte. Sie mußte sich buchstäblich auf die Lippen beißen, und Victor, dem ja nie etwas zu entgehen schien, bemerkte dies natürlich – und lächelte.

Was ihn anging, so hatte er sich offenbar entschlossen, seinen Ärger »verrauchen« zu lassen. Ja, ging denn das so einfach, dachte sie. Nun, vielleicht war das Essen besser, als er erwartet hatte (dabei hatte sie die Pinienkerne anbrennen lassen, und die grünen Bohnen waren ihr auch nicht so ganz geraten).

Kaum hatte er gelächelt, fühlte Donna sich irgendwie erleichtert, nicht mehr so feindselig. Erst jetzt wurde ihr richtig bewußt, wie wenig ihr der Sinn nach Verstimmung, Verärgerung stand. Vielmehr schien es einfach herrlich,

wenn sie nett zueinander waren. Außerdem mußte sie natürlich ihrerseits Friedensbereitschaft signalisieren. Tat sie das nicht, würde ihr die Verantwortung zugeschoben werden für den fortgesetzten Streit. Und da wäre Victor wohl gar nicht so im Unrecht, oder? Jedenfalls lächelte sie ihm zu. Die Atmosphäre schien sich zu klären.

»Ich liebe dich«, sagte sie später, weil sie das Gefühl der Liebe brauchte.

»Ich liebe dich«, erwiderte er, weil dies die erwartete Antwort war.

Für den Rest des Abends war sie geradezu verwandelt. Donna zeigte sich gesellig, gesprächig, geradezu übermäßig freundlich. Sie übertrieb, wie ihr bewußt war; aber es war eben ein herrliches Gefühl, daß niemand auf sie »böse« zu sein schien. Als der Abend dann vorbei war und die Gäste sich verabschiedet hatten, ging Victor, um nach Adam zu sehen. Der Kleine schlief wie ein Murmeltier. Obwohl er inzwischen fünfzehn Monate alt war, nannten sie ihn nach wie vor meistens »das Baby«.

»Schläft tief und fest«, meldete Victor, während er neben ihr ins Bett glitt und sofort einen Arm um sie legte. »Hab auch seine Stirn befühlt. Ist kühl.«

»Gut«, sagte Donna. Sie fühlte sich todmüde. Er beugte sich über sie. »Bitte, Victor, können wir heute nacht nicht einfach schlafen? Ich bin wirklich müde.«

Er schien gekränkt, zog sich auf seine Seite des Bettes zurück. »Leg dich zu mir«, sagte er nur, »ich möchte dich umarmen.« Donna tat es und schmiegte sich gleichsam in die Wärme seines gekrümmten Körpers.

»Ich liebe dich«, sagte er zu ihr, weil er das Gefühl der Liebe brauchte.

»Ich liebe dich«, erwiderte sie, weil dies die erwartete Antwort war.

Mehrere Minuten vergingen. Dann sagte sie: »Letzte Nacht habe ich geträumt, du hättest eine Affäre.«

»Oh?«

»Ja. Allerdings warst du unheimlich dick und fett.«

»Oh. Na, das erklärt's doch.«

»Was?«

»Wenn ich eine Affäre habe, werde ich immer dick und fett.«

Sie lachte, und erst jetzt fühlte sie sich völlig entspannt. Während sie sich zu ihm herumdrehte, während er sie ganz fest in die Arme nahm, spürte sie plötzlich überhaupt keine Müdigkeit mehr.

Wie sehr sie sich doch danach sehnte, daß zwischen ihnen Eintracht herrschte. Und offenbar sehnte auch er sich danach.

»Ich liebe dich«, sagte er, weil er es so meinte.

»Ich liebe dich«, sagte sie, weil sie wollte, daß sie es so meinte.

»Wann bist du endlich fertig?« rief er aus dem Wohnzimmer.

»Nur noch ein paar Minuten. Nimm dir inzwischen einen Drink.«

»Bin bereits beim zweiten. Du willst doch nicht, daß ich dort betrunken ankomme.«

»Nur eine Minute noch.«

Donna blickte in den Spiegel, prüfte ihr Erscheinungsbild. Was sie sah, gefiel ihr gar nicht übel. Sie legte noch ein wenig Rouge auf, lockerte ihr Haar und trat ins Wohnzimmer. An diesem Abend, so hatte sie sich fest vorgenommen, sollte alles anders sein als sonst. Kein Zank, kein Streit, kein Hader. Sie würde ihm nicht widersprechen, sie würde in möglichst allem und jedem seiner Meinung sein. Sie war absolut bereit, ihn vor den anderen Gästen auf Danny Vogels Party zu loben, gebührend herauszustreichen; und sie würde sich geradezu verzweifelte Mühe geben, nicht zu husten, zu niesen oder sich sonstwie anmerken zu lassen, daß sie eine Erkältung hatte, von der Laryngitis ganz zu schweigen. Auch würde sie kein einziges Wort über Adam fallen lassen, es sei denn, man drängte sie dazu – Victor konnte es nicht ausstehen, wenn andere Leute über ihre Kinder sprachen. Kurz: Sie war entschlossen, die perfekte Ehefrau zu sein.

Sie würde Victor die hundert Prozent liefern, die er immer so kategorisch forderte. Nein, nein, das formulierte sie falsch. Das war von ihrer Seite absolut nicht die richtige Einstellung. Von kategorischen Forderungen seinerseits konnte überhaupt nicht die Rede sein. Gesprächsweise verbreitete er sich darüber, und zwar überaus vernünftig.

Nein, nein, nein. Einen Streit würde es zwischen ihnen heute abend auf gar keinen Fall geben. Neulich abends war das anders gewesen (wie es dazu gekommen war, wußte sie im Grunde immer noch nicht, wenngleich sie vermutete, eigentlich seien sexuelle Spannungen schuld). Jedenfalls: Diese ewigen Auseinandersetzungen mußten aufhören. So konnte es wirklich nicht weitergehen – daß sie einander anschrien. Um ihrer selbst willen, aber vor allem auch wegen Adam. Er war inzwischen über zwei Jahre alt, und was er rings um sich sah und hörte, verfehlte durchaus nicht seine Wirkung.

Sie erinnerte sich: Vor kurzem erst hatte der Junge sie – Victor und Donna – gebeten, mit dem Schreien aufzuhören; aber sie hatten weiter nicht darauf geachtet – bis dann etwas geschah, das irgendwie eigentlich wirkte. Er kehrte seinen Eltern den Rücken zu und begann, unmittelbar neben ihnen zu spielen. Er ignorierte sie völlig, sie schienen für ihn überhaupt nicht vorhanden zu sein – eine erschreckende Vorstellung.

Damals hatte sie den Entschluß gefaßt: Kein Zank, kein Streit mehr. Vielleicht würde es ihr gelingen, Victors Temperament wenigstens einigermaßen im Zaum zu halten, auf jeden Fall ihr eigenes. Nein, nein, nein, keinen

Zank, keinen Streit mehr. Was sie betraf, so wollte sie jedenfalls auf gar keinen Fall schuld sein an einer Szene.

Und sie mußten wieder beginnen, regelmäßig miteinander zu schlafen. Ihr Sexleben war immer wundervoll gewesen; jetzt geriet es in Gefahr, nichtexistent zu werden. Hier lag die Schuld in weitaus größerem Umfang bei ihr als bei ihm, sie wußte es. Doch in steigendem Maße schien es ihr kaum mehr gelingen zu wollen, sich physisch wie psychisch in die entsprechende Verfassung zu bringen, wo die einzigen Gefühle, die sie empfand, Widerwillen, wenn nicht gar Haß waren. Schlimmer noch als Haß – Verzweiflung. Sie konnte sie nicht spielen, die Hure – die billige Nutte; denn mehr, so fühlte sie letztthin, war sie nicht wert. Wenn sie ihm gestattete, sie zu lieben, sich über sie zu schieben, in sie einzudringen, dann fürchtete sie geradezu, völlig zu verschwinden: unter seinem Gewicht quasi zerquetscht; in nichts aufgelöst, außer man fand noch ein Atom von ihr.

Sie rief sich zur Ordnung. Wenn an diesem Abend alles nach Wunsch gehen sollte, so mußte sie endlich mit solchem Unsinn aufhören. All die früheren Abende gehörten der Vergangenheit an. Dies war sozusagen ein Neuanfang.

Sie trat hinter Victor. »Hallo, ich bin fertig.«

Er drehte sich um. »Das wirst du tragen?«

Sofort sackten ihre guten Vorsätze in sich zusammen. Allerdings faßte sie sich sogleich wieder, versuchte es jedenfalls. Was war nur mit ihr los? Konnte er ihr nicht mal eine einfache Frage stellen? Guter Gott, sie durfte nicht erwarten, daß er imstande war, ihre Gedanken zu lesen. Im

übrigen sollte er doch sagen, was er wollte. Erwartete sie etwa, daß er ihr nach dem Munde redete? Da hatte man's wieder mal – ihre Erwartungshaltung. Und genau das war es ja, was beide unablässig ins Dilemma stürzte. Wenn sie mit solchem Unfug endlich aufhörte, wären sie beide besser dran; wären sie beide glücklicher.

»Gefällt's dir nicht?«

»Das Kleid hat mir noch nie gefallen«, sagte Victor. »Wieso meinst du, daß es mir nun auf einmal gefallen könnte?«

»Ich hatte es eben gehofft.«

»Nein, Donna.« Er stellte seinen Drink beiseite. Seine Stimme klang ruhig, keineswegs unangenehm. »Aber es kommt ja nicht darauf an, was mir gefällt. Du tust ohnehin, was dir paßt.«

Donna versuchte ein Lächeln. »Was sollte ich denn deiner Meinung nach anziehen?«

»Vergiß es, Donna«, sagte er und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es ist schon spät.«

»Wir haben genügend Zeit. Wenn ich mich beeile, kann ich mich noch umziehen. Sag mir nur, was dir am liebsten wäre.«

»Wie wär's mit dem blauen Kleid?«

»Dem blauen?«

»Vergiß es.«

»Augenblick, warum das blaue – welches blaue?«

»Das mit den kleinen Blumen auf den Ärmeln.«

»Blumen auf den Ärmeln – oh! oh! Das ist nicht blau, das ist hellgrün.«

»Bekenne mich schuldig. Habe mich geirrt. Tut mir leid.« In gespielter Zerknirschung beugte er den Kopf.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich wußte nur nicht, welches Kleid du meintest, als du von blau sprachst.«

»Das hast du deutlich genug zum Ausdruck gebracht.«

Donna, schon halb im Begriff, ihm wütend zu antworten, hielt sich gerade noch zurück – und atmete tief durch.

»Ich werde mich umziehen.«

»Nicht meinetwegen«, rief er hinter ihr her.

Etliche Minuten später folgte er ihr ins Schlafzimmer. Das rot-schwarze Kleid, das sie zuvor angehabt hatte, lag auf dem Bett. Sie stand vor dem Spiegel und zupfte das hellgrüne Kleid zurecht.

»Wie gefällt's dir?« fragte sie (und gab insgeheim zu, daß es ihr wirklich besser stand).

»Nicht übel«, versicherte er. »Nur paßt das Make-up nicht.«

Schroff fuhr sie herum. »Wieso? Was stimmt da nicht?«

»Zu auffällig. Für das rot-schwarze Kleid war es angebracht, doch bei diesem wirkt es billig.«

»Billig? Findest du nicht, daß du ein bißchen übertreibst?«

»Wie du willst. Ich sage dir nur, daß das Kleid phantastisch aussieht, während dein Gesicht wirkt wie ein Sonderangebot aus irgendeinem Schlußverkauf.«

Donna starzte vor sich auf den Boden. Nein, sie würde nicht weinen, sagte sie sich wieder und wieder. Auf gar keinen Fall würde sie die Selbstbeherrschung verlieren. Was jetzt aus ihm sprach, war seine sexuelle Frustration,

nicht er selbst; und an diesem Zustand war sie schuld.
»Wie, meinst du, sollte ich mich schminken?«
»Wie es dir beliebt. Es ist ja dein Gesicht.«
»Bitte, Victor, ich möchte deine Meinung hören.«
»Ich würde alles irgendwie – dämpfen. Aber so natürlich wie nur möglich.«

»Ich habe wirklich nicht viel aufgelegt.«

»Du geruhst wohl zu scherzen! Du hast genug >aufgelegt<, um in jedem Tingeltangel aufzutreten.«

Rasch ging Donna ins Badezimmer und wusch ihr Gesicht ab. Dann legte sie ein neues Make-up auf. Es bestand aus ein wenig Creme unter den Augen (um die Tränenbeutel möglichst zum Verschwinden zu bringen) sowie um die Nase (damit man nicht die schuppige Haut sah, die vom dauernden Naseputzen kam); dazu noch einen Hauch Rouge und eine Winzigkeit Mascara. Sie nieste – unmittelbar bevor Victor ihr sein »Plazet« geben konnte.

»Himmel, weshalb hast du das getan?« fragte er.

»War nicht direkt meine Absicht, Victor.«

»Säubere dir das Gesicht«, sagte er, und Donna ging ins Badezimmer zurück, um die Mascara von den Wangenknochen zu wischen.

»Es ist mir völlig unerfindlich, wie du's wieder geschafft hast, dir eine Erkältung anzulachen«, sagte er, während sie zum Auto gingen. Sie hatten noch Mrs. Adilman angerufen, die auch sofort gekommen war. »Gott sei Dank«, betonte Victor, »gibt es hier wenigstens *eine* Person, die pünktlich ist.«

Sie überhörte seine letzte Bemerkung, ging auf die erste ein. »Was die Erkältung betrifft«, sagte sie, »so habe ich sie offenbar von Adam. Jetzt, wo er zweimal pro Woche vormittags zum Kindergarten geht, bringt er jede Menge Erkältungen mit. Die sprechen sogar von ›Kindergarten-Schnupfen‹.«

»Vielleicht solltest du ihn woanders hinschicken.« Sie stiegen ins Auto.

»Das würde keinen Unterschied machen«, versicherte Donna. »Übrigens gibt's gar keine andere Möglichkeit. Hab schon überall herumgehörcht. Das ist der einzige Kindergarten, in dem ich ihn nur zweimal pro Woche vormittags hinbringen muß.«

»Was ist mit Montessori?«

»Dort müßte er jeden Tag hin.«

»Warum eigentlich nicht?«

»Dafür ist er noch ein bißchen klein, Victor, erst knapp über zwei. Für wie viele Jahre möchtest du ihn denn in eine Schule oder was stecken?«

»Irgendwann mußt du ihn schließlich von deinem Rockzipfel lassen«, erklärte er, während er den Schlüssel ins Zündschloß steckte.

»Ihn von meinem Rockzipfel lassen – das ist doch gar nicht die Frage...«

»Willst du Streit anfangen?«

Donna verstummte sofort. »Tut mir leid«, sagte sie hastig, »das war wirklich nicht meine Absicht.«

»Schon gut«, erklärte er. »Übrigens ist es wohl besser, wenn du dich ans Steuer setzt. Wenn mich eine

Polizeistreife stoppt, komme ich bei deren Alkoholtests garantiert nicht ungeschoren davon.«

»Also wieder Knast«, sagte sie und versuchte, das aufzuröhren, was ihr jetzt als liebste Erinnerung erschien.

»Das würde dir wohl so passen, wie?« fragte er. Sie tauschten die Sitze. Donna ließ den Motor an. Das Autoradio erklang, ziemlich laut. Donna stellte es leiser. Victor stellte es sofort wieder lauter. Beide schwiegen. Donna manövrierte den Wagen heraus.

»Winke Mrs. Adilman zu«, wies Victor sie an. Beide winkten sie der rundlichen, grauhaarigen Frau zu, die von der Haustür zurückwinkte. Vermutlich hatte sie das schon vor Jahren bei ihren eigenen Kindern getan.

»Ob sie wohl böse ist, wenn wir erst nach Mitternacht zurückkehren?« fragte Donna und schlug einen scherhaften Ton an. »Vorsicht, um ein Haar hättest du die Mülltonne gerammt.«

Donna warf einen prüfenden Blick in den Rückspiegel. »Ich bin ja nicht mal in der Nähe der Mülltonne.«

»Fährst du nun, oder fährst du nicht? Wir haben uns schon um eine halbe Stunde verspätet.«

»Es ist eine Party, Victor. Da erscheint niemand zu einem präzisen Zeitpunkt.«

»Wenn es deine Freunde wären, dann würden wir pünktlich sein – darauf kannst du Gift nehmen.«

»Das ist nicht fair, Victor. Und es trifft auch nicht zu.«

»Oh, wirklich?«

»Im übrigen habe ich gar keine Freunde.«

»Wohl meine Schuld, wie?«

»Nein«, erwiderte sie, obschon sie das Gefühl hatte, daß es sich so verhielt – bis zu einem gewissen Grad. »Man kann eben nichts dran ändern, wenn einem keiner so richtig liegt.«

»Du solltest trotzdem von dir aus mal Kontakt aufnehmen.«

»Ist ein bißchen schwierig, wenn alle den ganzen Tag arbeiten, während ich zu Hause mit Adam sitze.«

»Möchtest du also arbeiten – wieder arbeiten?« fragte er.

»Nein. Noch nicht.«

»Was soll das heißen – noch nicht?«

»Nun, ich könnte nächstes Jahr vielleicht eine Teilzeitarbeit übernehmen, wenn Adam im Kindergarten ist«, erklärte Donna, und dieser Gedanke kam ihr zum erstenmal.

»Oh, verstehe. Wenn es dir ins Konzept paßt; wenn Adam nicht mehr zu klein ist.«

»Nächstes Jahr ist er bereits drei! Und in dem Alter gehen alle Kinder regelmäßig in den Kindergarten!«

»Du wirst laut.«

Überraschend wurde Donna bewußt, daß er recht hatte. »Tut mir leid. Wie sind wir denn bloß auf dieses Thema gekommen? Ich wollte doch nur sagen, daß es für mich nicht ganz leicht ist, meine wenigen Freunde zu besuchen, weil sie tagsüber arbeiten und du den Umgang mit ihnen am Abend – nun ja, scheust.«

»Alles ist also meine Schuld«, erklärte Victor.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Was sagst du dann?«

»Vergiß es.«

»Apropos, weiß du überhaupt, wo wir hinwollen? Wir haben die Abbiegung verpaßt. Schon drei Straßen zurück.«

»Warum hast du mir das nicht rechtzeitig gesagt?« Sie bremste. »Weil du vollauf damit beschäftigt warst, mich anzukreischen.« Mit einigem Glück bog sie in die richtige Straße ein.

»Nimmst du die Kurven immer so scharf?« fragte er vorwurfsvoll.

»War doch gar nicht so scharf!«

»So? Du hast beinahe den Rinnstein mitgenommen. Wie schnell fährst du überhaupt?«

»Victor, wer sitzt hier am Steuer, du oder ich?«

»Ich habe dich nur gefragt, wie schnell du fährst. Himmelherrgott, kann ich dir nicht einmal eine einfache Frage stellen? Schon geht's mit dir durch, wie? Kannst wohl einfach nicht anders. Ich meine, es würde dich sicher glatt *umbringen*, mal einen einzigen netten Abend zu verleben.«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein«, murmelte Donna und spürte, wie heiße Tränen aufstiegen.

»Allmächtiger, Donna!« schrie er, als sie, scharf auf die Bremse tretend, das Auto wenige Zentimeter vor dem Stopzeichen zum Halten brachte. »Wo hattest du denn deine Augen? Ums Haar wärst du weitergefahren!«

»Bin ich aber nicht, oder?«

»Willst du uns umbringen?«

»Ich habe gehalten«, sagte sie, während sie weiterfuhr.

»Wo hattest du nur deine Gedanken!?«

»Victor, du machst mich zum Nervenwrack. Hättest du vielleicht die Güte, den Mund zu halten?«

»Oh, es ist wohl meine Schuld, daß du beinahe das Haltesignal verpaßt hättest!«

»Hat ja niemand gesagt.«

»Du schreist.«

»Und du machst mich ganz verrückt! Wie wär's denn, wenn du mich einfach fahren lassen würdest?«

»Was – damit du uns bei nächster Gelegenheit umbringst?«

»Es würde bei mir bestens laufen – wenn du nur den Mund halten würdest.«

»Hör auf, mich anzuschreien!« schrie er.

»Halt den Mund!« kreischte sie zurück, und die Worte schienen in der Luft geradezu zu explodieren. »Halt den Mund! Halt den Mund! Halt den Mund!«

Sie überfuhr eine auf Rot stehende Ampel.

»Himmelherrgott, bist du übergeschnappt?« brüllte er.

»Halt an! Hast du gehört? Fahr an den Straßenrand!«

»Ich hab's nicht gesehen! Ich hab's nicht gesehen!«

Victor streckte einen Arm aus, packte das Lenkrad und lenkte das Auto an den Straßenrand. »Steig aus.«

»Victor«, rief sie, und die Tränen, die sie bis jetzt mit aller Gewalt zurückgehalten hatte, schossen mit doppelter Macht hervor. »Ich habe die Ampel doch nicht gesehen!«

»Das weiß ich. Auch das Stoppschild nicht. Und es ist alles meine Schuld.«

Er zog sie hinter dem Lenkrad hervor. Mit einem Ruck

befreite sie sich von seinem Griff. »Rühr mich nicht an«, sagte sie und versuchte, sich die Augen zu wischen.

Er sah sie an, plötzlich ganz ruhig. »Oh, so läuft das also?«

»Wie meinst du das?«

»Da bringst du uns fast um, bloß damit du heute nacht nicht mit mir schlafen mußt. Ich gewöhne mich allmählich an das Wort ›Nein.«

Donna mochte nicht glauben, was sie da hörte. Wieder und wieder ließ sie sich die Worte durch den Kopf gehen. Aber noch immer begriff sie nicht recht.

»Ich habe das rote Licht ganz bestimmt nicht gesehen!« rief sie verzweifelt. »Du hattest gerade etwas wegen des Stoppschildes gesagt, und ich schrie zurück und war dann so durcheinander, daß ich das Rot glatt übersehen habe. Mit dem anderen hat das doch nicht das geringste zu tun – mit dem Schlafen mit dir!«

»Ist alles meine Schuld!« verkündete er sarkastisch und schüttelte den Kopf. »Ich bin's gewesen, der das Stoppschild und die rote Ampel überfahren hat.«

»Habe ich nicht gesagt.«

»Oh? Dann räumst du also ein, daß du am Lenkrad gesessen hast. Interessant.«

»Ich habe mein Bestes versucht.«

»Und ich habe dir dazu keine Chance gelassen. Stimmt's? Steig ins Auto, Donna. Oder möchtest du, daß jeder, der hier vorüberkommt, den Eindruck hat, daß ich dich zusammenschlage? Ist das deine Absicht?«

In entgegengesetzten Richtungen gingen sie um das

Auto herum und stiegen ein. Nun saß Victor hinter dem Lenkrad, während Donna auf dem Beifahrersitz hockte, zitternd.

»Du *schlägst* mich zusammen«, sagte sie, als er losfuhr, »aber so, daß niemand die blauen Flecken sieht.«

»Du bist verrückt«, erklärte er kurz. »Mitunter mache ich mir um die Sicherheit meines Sohnes echte Sorgen.«

»Was!?«

Das Wort drang hervor wie ein heiseres Röcheln. Sie begann zu husten und schien einfach nicht aufhören zu können. Victor brachte das Auto unvermittelt zum Stehen.

»Weshalb hältst du denn?« fragte sie unter Tränen.

»Wir sind da.«

»Wir sind da? Soll das heißen, daß wir trotz allem zu der Party gehen wollen?«

»Nun, was dich betrifft, so weiß ich das nicht. Ich werde jedenfalls gehen. Obwohl wir ziemlich spät dran sind.«

»Ich sehe furchtbar aus.«

»Scheint zur Zeit ja die Norm zu sein.«

»Victor...«

»Fall bloß nicht wieder über mich her. Für diesen Abend langt's, wirklich. Jetzt«, er hielt inne, wählte seine Worte sehr sorgfältig, »gehe ich hinein. Dir bleiben zwei Möglichkeiten. Du kannst entweder mit mir kommen und versuchen, dich zu amüsieren – auch wenn dir dieser Gedanke, wie ich weiß, gräßlich ist –; oder aber du bleibst hier draußen, in einer Art Schmollwinkel, wie ein kleines Mädchen. Das wäre mir natürlich peinlich, aber ich würde es in Kauf nehmen. Wie dem auch sein mag«, fügte er

hinzu, während er ausstieg, »ich gehe jedenfalls hinein.«

Donna spürte, wie sie gleichsam von einer unwiderstehlichen Kraft aus dem Auto herausgezwungen wurde. Von ihrer eigenen Angst, ihrer Panik. Hatte sie womöglich *wirklich* versucht, sie beide umzubringen? Wer blickte da noch durch? Wer begriff da noch *irgend etwas*? Am liebsten, gar kein Zweifel, hätte sie sich auf der Stelle in nichts aufgelöst. Aber dann dachte sie an Adam, ihren wunderhübschen kleinen Jungen. Und plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie auf gar keinen Fall sterben wollte. Victor dagegen mochte getrost das Zeitliche segnen.

Es war ein Gedanke, der ihr buchstäblich den Atem verschlug. »Was ist denn nun wieder?« fragte er.

Nein, bitte, bitte. Ich hab's nicht so gemeint. Ich hab's nicht so gemeint. »Victor, bitte, können wir miteinander sprechen?«

»Du hast schon genug gesprochen.« Ein altvertrauter Refrain. »Bitte.«

»Wisch dir die Augen.« Sie erreichten die Haustür, und Victor läutete.

Danny Vogel öffnete. Er sah in der Tat aus wie vierzig (und etliche Jahre darüber), hielt einen Drink in der Hand und ließ seinen Bierbauch über den augenscheinlich neuen Gucci-Gürtel hinweghängen.

»Muß abnehmen«, sagte er anstelle eines Grußes. »Ihr seid spät. Wir dachten schon, ihr würdet gar nicht mehr kommen.«

»Aber woher denn, kein Gedanke.«

Während sie eintraten, hielt Donna den Kopf gesenkt.

Sie blieb in Victors Schatten, weil sie sich genierte, ihr Gesicht zu zeigen, verheult, verquollen. Aber als sie sich dann, eher zufällig, in einem der Flurspiegel sah, fand sie, daß sie allem zum Trotz »vorzeigbar« wirkte und hob ihren Kopf.

»Happy Birthday«, sagte sie mit rauher Stimme und räusperte sich.

»Wieder eine Erkältung?«

Donna nickte. Victor griff in seine Tasche und reicht ihr mehrere Papiertaschentücher.

»Kann ich euch Drinks besorgen?«

»Gin und Tonic«, sagte Victor.

»Scotch und Wasser«, erklärte Donna – und wunderte sich über sich selbst. Wann hatte sie schon mal Scotch und Wasser getrunken?

»Wird im Handumdrehen erledigt«, versicherte Danny mit einem Lächeln. »Inzwischen, Kinder, mischt euch unters Volk – wie man so sagt.«

Es war ein Stichwort, das Victor sofort aufnahm. Schon tauchte er in eine Gruppe von Geburtstagsgästen ein. Donna blickte sich um. Insgesamt dreißig Leute mochten anwesend sein; doch befand sich darunter keiner, mit dem ein Gespräch zu führen sie irgendwie reizte. Etwa die Hälfte der Leute kannte sie, und mit ihnen hatte sie bereits auf früheren Partys alle gängigen Klischees getauscht.

Unwillkürlich dachte sie an jene wunderbaren Teenage-Partys zurück, während sie jetzt wie geistesabwesend zwischen den Grüppchen entlangschlenderte und schließlich einen Platz nicht weit von der Bar bezog.

Damals hatte sie, ohne den Zwang, teilnehmen zu müssen, ganz einfach beobachten, alles in sich aufnehmen können. Da wurden Schallplatten gespielt, da tanzte man; da wurde auch das Licht ausgeknipst und herumgeknutscht mit dem, der gerade in der Nähe war; und, guter Gott, man betete geradezu darum, daß sich seine Zahnspange nicht mit der eigenen verfing; auch gab es immer irgend jemanden, der die Geschichte von den beiden Hunden erzählte, die »es« miteinander trieben, bis schließlich irgendwer kam, der einen Eimer kaltes Wasser über sie schüttete.

Ja, was war geworden aus *solchen* Partys? Weshalb verkamen sie unausweichlich zu dieser Art von Partys, wo jeder mit einem Drink in der Hand und einem falschen Lächeln auf dem Gesicht herumstand und bereit Klage führte, über die Arbeit und die Kinder und das ganze Leben? Fühlten sich alle so unglücklich wie sie? War das sozusagen der Kern des Ehelebens? »Scotch und Wasser«, sagte Danny Vogel, plötzlich neben ihr auftauchend. Wortlos nahm sie den Drink. »Ist übrigens ein toller Kuchen, den Renee für mich gemacht hat – muß man gesehen haben«, fuhr er stolz fort. »...ist wie ein Riesenphallus geformt. Soll nicht unbedingt schmeichelhaft sein – behauptet sie. Weil ich eben so ein großer Schwanz – oder auch Schlappschwanz sei!« Er lachte; selbstironisch, selbstzufrieden.

»Kaum entschlüpft einer Frau das Wort Schwanz, schon fühlt ein Mann sich geschmeichelt«, erklärte Donna. »Übrigens gibt es für die Kränkung einer Frau so etwas wie einen Spezialorden?«

»Oh, ich darf mich empfehlen«, sagte Danny Vogel und entfernte sich hastig.

Donna blickte sich im Zimmer um. Unwillkürlich fühlte sie sich an einen anderen Raum erinnert: In dem Film »Die Reifeprüfung« versuchte Anne Bancroft in einem Zimmer, das diesem aufs Haar ähnelte, Dustin Hoffman zu bezirzen. Donna hatte den Film dreimal gesehen, und sie erinnerte sich an diese Szene sehr genau. Anne Bancroft saß auf einem Barhocker (fast identisch mit jenem, der sich jetzt links von Donna befand), und aufreizend hob sie ihr Knie in die Höhe, während Dustin Hoffman in einiger Entfernung stand, gleichsam wie vom Blitz getroffen.

In der Tat: Dieses Zimmer ähnelte dem im Film auf geradezu verblüffende Weise. Um für die Gäste Platz zu schaffen, war alles entbehrliche Mobiliar fortgeräumt worden, und was sich noch vorfand, besaß schwarz-weißen Kunststoffcharme, war ebenso modern wie kalt. Was den Kunstsinn der Vogels betraf, so beschränkte er sich auf Abbildungen von Wasserfällen und großäugigen Kindern. Und die Gäste? Sie schienen sich nahtlos in diesen Gesamtrahmen zu fügen.

Sie trank einen kleinen Schluck, und plötzlich wurde ihr bewußt, daß ihr der Geschmack tief zuwider war. Gleichzeitig schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf: Warum nur fühlte sie sich den anderen hier überlegen? Weil sie sich vorkam wie eine Art Märtyrerin? Märtyrerin aus welchem Grund und für welche Sache?

Sie betrachtete die Gesichter ringsum. Manche waren tiefgebräunt, die meisten jedoch nicht. Alteingesessene

hüteten sich vor starker Sonneneinwirkung – ganz im Gegensatz zu den Urlaubern, die nach Florida kamen. Es waren sämtlich lächelnde Gesichter. Auf manchen spiegelte sich unverkennbar Zuneigung. Hände berührten einander, Wangenküsse wurden getauscht, hier und dort stand man untergehakt. Augenscheinlich war hier auch Platz für Wärme.

Doch nicht mit Victor.

Ab und zu näherte sich jemand, sprach belanglose Nettigkeiten; entfernte sich wieder, da Donna stumm blieb. Auch Danny Vogel unternahm noch einen Versuch und erzählte irgend etwas über sein Kind und Montessori-Schulen – und empfahl sich erneut, als sie keinerlei Anstalten machte, den Mund zu öffnen.

Was war nur aus ihrer Ehe geworden? grübelte sie. Wieder nahm sie einen kleinen Schluck und erinnerte sich unwillkürlich an die erste Flasche Dom Perignon, die Victor und sie miteinander geteilt hatten. Und weiter erinnerte sie sich: der Hals-überKopf-Flug nach New York, der Hummer, genau siebeneinhalb Minuten gekocht. Es schien irgendwie symbolisch, daß sie schon damals bereit gewesen war, alles von ihm »ordern« zu lassen.

Wie aufregend das alles gewesen war. Und wie unwiderstehlich sie ihn fand. So gutaussehend, so attraktiv – und sie hatte ihn geheiratet, trotz wachsender Zweifel; und obwohl sie wußte, daß er sie über seine Mutter belogen hatte.

Ihre eigene Mutter fiel ihr ein, und sie erinnerte sich an den Rat, den diese ihr einmal gegeben hatte: Die Art und

Weise, in der ein Mann seine Mutter behandle, sei ein ziemlich sicherer Hinweis darauf, wie er seine Frau behandeln werde. Unwillkürlich schauderte sie zusammen. Dann schüttelte sie den Kopf. Wie lange hatte sie schon nicht mehr an ihre Mutter gedacht! Irgendwie schienen ihre Gedanken ausschließlich um Victor zu kreisen. Immer und ewig war sie auf der Hut. Bei allem, was sie sagte; bei allem, was sie tat. Was hatte sie gesagt? Was hatte sie getan?

Was »trieb« sie überhaupt noch? Lesen? Nun, überirgendwelche Lektüre, die das Illustrierten-Niveau überstieg, gelangte sie nicht mehr hinaus; und Victor sprach denn auch von Illustrierten-Mentalität. Doch es fehlte ihr ganz einfach an der Konzentrationsfähigkeit für etwas anspruchsvollere Romane – von Albert Camus ganz zu schweigen.

Nie gingen sie zusammen ins Kino. Victor haßte Filme, und er rühmte sich, sein letzter Film sei »High Noon« gewesen. Andererseits: Wann immer »Die Glorreichen Sieben« über den Fernsehschirm flimmerte, saß er gebannt vor dem Apparat. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der Donna wöchentlich wenigstens viermal ins Kino ging. Jetzt fand sich überhaupt keine Gelegenheit mehr dazu.

Sie hatte ihren Beruf aufgegeben, was allerdings wirklich ihr eigener Entschluß gewesen war. In den ersten drei Jahren wollte sie ganz für ihr Kind da sein. Niemand sollte statt ihrer bei Adam Mutterstelle einnehmen. Nach den drei Jahren konnte sie dann ja wieder an einen Job denken.

Nein, sie empfand Adams Existenz in keiner Weise als Hindernis. Er war vielmehr so etwas wie ihre Rettung. Sicher, mitunter konnte er einem schon auf die Nerven gehen, wollte dies, forderte das – mochte immer noch nicht allein aufs Klo gehen, ohne daß sie ihn »abhielt«; doch sie hatte viel, viel Freude mit ihm; und sie liebte ihn.

Victor hingegen liebte sie nicht; nicht mehr.

So einfach war das.

Lange Zeit hatte sie sich einzureden versucht, daß sie ihn zweifellos liebte, weil sie sonst niemals so wütend auf ihn sein könne; Liebe und Haß, das seien gleichsam zwei Seiten ein und derselben Münze, die mal so, mal so rollte und fiel. Wenn sie ihn – so ihre Schlußfolgerung – mit ungeheurer Intensität verabscheuen konnte, dann mußte sie ihn doch wohl auch mit gleicher Intensität lieben können.

Es war das, was die Psychologen »rationalisieren« nennen: ein bequemes Sich-selbst-einreden, eine griffige Ausflucht.

Wann hatten sie sich das letzte Mal unterhalten, ohne daß es zum Streit gekommen war? Wann hatten sie jemals wieder über Haiku-Lyrik gesprochen? Wann hatten sie einander das letzte Mal in die Augen geblickt, einfach so, voll Vertrauen – ohne jenen Argwohn, der auch die kleinste Äußerung des anderen ihm vorhinein absuchte, ob sie nicht irgendeine Spur enthielt?

Er fühlte sich wahrscheinlich genauso unglücklich wie sie.

Sie waren beide unglücklich, und das mußte natürlich negative Auswirkungen haben für ihr Söhnchen, für Adam.

Immerhin: Während der Entbindung hatte sich Victor geradezu musterhaft verhalten.

Wenn schon! fiel sie sich selbst ins Wort. Für vierundzwanzig Stunden brachte das jeder mal fertig. Was war schon ein einziger Tag in einem ganzen Leben! Das war nicht fair von ihr, sie wußte es; doch was tat's. Sie hatte es satt, fair zu sein. Schon gut – Victor war kein Ungeheuer, war vielmehr die verkörperte Hilfsbereitschaft gegenüber alten Damen und verlaufenen Hunden – meistens benahm er sich sogar wie ein anständiger Mensch. Bloß – zwischen ihnen beiden stimmte es nicht. Vielleicht war es zwischen ihm und seiner ersten Frau ähnlich gelaufen – sie wußte es nicht. Es war auch nicht weiter wichtig. Wichtig war nur, wie er sich ihr gegenüber verhielt; und man mochte es drehen und wenden, wie man wollte – ihre Ehe mit Victor war eine Katastrophe. Und ganz gleich, wer Schuld hatte, sie oder er oder beide, sie machten einander nur unglücklich; und sie war zu jung, um den Rest ihres Lebens wegzuwerfen, weil sie damit nichts Besseres anzufangen wußte. Sie wußte sehr wohl etwas Besseres damit anzufangen.

Sie mußte Victor verlassen.

Plötzlich fühlten sich ihre Schultern wie von einem – nein, von *dem* massiven Felsbrocken befreit. Und zum erstenmal an diesem Abend konnte sie normal durch die Nase atmen, fühlte sie in der Kehle kein Würgen.

Victor trat auf sie zu.

»Wie lange willst du hier noch so herumstehen? Ohne mit einem Menschen auch nur ein Wort zu wechseln?«

»Ich habe nachgedacht«, sagte sie.

»Worüber?«

Sie schüttelte den Kopf. »Erzähl ich dir später. Jetzt ist nicht die Zeit dazu.«

»Eine Zeit ist so gut wie die andere.«

Sie blickte ihm in die Augen. Sie wirkten sehr blau und überraschend sanft. Vielleicht war dies in der Tat der richtige Zeitpunkt. Er schien entspannt, und ihr würde er kaum vorwerfen können, daß sie aus einer Laune heraus handelte – oder? Sie wußte es nicht. Doch plötzlich war ihr das alles gleichgültig. Er hatte auf eine Antwort gedrängt. Er sollte sie haben.

»Ich meine, wir sollten uns scheiden lassen.« Die Worte klangen leise, fast sanft; dennoch besaßen sie Kraft. Jene Kraft stiller Überzeugung, die man besitzt, wenn man sich einer Sache absolut sicher ist.

Augenscheinlich spürte er das sofort. Er stellte keine einzige Frage. Kein »Was?« kam über seine Lippen und kein »Wie?«.

Schweigend standen sie einander gegenüber, sekundenlang.

»Ich liebe dich«, sagte er schließlich.

»Das tut du nicht«, erwiderte sie.

»Bitte, sag mir nicht, was ich empfinde«, erklärte er mit einem Anflug von Schärfe in der Stimme.

»Tut mir leid«, versicherte sie. Nur wenige Sätze hatten sie gewechselt, und schon tat es ihr leid. Aber er hatte natürlich recht. Sie mochte es auch nicht, wenn ihr unterstellt wurde, daß sie dies oder das empfand. Also

wäre es ihm gegenüber nur fair, wenn sie solche Behauptungen unterließ.

Gottverdammst noch mal! beschimpfte sie sich selbst. Mußte sie denn bei jeder kleinen Äußerung erst diese quälerische Selbstprüfung vornehmen? »Tut mir leid, Victor, aber jetzt ist wirklich nicht die Zeit, darüber zu sprechen.«

»Und warum bringst du's dann zur Sprache – schmeißt mir ausgerechnet in diesem Moment eine solche Bombe vor die Füße?«

»Du hast mich gefragt.«

Unruhig trat er von einem Bein auf das andere; unruhig huschte sein Blick zwischen ihr und den anderen Gästen hin und her.

»Du möchtest mir ordentlich eins auswischen, wie?«

»Nein«, erwiderte sie ohne Umschweife.

»Und meine Empfindungen dir gegenüber spielen überhaupt keine Rolle?«

»Deine Empfindungen mir gegenüber? Victor, vor kaum zwei Minuten hast du mir versichert, daß du mich liebst – und schon liegen wir uns wieder in den Haaren und beharken uns mit Vorwürfen. Vielleicht liebst du mich, vielleicht liebst du mich nicht. Unsere Gefühle für einander sind nicht mehr entscheidend. Entscheidend ist, daß wir nicht mehr miteinander leben können. Es geht nicht länger – und du weißt es...«

»Ich weiß es nicht.«

Sie zuckte mit den Achseln; unterdrückte gerade noch das »Tut mir leid«, das ihr schon auf den Lippen lag.

»Und was ist mit Adam?« fragte er.

Sofort schrillte in ihr eine Alarmsirene. Panik stieg in ihr auf, machte sich breit. Und instinktiv witterte Victor ihre Angst. Noch immer klang Donnas Stimme sanft und leise, doch die Kraft – die Kraft der inneren Überzeugung – schien auf einmal verloren. Der Nachdruck, den sie hineinzulegen versuchte, war nur gespielt.

»Was soll mit Adam sein?« fragte sie zurück.

»Willst du dich auch von ihm scheiden?«

»Natürlich nicht. Ich behalte Adam bei mir.«

»Oh?«

Sie starrte Victor an. Das war nur ein taktischer Trick, dachte sie. Ihre Angst, Adam zu verlieren, nutzte er für seine Zwecke: um sie zum Bleiben zu bewegen. Aber er würde mit der indirekten Drohung gewiß niemals Ernst machen.

»Von meinem Sohn würde ich mich nicht trennen«, sagte sie.

»Ich frage mich: Was bringt dich auf den Gedanken, daß *ich* dazu bereit wäre?«

Wieder spürte Donna die aufsteigende Panik. Mit aller Anstrengung rang sie um Selbstbeherrschung.

»Wir werden später darüber sprechen«, erklärte sie – und wußte schon jetzt, daß es vergeblich sein würde.

»Nein, wir werden es auf der Stelle erörtern. Schließlich hast du das zur Sprache gebracht. Bringen wir's also zu Ende.«

»Wir werden uns zu Hause darüber unterhalten.«

»Oh? Du gestattest es, daß ich in das Haus

zurückkehre? Überaus großzügig, zumal es ja mein Haus war und ist, wenn ich nicht irre.«

»Victor, bitte...«

»Hör mir mal gut zu, kleine Lady, eines möchte ich dir sagen – niemand wird mir meinen Sohn wegnehmen, weder du noch irgendein superschlauer Anwalt oder ein Gericht. Ich werde gegen dich kämpfen, bis nichts mehr von dir übrig ist. Und falls du da irgendwelche Zweifel hegen solltest, dann erinnere dich bitte – ich habe lieber zwei Tage im Knast verbracht, als ein Strafmandat wegen Falschparkens zu bezahlen...«

»Es ging um ein Stoppsignal«, sagte sie, noch wie betäubt.

»Was?«

»Du solltest Strafe zahlen, weil du ein Stoppsignal überfahren hastest.« Plötzlich kam ihr die Ironie des Ganzen erst richtig zu Bewußtsein, wie ein knallharter Stoß in die Rippen; und auf einmal brach sie in Tränen aus.

Sofort versuchte Victor, sie mit seinem Körper gegen die Blicke der anderen abzuschirmen. »Himmel«, sagte er.

»Stimmt irgendwas nicht?« fragte eine Frau, die in der Nähe gestanden hatte und nun rasch hinzutrat.

»Meine Frau hat eine Erkältung«, beteuerte Victor hastig. »Hier, wisch dir die Augen.« Er reichte ihr ein Papiertaschentuch. Donna ignorierte es, fuhr fort zu schluchzen.

»Donna, Liebes.« Für die wachsende Zuhörerschaft ließ Victor seine Stimme erklingen. »Nur nicht die Nerven verlieren, Honey. Kommt alles wieder in Ordnung. Ist

wirklich eine furchtbare Erkältung«, erklärte er. Ein Halbdutzend Menschen war inzwischen ringsum versammelt. Donna schniefe laut. Und rasch löste sich die kleine Menschenansammlung wieder auf. Victor hielt Donna ein Papiertaschentuch vor die Nase. »Schnaub hinein«, befahl er.

Donna hatte das Gefühl, daß sich in ihr ein Schrei ballte, und unwillkürlich lauschte sie auf ihren eigenen Ausbruch. Statt dessen geschah, zu ihrer eigenen Überraschung, etwas ganz anderes. Ihr rechter Arm zuckte vor, und die Hand schlug auf Victor ein; und zwar mit so viel Kraft, daß er eine in der Nähe stehende Dame anstieß und deren Drink sich über ihr Kleid ergoß. Victor glich einem Oktopus. Vielarmig hatte er den Schaden so gut wie möglich im Nu behoben; und vor allem war es ihm gelungen, die Gäste davon zu überzeugen, daß ein unkontrollierbares Niesen an allem schuld sei. Nun, die Mienen etlicher Gäste (Donna sah es genau), bekundeten, daß sie sich gar so leicht nicht täuschen ließen. Man hatte, zum Teil jedenfalls, durchaus registrieren können, was wirklich geschehen war: Victors ausgestreckte Hand mit dem Papiertaschentuch für seine ewig erkältete Frau sowie ihre heftige Reaktion, den harten Schlag mit entsprechenden Folgen. Gehört hatte man allerdings nichts. Man war zu weit entfernt – und viel zu beschäftigt –, um etwas von dem Wortwechsel mitzubekommen. Nun ja, Victors Frau – offenbar in einer ihrer Launen. Armer Victor. Aber, Teufel auch, das war ja deren Sache.

Victor beugte sich vor. »Wenn du jetzt nicht lächelst und

an dieser kleinen Festivität nicht aktiv teilnimmst, dann sollst du mich mal *wirklich* kennenlernen», sagte er, und aus seiner Stimme klang die gleiche tiefgreifende Überzeugungskraft wie zuvor aus der ihren.

Und darauf lief es zwischen beiden nunmehr hinaus:

Donna nahm das angebotene Papiertaschentuch, schnaubte laut hinein und schritt dann kühn in die Mitte der kleinen Versammlung, die sich nach den vorangegangenen Vorfällen hastig umgruppiert hatte.

»Wir sprechen gerade über einen Nachbarn«, sagte eine der Frauen, um Donna mit ins Gespräch zu ziehen. Eine nette Geste – nur war Donna für nette Gesten nicht länger empfänglich. Sie zog es vor, ihre Umgebung mit kritischem Blick zu mustern.

Die Frau mochte etwa zehn Jahre älter sein als sie, und ihr Haar war von einem gelblichen Blond in mehreren Schattierungen. Doch zweifellos mußte man sie attraktiv nennen. »Vor ein paar Jahren erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Die Ärzte sagten, er sei ein Sadomasochist mit homosexuellen Neigungen. Augenscheinlich konnten sie ihn bald von seinem Masochismus kurieren und die bewußten Neigungen umpolen. Aber er blieb noch eine Zeitlang Sadist.«

»Ich finde, daß Sadismus wesentlich gesünder ist als Masochismus – meinen Sie nicht auch?« fragte Donna und wußte selbst nicht recht, ob es ihr damit ernst war.

Das wußten auch die Umstehenden nicht. Ihre Reaktion war ein unbehagliches Gelächter.

»Jedenfalls«, fuhr die Frau fort, »ist er jetzt wieder raus

und hat einen respektablen Job. Scheint alles in bester Ordnung zu sein.«

»Um was für einen Job handelt es sich?« fragte jemand.

»Er entwirft Tiefgaragen«, rief Donna und brach diesmal gleich selbst in schallendes Gelächter aus.

Inzwischen galt ihr die allgemeine Aufmerksamkeit. Man beobachtete sie, während sie im Zimmer herumging.

Donna fuhr fort: »Hat da nicht grad jemand gesagt, Sex müsse man richtig studieren? Ein wahres Wort. Bloß gehören so viele zur anderen Fakultät. Ganze Bruderschaften...«

»Die wollen sich eben warmhalten«, witzelte eine Frau.

»Zum Kotzen!« schrie Donna. »Das ist so eine Patentantwort, bei der mir alles hochkommt. Und kannst du nicht mehr buhlen, versuch's mal bei den Schwulen, was?« Das Gesicht der Frau war wie erstarrt. »Nur nicht persönlich nehmen«, fügte Donna hinzu.

Sie sah, wie Victor zum Ausgang ging. Aha, er gedachte also, sie abzukommandieren. Nun, dann konnte sie wenigstens versuchen, sich einen »unheimlich starken Abgang« zu verschaffen – jedenfalls einen mit Blitz und Donner. »Hat wer von euch neulich die ›Sesamstraße‹ gesehen? Müssen doch welche unter euch sein, die jung genug sind, um kleine Kinder zu haben. Keiner von euch sieht sich >Sesamstraße< an?« Niemand gab eine Antwort, alle schwiegen... »Nun bei uns zu Hause ist das fast so etwas wie eine religiöse Übung. Adam und ich sehen uns die Serie täglich an.« Victor schüttelte sein Schlüsselbund: das übliche Zeichen, daß er gehen wollte.

Donna ignorierte ihn. »Neulich – ich erzähle euch das unter Lebensgefahr, weil Victor es haßt, wenn man über Kinder spricht. Er meint, daß man andere damit langweilt – hah! Ihr seht mir überhaupt nicht gelangweilt aus. Also da war Krümelmonster, und sie spielten >Treppauf, Treppab<, und Grover mußte dauernd hinauf und hinunter flitzen, um das zu demonstrieren, oben und unten, rauf und runter. Ihr wißt doch alle, wer Grover ist...«

»Donna«, rief Victor, nachdem das Rasseln mit den Schlüsseln nichts genutzt hatte, »ich meine, wir sollten jetzt gehen.«

»Die Stimme meines Herrn«, sagte Donna mit geradezu triefendem Sarkasmus.

Er trat zu ihr. »Du solltest wirklich nicht trinken, wenn du Antibiotika einnimmst.«

»Oh, hallo, Victor, ich wußte gar nicht, daß dein Arztdiplom gerade mit der Post eingetroffen ist.« Sie blickte zu den anderen Gästen. »Kann jeder haben, das Diplom. Braucht nur ein paar Bons zu sammeln und einzuschicken. Von Präparat H...«

Der Rest war verschwommenes Gemurmel. Victor redete auf sie ein. Er flehte, drängte, drohte. Nach Minuten gelang es ihm, sie aus dem Haus zu bugsieren. Donna erinnerte sich später, daß sie noch eine Reihe von Flüchen losließ – kein einziger so saftig, wie sie's gern gehabt hätte. Etwas in ihr begann zu fragen, warum – um alles auf der Welt – sie sich so benahm. Aber dann dachte sie: Ist doch egal, ist doch alles egal. Schließlich saß sie im Auto neben Victor, der so stumm blieb, daß sie das Gefühl hatte,

den in ihm tobenden Zorn in ihrem eigenen Körper spüren zu können. Sie schloß die Augen.

Erst als das Auto hielt, wurde ihr bewußt, überraschend bewußt, daß sie während der ganzen Rückfahrt geschlafen hatte. Man war daheim.

Wie benommen ging sie an Mrs. Adilman vorbei. Sie hörte, wie Victor der Frau dankte, sie bezahlte. Inzwischen war Donna an der Tür von Adams Zimmer. Automatisch warf sie einen Blick hinein, auf ihren schlafenden Sohn. Dann ging sie hinüber zu dem Schlafzimmer, das sie und Victor miteinander teilten. Sie hatte nur einen Wunsch: schlafen, schlafen. Noch nie hatte sie sich so erschöpft gefühlt.

Sie konnte sich nur an eine einzige Gelegenheit erinnern, wo ihr schon einmal ähnlich zumute gewesen war: in jener Nacht, als ihre Mutter starb. Stundenlang hatte sie am Telefon gesessen, genau gewußt, daß es klingeln würde – und dennoch gehofft und gebetet, daß es nie wahr werden möge, das zu Erwartende. Um drei Uhr früh schrillte es. Donna schrak zusammen. Oh, mein Gott, nein! Die Stimme einer Schwester aus dem Krankenhaus meldete sich. Kommen Sie lieber, mit Ihrer Mutter steht es nicht gut. Ist sie...? Es steht gar nicht gut.

Donna nahm ein Taxi. Ihr Vater befand sich bereits im Krankenhaus, zusammen mit ihrer Schwester. Nur Donna war nach Hause gefahren, von einer absonderlichen, ziemlich irrationalen Vorstellung geleitet: Wenn sie nicht Totenwache hielt, würde sich der Tod vielleicht in eine

andere Richtung wenden – dorthin, wo man ihm mehr Aufmerksamkeit und Beachtung zollte. Sonderbar eigentlich, daß das Ende des Lebens, in seiner Personifizierung, männlichen Geschlechts war: *der* Tod; während der Anfang des Lebens weibliches Geschlecht besaß: *die* Geburt.

Sie setzte sich jetzt aufs Ehebett und begann den Reißverschluß auf dem Rücken ihres grünen Kleides aufzuziehen. In Gedanken war sie noch immer bei jener Nacht, in der ihre Mutter starb. Sie sah den Taxifahrer vor sich, sah das mit Pomade glattgekämmte schwarze Haar. Zum Krankenhaus, hatte sie gesagt und: So schnell wie möglich. Er hatte versucht, Konversation zu machen: Sind Sie Krankenschwester? Nein, lautete ihre Antwort, meine Mutter liegt im Sterben.

Donna stand auf und schlüpfte aus ihrem Kleid. Gedankenverloren warf sie es über einen Stuhl. Der Taxifahrer hatte wortlos Gas gegeben und sie in Rekordzeit zum Krankenhaus gebracht. Drinnen fand sie zum Glück rasch den richtigen Fahrstuhl und fuhr hinauf zum elften Stock. Als sie oben um eine Korridorecke bog, sah sie ihre Schwester. Joans Gesicht war verquollen, und sie sah aus, als werde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Ganz allein stand sie auf dem Gang. Krankenhauspersonal eilte an ihr vorüber, doch niemand achtete auf sie, niemand bemerkte ihren Zustand. Donna stürzte auf sie zu, nahm das Kind in die Arme. Im selben Augenblick knickte Joan in die Knie ein und hielt sich verzweifelt an ihrer großen Schwester fest. Donna, so schien es, war für sie so etwas

wie ein Fels. Und wer hält *mich*? dachte Donna unwillkürlich, während sie beide dastanden und schluchzten in dem aseptisch riechenden Korridor.

Donna ging ins Badezimmer und sprühte sich ein wenig Wasser übers Gesicht. Die Wirkung war praktisch gleich Null. Sie drückte Zahnpasta auf die Zahnbürste und putzte sich die Zähne, spülte ihren Mund aus und ging ins Schlafzimmer zurück, wobei sie sich ihres BHs, ihres Schlüpfers und ihrer Schuhe entledigte. Dann kroch sie unter die Bettdecke.

Als man sie damals im Krankenhaus in das Zimmer ließ, fühlte sie als erstes die Stille. Wie erstarrt saß ihr Vater auf dem Bettrand, zusammengekrümmt, ohne jede Bewegung, fast wie eine Skulptur, helles Pappmache statt Fleisch. Seine Gefühle waren von einer solchen Intensität, daß sie gleichsam umschlugen in ihr völliges Gegenteil – in eine Art absolute Leere.

Donna schloß die Augen. Gerade trat Victor ins Zimmer, sie wollte ihn nicht sehen.

Ihr Blick löste sich von ihrem Vater, der am Fußende des Krankenhausbettes saß, und glitt zum Leichnam ihrer Mutter. Komisch, dachte sie, wie schnell das geht: wie sozusagen im Handumdrehen aus einem Menschen eine »Leiche« wird. Aber diese Bezeichnung traf es wohl am genauesten. Das war ihre Mutter nicht. Nein, ganz gewiß war dies nicht ihre Mutter. Das Gesicht wirkte so mager, der Körper unter dem weißen Tuch schien kaum mehr zu sein als ein Skelett. Schroff zeichneten sich die Umrisse der Hüftknochen, des Beckens, der Beine ab. Ihre Augen

waren geschlossen, der Mund geöffnet. Irgend jemand hatte ihr in aller Eile ihre Perücke aufgesetzt, nur schien die jetzt viel zu groß und saß überdies ein wenig schief. Donna ging an ihrem Vater vorüber und blieb nahe dem Gesicht ihrer Mutter stehen. Sie blickte darauf nieder, ohne nach irgend etwas Besonderem zu suchen. Es gab ja auch nichts. Absolut nichts außer unabänderlichen Tatsachen.

Sie beugte sich vor und küßte ihre Mutter auf die Stirn. Was sie spürte, war etwas, das nicht mehr warm zu sein schien, aber auch noch nicht ganz kalt. Doch das eigentlich Erstaunliche, das Unfaßbare, war dies: daß da nicht der kleinste Hauch von Atem ging. Kein Hauch von Leben. Was einmal ihre Mutter gewesen war, die Wirklichkeit ihrer Mutter, das Wesen, das gab es nicht mehr.

Und plötzlich wurde ihr bewußt, daß es natürlich nicht ihre Mutter war, die sie jetzt küßte; nein, es war die Erinnerung an ihre Mutter – eine Erinnerung, die in vielerlei Abwandlung vor ihr aufzutauchen schien: Sie sah den Rücken ihrer Mutter, während diese eine Treppe emporstieg; sie sah ihre Mutter, wie diese Hühner-Pastete zubereitete und dabei das Hühnchen glatt vergaß; sie hörte das Gelächter, in das sie und ihre Mutter ausbrachen, als Donna, gerade erst acht Jahre alt, von der Schule nach Hause kam und ihren ersten nicht ganz stubenreinen Witz erzählte. Und da waren unzählige andere Erinnerungen: an den Zorn ihrer Mutter, der so geradezu, so aufrichtig war; an ihre Arme, an ihre Augen, an ihren Geruch, so sanft, irgendwie beschwichtigend. Wenn sie einen in den Armen hielt und man ihre Umarmung fühlte, wenn man umfangen

wurde auch von ihrem Geruch, dann wußte man sich geborgen, wußte sich in Sicherheit – aber jetzt? *Ihr* kleines Mädchen bist du nicht mehr; wessen kleines Mädchen bist du denn noch?

Donna versuchte, sich zu bewegen.

Sie konnte es nicht.

Der Geruch.

Ein anderer Geruch.

Sie öffnete die Augen.

Er lag auf ihr, und er war ein Fremder. Sie öffnete den Mund, wollte etwas sagen; sofort preßte er seine Hand auf ihre Lippen. »Sag jetzt kein Wort, Donna.« Er versuchte, sich zwischen ihre Schenkel zu zwängen. Voll spürte sie das Gewicht seines Körpers. Sie konnte sich nicht bewegen. Sie konnte kaum atmen. »Mach deine Beine auf, verdammt!« schrie er, aber es war eine Art tonloses Schreien, das die Flüsterschwelle nie überstieg.

Sie versuchte, sich ihm zu entwinden; doch fand sie ihre Arme gefesselt, zu ihren Seiten. Mit wütenden Fingern betastete, betatschte er sie, während sie ihn aus aufgerissenen Augen angstvoll anstarnte. Noch nie hatte sie sich vor irgend jemand oder irgend etwas so sehr gefürchtet.

Lieber Gott, bitte, laß mich sterben, flehte sie, als Victor sich in die richtige Position brachte, um in sie einzudringen. Es tat ihr weh; es verursachte ihr schlimme Schmerzen. Denn sie war völlig trocken; nichts in ihr reagierte auf ihn als Mann; und während er in ihr war und rhythmisch stieß und stieß, dachte sie an den Sohn, den sie beide

gemeinsam gezeugt hatten – bei dem gleichen Akt. Nein, *nicht* bei einem solchen Akt. Es gab da keinerlei Parallelen.

Als er fertig war, löste er sich von ihr, murmelte irgend etwas, doch keine Entschuldigung, und ging ins Badezimmer. Sie blieb liegen, bewegungslos, mit geschlossenen Augen, mit geöffnetem Mund, mit zerzaustem Haar. Es gab da nur wenige Dinge, deren sie sich sicher war, die sie wußte; aber hierbei war sie ohne jeden Zweifel. In ihrem Kopf formte sich eine Art Liste, große, schwarze Lettern über einer weißen Leiche.

1. Sie konnte Victor niemals verlassen, weil er das nie zulassen würde. Das hatte er heute nacht bewiesen.
2. Sie würde sich nie wieder von ihm berühren lassen. Sollte er das auch nur versuchen, so würde sie ihn umbringen.
3. Nie wieder würde sie ihn anschreien. Sofern er sie in Ruhe ließ, würde sie sich seinen sonstigen Wünschen fügen. Aber streiten würde sie sich mit ihm nicht mehr. Es gab nichts, das wichtig genug wäre, um sich darüber zu streiten. Nichts mehr.
4. Nie wieder würde sie sich ans Lenkrad eines Autos setzen.
5. Sie war tot. Sie war so tot, wie sie's nur je sein konnte.

Mrs. Adilman wirkte grauer und rundlicher, als Donna sie in Erinnerung hatte. Anders als die meisten anderen Zeugen, die betont jeden Blick in Donnas Richtung mieden, lächelte Mrs. Adilman auf ihrem Weg zum Zeugenstand Donna zu und sagte: »Hallo.«

Für Donna gab es ein paar weitere Überraschungen. Mrs. Adilmans Vorname war Arlene (es war Donna nie eingefallen, sie danach zu fragen), und außerdem war sie erst sechsundfünfzig. Zweifellos trugen die baumwollenen Hauskleider und die bequemen flachen Schuhe, die sie trug, entscheidend dazu bei, daß man sie für wesentlich älter hielt. Donna hatte in ihr eigentlich immer so etwas wie das Musterbeispiel einer freundlichen Großmutter gesehen: jenes märchenhafte Wesen, das stets irgendwelches Gebäck bei sich hatte und das man dazu beschwatschen konnte, einem vor dem Einschlafen noch eine weitere Geschichte vorzulesen – jene grundgütige Großmutter, unter deren Spitzenhäubchen urplötzlich die Fratze des bösen Wolfs sichtbar werden mochte. Warum, Großmutter, hast du so große Zähne?

Schnell waren die ersten Fakten aktenkundig gemacht. Mrs. Adilman hatte Donna kennengelernt, nachdem diese als Jung – verheiratete in Victors Haus eingezogen war. Im Laufe der Zeit hatte man sich dann besser kennengelernt,

zumal nach der Geburt von Victors Sohn (eine interessante Betrachtungsweise, fand Donna).

Ein ganz süßes Wesen sei Donna (vielen Dank, Lady), doch überaus anfällig für Erkältungen und Grippe. (Geht's schon wieder los?) Dies sei vor allem in der Zeit nach Sharons Geburt der Fall gewesen. Wenigstens zweimal pro Woche, so schien es, sei sie hinübergegangen, während Donna bettlägerig gewesen war. Ihr – Donnas – Verhalten wurde immer sonderbarer (wieder dieses Wort). Einspruch. Abgewiesen. Rasch ging's weiter, und allmählich entfernte man sich ein wenig aus dem Bereich unbestreitbarer Fakten.

Mitunter habe sie »drüben« die ganze Nacht über Licht gesehen. Und als sie einmal aufgestanden sei, um ins Bad zu gehen – nun also, deutlich hatte sie erkennen können, wie Donna im Cressy-Haus die Wohnzimmerwände reinigte, um vier Uhr morgens, und am darauffolgenden Tag lag sie dann krank im Bett. Woher sie, Mrs. Adilman, das wußte? Nun, sie war doch gekommen, um nach den Kindern zu sehen.

Von da an hatte sie (und der Ärger mit ihren Nieren trieb sie nachts häufig ins Bad) regelmäßig Ausschau gehalten, ob bei den Cressys Licht brannte. Bei den Cressys brannte Licht, regelmäßig. Und immer war Donna auf – und dabei, irgend etwas zu reinigen.

Und als Mutter?

Donna hielt unwillkürlich den Atem an. In diesem Punkt konnte ihr die Lady wirklich schaden.

»Ach, mit Adam ging's eigentlich ziemlich gut«, begann

Mrs. Adilman. (Ja, sie wird mir schaden, dachte Donna.) »Allerdings erinnere ich mich da an einen merkwürdigen Zwischenfall.« Entschuldigend blickte sie zu Donna.

»Bitte, erzählen Sie«, forderte sie der Anwalt auf.

»Nun«, sagte sie, »ich war draußen beim Blumengießen. Hatte die Nacht nicht schlafen können und mich deshalb schon in aller Frühe hochgerappelt – da sah ich Donna in ihrer Küche sitzen. Sie trank eine Tasse Kaffee, und ich ging hinüber, um Hallo zu sagen. Victor war geschäftlich auf Reisen, und ich fragte sie, ob der Kleine noch schlief – Adam war als Baby nämlich für Koliken anfällig, so ein bißchen zumindest. Er weinte viel, und an diesem Morgen war alles so still.«

»Und welche Antwort gab sie Ihnen?«

»Sie sagte, sie glaube, er sei tot.« Die folgenden Sätze entgingen Donna, weil sie voll Anspannung das Gesicht des Richters beobachtete. Er wirkte gehörig geschockt. Dank deiner reifen Leistung, Arlene, dachte Donna. Aber nur weiter im Text. »Sie sagte, wenn sie erst gehen würde, um nach ihm zu sehen und ihn wirklich tot vorfinden würde, dann käme sie um ihre Tasse Kaffee.«

Ed Gerber schien in minutenlanges tiefes Grübeln zu versinken – jedenfalls tat er so. Und Donna kannte ihn und sein Mienen- oder Gestenspiel inzwischen gut genug, um zu wissen: Wenn er mit dem Mittelfinger der linken Hand seine Nase berührte und die Blicke seiner beiden Augen sich kreuzten, so handelte es sich um eine reine Denkerpose. In dieser Haltung einen echten Gedanken haben wäre wohl einem kleinen Wunder gleichgekommen:

Dazu kostete allein das Schielen zuviel Kraft. Die Denkerpose erfüllte einzig und allein einen Zweck: Der Anwalt wollte, daß genügend Zeit verging, damit die Aussage des Zeugen oder der Zeugin »einsickern« konnte. Natürlich kam es hierbei entscheidend darauf an, daß er die Zeitspanne möglichst genau bemaß – nicht zu lang, nicht zu kurz. Vom Erhabenen zum Lächerlichen war es ja, bekanntermaßen, nur ein kleiner Schritt.

»Nicht, daß Sie mich mißverstehen«, fügte Mrs. Adilman hinzu (mißverstehen – wie denn? dachte Donna). »Ich glaube, daß Donna ihren kleinen Jungen liebte. Ja, ich glaube, sie liebte ihn.«

Danke, Arlene. Übrigens liebe ich ihn noch immer.

»Hat Mrs. Cressy Sie informiert, als sie mit ihrem zweiten Kind schwanger war?«

»Ja.«

Donna schloß die Augen.

»Könnten Sie uns das bitte erzählen?« Mehr Feststellung als Frage.

»Einspruch.«

»Mit welcher Begründung, Mr. Stamler?« wollte der Richter wissen.

»Ich sehe da keinerlei Relevanz, Euer Ehren.«

»Ich versichere Ihnen«, warf Mr. Gerber ein, »daß wir die Relevanz nachweisen werden.«

»Einspruch abgewiesen.«

»Bitte erzählen Sie uns von dem Gespräch, Mrs. Adilman.«

Donna flehte insgeheim den Himmel an: Schicke einen

Blitz hernieder, der diese Frau tot zu Boden streckt. Doch der Blitz blieb aus. Donnas Anwalt warf ihr einen Blick zu, tätschelte ihr dann die Hand. »Ich habe mein Bestes versucht«, sagte er.

»Wie gewöhnlich war ich draußen in meinem Garten«, begann Arlene Adilman. Unverkennbar versuchte sie, sich die Szene möglichst genau zurückzurufen. »Donna kam nach Hause. Ja, sie war irgendwo unterwegs gewesen – Adam befand sich im Kindergarten -, und ich erinnere mich, daß sie in einem Taxi heimkam.«

»Taxi?«

»Ja. Schon seit ein paar Monaten fuhr sie, soweit ich sehen konnte, nicht mehr Auto. Dauernd nahm sie irgendein Taxi. Ich nahm an, daß sie mit dem Wagen irgendwas nicht in Ordnung sei.«

»Also gut, sie kam in einem Taxi nach Hause«, hielt Mr. Gerber fest, und er betonte das Wort Taxi und führte die Zeugin sozusagen aufs rechte Gleis zurück.

»Ja. Und sie sah ganz aufgereggt aus...«

»Einspruch.«

»Nun, sie hatte geweint«, erklärte Mrs. Adilman, gleichsam von sich aus protestierend. »Soviel stand auf alle Fälle fest.«

»Einspruch abgewiesen. Die Zeugin möge fortfahren.«

»Sie trat auf mich zu, und ich sagte Hallo und fragte sie, wie sie sich fühle. Sie erwiderte, sie sei gerade beim Arzt gewesen und wisse nun, daß sie schwanger sei.«

»Und was sagten Sie darauf?«

»Ich sagte, das sei doch wunderbar. Zumal für Adam.«

Denn als Einzelkind aufzuwachsen – um Gottes willen, lieber nicht.«

»Und ihre Antwort?« wollte Gerber wissen.

»Sie sagte, sie wolle das Baby nicht.«

»Wolle das Baby nicht!?«

»Sie sagte, es handle sich um einen furchtbaren Fehler und sie könne dieses Baby einfach nicht haben.«

»Könne es nicht haben!?«

Mußte er denn alles und jedes wiederholen? War er etwa schwerhörig?

»Hat sie sich irgendwie detaillierter geäußert?«

»Sie sagte nur immer und immer wieder, sie könne es nicht haben; und dann bat sie mich, Victor nichts davon zu sagen, daß sie schwanger sei. Ich erklärte ihr, das würde er schon bald genug allein herausfinden.«

»Und was sagte sie darauf?«

»Sie sagte, da müsse er keineswegs irgend etwas herausfinden.« Sie schwieg und sah Donna sehr direkt an.
»Als mir klar wurde, was sie beabsichtigte...«

»Einspruch. Die Zeugin weiß nicht und kann nicht wissen, was in Mrs. Cressys Kopf vorging.«

»Stattgegeben.«

»Erzählen Sie uns nur, was tatsächlich gesagt wurde, Mrs. Adilman«, bat der Anwalt.

»Nun, nachdem sie gesagt hatte, er müsse keineswegs etwas herausfinden, sagte ich zu ihr, oh, nein, Donna, das können Sie nicht meinen. Einem hilflosen Ungeborenen würden Sie doch niemals etwas antun, oder? Ich meine, ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sie so etwas tun

würde. Töten – ihr eigenes...

»Einspruch, Euer Ehren.«

»Stattgegeben.«

Donnas Augen füllten sich mit Tränen. Ich habe doch nichts getan! schrie es in ihr – schrie gleichsam in Richtung Zeugenstand; und die Zeugin wirkte zum erstenmal irgendwie verlegen und wandte ihre Augen ab. Ich habe nicht abgetrieben. Ich habe mir mein Kind nicht wegmachen lassen. Vielmehr habe ich alles noch einmal durchgemacht. Bin dick geworden. Habe sogar diese Kurse wieder besucht, obwohl ich mit einem weiteren Kaiserschnitt rechnen mußte. Bei dem Eingriff war dann wieder Victor an meiner Seite. Ich brachte mein kleines Mädchen zur Welt. Und du, du alte Hexe, hattest recht. Ich konnte mein Kind nicht umbringen, mochte ich's auch zehnmal auf *solch* eine Weise empfangen haben. Dabei wollte ich das Kind unbedingt weggemacht haben. Und jetzt, jetzt kann ich sie einfach nicht mehr hergeben. Weil das kleine Leben mein Leben ist; und mag ich aus meinem Leben auch nicht viel gemacht haben – dieses kleine Mädchen ist ein Engelchen, glücklich, zufrieden, ausgeglichen, und das ist wohl nicht zuletzt auch mein Verdienst.

Ihr da, die ihr euch so ausführlich über meine häufig wechselnden Stimmungen und meine Haarfarben auslaßt und über meine Erkältungen und meinen Putzfimmel und was sonst noch – würdet ihr zwischendurch wenigstens mal *kurz* erwähnen, daß es mir auch gelungen ist, zwei Prachtkinder zur Welt zu bringen!? Ist denn niemand da,

der ein freundliches Wort für mich einlegt? Nein, gab Donna sich stumm selbst die Antwort. Du bist noch nicht an der Reihe.

Der nächste Zeuge war ein Mann namens Jack Bassett, hochgewachsen, schlank, blond, und irgendwie hatte er etwas von jenen Sunny-Boy-Typen, wie man sie häufig am Strand sah. Er betrieb ein Sportartikelgeschäft. Victor kenne er seit etlichen Jahren, sagte er aus, allerdings eher beiläufig. Dieser habe ihm im übrigen eine Versicherungspolice verkauft, als er sich einmal im Sportgeschäft wegen Angelgeräten umschaute, zusammen mit seinem Söhnchen. Mehrere Wochen später war er, Jack Bassett, dann auf einem Spaziergang Victor mit Frau und ihrem Sohn begegnet. Donna, so erklärte er, sei damals schwanger gewesen.

Donna konnte sich weder an eine solche Begegnung noch an einen solchen Mann erinnern. Er war im Begriff, sich irgendwie ungünstig über sie zu äußern, soviel stand fest. Nur – was um alles in der Welt konnte das sein? Hatte sie ihm versehentlich auf den Fuß getreten? War sie in seiner Gegenwart in irres Gekicher ausgebrochen? Schlimmer noch – hatte sie ihn vielleicht bei einer Gelegenheit um ein Papiertaschentuch gebeten?

»Haben Sie Mrs. Cressy außerdem bei einer anderen Gelegenheit gesehen?« wollte Ed Gerber wissen.

»Nur einmal.«

»Würden Sie uns bitte davon erzählen?«

Jack Bassett lächelte und zeigte dabei weiße, makellose Zähne. Donna fragte sich, um was für eine denkwürdige Begegnung es sich wohl handeln mochte. »Ich war mit meiner Katze, mit Charlie, zum Tierarzt gefahren – Dr. Ein, in der South Dixie, nahe Forest Hill.« In Donnas Magengegend machte sich ein unbehagliches Gefühl breit. Zwar konnte sie sich an diesen Zeugen noch immer nicht erinnern, doch begriff sie nun, in welche Richtung man zielte. Mr. Gerber war also doch zur Weggabelung zurückgekehrt und schlug jetzt die andere Abzweigung ein. Donna blickte sich hastig um. Mel lächelte ihr aufmunternd zu. Sie drehte den Kopf zurück.

Jack Bassett sagte: »Ich stellte das Auto auf dem Parkplatz ab und ging mit Charlie hinein.«

»Es gibt da einen Parkplatz, speziell für die Klienten des Tierarztes?«

»Ja. Für Leute, die in die Tierklinik wollen – oder auch zu anderen Arztpraxen auf der anderen Seite.«

»Als sie wieder aus der Klinik kamen, was geschah da?«

»Ich kam mir ein bißchen verloren vor. Dr. Ein hatte erklärt, er müsse Charlie über Nacht dort behalten, und ich liebe die Katze wie meine eigenen Kinder...«

Aus dem allgemeinen Lächeln rundum sprach Verständnis, Anerkennung. Guter Gott, dachte Donna, und ich bin's angeblich, die im Kopf nicht ganz richtig ist?

»Jedenfalls ging ich zum Parkplatz zurück«, fuhr er fort. »Da standen jetzt viel mehr Autos als vorher – ich war rund eine Stunde in der Klinik gewesen -, und ich wußte nicht

mehr, wo ich meinen verdammt Schlitten, oh, ich bitte um Entschuldigung wegen der Ausdrucksweise...«

Nachsicht wurde gewährt. Er möge fortfahren. Ja, fahr nur fort, dachte Donna. Jetzt wird's erst interessant. Ahnt ja wohl jeder hier, wie? Nur schön die Spannung steigern, versteht sich doch von selbst. Darauf legt's ja jeder an. Du hast dein Auto gesucht und dann etwas Unerwartetes gesehen, stimmt's? Dabei heißt es doch immer, heutzutage kümmert sich jeder nur noch um seinen eigenen Kram. Scheint aber ganz und gar nicht der Fall zu sein.

»jedenfalls...«

Wie auch immer...

»Ich schaute mich um und sah dann diesen kleinen weißen MG. Wissen Sie, eines der alten klassischen Modelle. Wunderschönes kleines Auto. Mußt du dir mal aus der Nähe ansehen, dachte ich. Hatte wirklich keine Ahnung, daß jemand drin saß.« Er ließ ein verlegenes Lächeln sehen. »Ich beugte mich vor und blickte durchs Fenster.«

»Es war jemand drin?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie jemanden erkannt?«

»Zuerst nicht. Zuerst dachte ich, es sei so ein junges Pärchen, halbe Kinder noch, das miteinander rumknutscht.«

»Sie sahen zwei Menschen, die sich küßten?«

»Ja, Sir. Ziemlich leidenschaftlich.«

»Und?«

»Nun, ich denke, das war alles, was sie taten. Ich konnte das nicht so gut sehen.«

»Einspruch.«

»Einspruch überflüssig, Mr. Stamler«, versicherte Mr. Gerber hastig. »Meine Frage wurde falsch aufgefaßt. Ich wollte keineswegs wissen: ›Was taten sie noch?‹ Ich meinte ganz schlicht und einfach: Was geschah dann?«

»Die letzte Antwort aus dem Protokoll streichen«, verfügte der Richter.

»Und was geschah dann?« wiederholte Ed Gerber deutlich.

»Na, die sahen mich wohl und fuhren auseinander.«

»Erkannten Sie die Gesichter jetzt.«

»Nicht richtig. Sie kam mir zwar irgendwie bekannt vor, aber erst als beide ein paar Minuten später aus dem Auto stiegen, wußte ich, wer sie war. Ihr Haar wirkte so ganz anders als beim letztenmal.«

»Und um wen handelte es sich?«

»Um Mrs. Donna Cressy«, erwiderte er und blickte Donna mit einem idiotisch strahlenden Lächeln an.

Na, wer sagt's denn! hätte sie am liebsten geschrien.

»Und wer war der Mann, den sie geküßt hatte?«

»Dr. Mel Segal.«

»Warum zieht sich das nur so endlos lange hin?«

Donna und Mel saßen in dem klassischen weißen MG, der an diesem Nachmittag vor Gericht »aktenkundig« geworden war. Das Auto stand vor dem Haus, das Donna vorerst gemietet hatte.

»Victor läßt eine Menge Zeugen aufmarschieren«,

erwiderte er.

»Um's mir so richtig zu geben, wie?«

»Scheint so.«

»Sie sagen alle das gleiche.« Er nickte. Abrupt sah sie ihn an. »Hältst du mich für verrückt?« Er legte seinen Arm um sie. »Ich weiß nicht«, fuhr sie fort und schüttelte den Kopf. »Ich sitze da und höre ihnen zu. Die können sich doch nicht alle irren.«

Mel lächelte sie liebevoll an. »Sie irren sich alle«, sagte er.

Sie lehnte ihr Gesicht gegen sein Gesicht. »Danke.«

»Was wirst du heute abend tun?«

Sie blickte zum Haus. »Ich werde wohl mit den Kindern bei McDonalds essen. Guter Gott, wenn Victor das wüßte! Daß ich meine Kinder solchen Massenfraß essen lasse!«

»Victor wäre bestimmt nicht so dumm, daran auch nur zu röhren. Ein Angriff auf McDonalds Kettenrestaurants – das wäre ein Angriff auf eine amerikanische Institution.«

Sie lachte. »Hättest du nicht Lust, Annie zu holen und mitzukommen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, vergnügt ihr euch nur, ihr drei.«

Sie streichelte seine Hand, löste dann ihren Sitzgurt, lächelte.

»Möchte nur mal wissen, was für eine Art Mann das ist, der in einem klassischen alten Sportwagen Sicherheitsgurte anbringen läßt.«

Mel lachte. »Nun wer schon, außer dem Typ des üblichen Verführers von meschuggen Schwangeren«, sagte er und

beugte sich zu ihr und küßte sie.

Donnas Hand streckte sich zur Tür, verharrte dann. »Weißt du, irgendwie habe ich Angst hineinzugehen.« Mel sah sie fragend an. »Es ist nur...«, fuhr sie fort, »... gestern abend gab's mit Adam ein großes Gespräch über Leben und Tod. Ich weiß nicht, ob ich dem heute wieder gewachsen wäre.« Sie schwieg einen Augenblick. »War irgendwie sonderbar – eigentlich wollte ich ihm sagen, meine Mutter sei in den Himmel gegangen, aber ich brachte es nicht über die Lippen.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich weil ich nicht recht glaube, daß es einen Himmel gibt.«

Mels Stimme klang sanft und beschwichtigend. »Mußt du alles glauben, was du ihm sagst?« fragte er nur.

Sie fühlte sich wie überrumpelt. Verblüfft durch die schlichte Wahrheit, die in der Frage steckte. »Natürlich nicht«, erwiderte sie mit einem Lachen. Guter Gott, glaubte sie etwa an den Weihnachtsmann oder an Krümelmonster und all die anderen Geschöpfe, die Adams lebhafte Phantasie bevölkerten? »Danke«, sagte sie und nickte. Plötzlich schien so vieles wieder ins Lot zu kommen. Sie öffnete die Tür, blickte zu Mel zurück. »Du wirst doch immer dasein, ja? Immer, wenn ich anfange, etwas zu ernst zu nehmen, mich, die Dinge...«

»Was für Dinge?«

Sie lächelte. »Ich liebe dich.«

»Ach, das sagst du doch zu all uns üblichen Verführern.«

Sie schloß die Tür und beugte sich durchs offene

Fenster. »Na, darauf kannst du Gift nehmen.« Dann drehte sie sich um und ging über den Weg rasch auf ihre Haustür zu.

Seit über einer halben Stunde starre er sie an.

Zunächst hatte sie geglaubt, er blicke eher zufällig in ihre Richtung; vielleicht gedankenverloren, die Augen auf ein anderes Gesicht geheftet – oder aber auf die Wand hinter ihr. Doch inzwischen konnte es keinen Zweifel mehr geben, daß sie es war, die er anstarrte. Sie strich sich eine unsichtbare Haarsträhne aus der rechten Wange, senkte ein wenig das Kinn, während sie gleichzeitig den Blick hob – ganz in der Art, durch die der Hollywood-Star Lauren Bacall einst so berühmt geworden war.

Ob sie sich in den Augen des bärtigen Mannes auf der anderen Seite des Zimmers womöglich so ausnahm wie eine junge Lauren Bacall? Sie senkte den Blick.

Guter Gott, Donna, dachte sie, komm zu dir, du bist im achten Monat. Andererseits schien es durchaus möglich, daß er praktisch nur ihr Gesicht sah; zwischen ihm und ihr befanden sich so viele Leute, daß er auf gar keinen Fall ihre ganze Gestalt sehen konnte. Und von ihrem dicken Bauch einmal abgesehen, hatte sie sogar abgenommen, und zwar in einem solchen Maße in den letzten Jahren, daß die meisten Partygäste hier darüber verblüfft schienen; worüber dann Donna ihrerseits verwundert war. Daß sie so dünn wirkte, wollte ihr nicht so recht in den Kopf. Vielleicht lag's an ihrem Haar. Eine andere Frisur? Kürzer? Auch

eine andere Farbe? So jedenfalls wirkte ihr Gesicht augenscheinlich zu mager, wenn nicht gar ausgemergelt? Dabei war es doch sozusagen ihre Pflicht, auszusehen wie das blühende Leben – o ja.

Er starrte sie noch immer an.

Donna wußte nicht, wer der Mann war. Die meisten Partygäste kannte sie. Allerdings hatte sie viele seit Jahren nicht gesehen. Es handelte sich zum guten Teil um *ihre* alten Freunde und Bekannten; und zu den meisten (wenn auch keineswegs zu allen) war in den letzten Jahren der Kontakt verloren gegangen.

Sie blickte sich im Zimmer um. Da waren die früheren Kollegen von der McFaddon – Werbeagentur (»Sie sind so langweilig«, hatte Victor befunden, »reden immer nur über ihre Werbekampagnen«); da waren die Freundinnen, mit denen sie gemeinsam zu lunchen pflegte (»Versteh beim besten Willen nicht, wie du die ertragen kannst, Donna. Die quatschen doch immer nur über irgendwelche Filme. So oberflächlich. Du besitzt doch mehr Substanz«); auch ein paar »verflossene« Freunde (»Ich will gar nichts über deine Vergangenheit wissen. Geht mich nichts weiter an«); und ihre gute Freundin – ehemals gute und enge Freundin und Vertraute, Susan Reid, die jetzt die Gastgeberin war (»Die kennt doch nur ein Thema – Männer und wilde Partys. Wahrhaftig kein guter Einfluß, Donna«). Außerdem war eine Reihe von Susans Freunden anwesend, die Donna vielleicht einmal gesehen hatte, aber nicht weiter kannte; und manche hatte sie noch nie zuvor auch nur zu Gesicht bekommen. Unter anderem diesen Mann mit dem

sandfarbenen Bart auf Oberlippe und Kinn, der drüben bei der Tür stand und sie anstarrte.

»Wer ist das da drüben?« fragte sie Susan, die gerade vorüberkam. »Der Bärtige.«

Susans Blick glitt scheinbar beiläufig durchs Zimmer. Und während ihre Augen noch suchten und ihr Ziel fanden (jeden verräterischen Augenkontakt meidend), hob sie ihr Glas an die Lippen wie eine Art Schutzschild, hinter dem sie murmelte. »Ach, der. Das ist Mel Segal. Ein Arzt. Geschieden, soweit ich weiß. Hat ein kleines Mädchen. Ganz nett, wie?«

Donna zuckte mit den Achseln. »Nicht mein Typ.« Dann lachte sie. »Ich hab's gerade nötig. So wie ich aussehe, im achten Monat, gütiger Himmel.«

»Wo ist eigentlich Victor?« Seit zwei Stunden befand Donna sich auf der Party, doch es war das erste Mal, daß jemand nach ihm fragte.

»Verreist. Geschäftlich. Nach Sarasota.«

»Stimmt's soweit zwischen euch beiden?«

»Aber sicher. Bestens. Warum fragst du?«

Susan hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Du siehst mir nur ein bißchen aus wie – Ich weiß nicht.«

»Sag schon.«

»Du siehst mir einfach nicht aus wie – du!« platzte Susan heraus.

Irgend etwas in Donna sträubte sich instinktiv, den tieferen Sinn dieser Feststellung zu verstehen. »Nun ja, ich bin schwanger«, erwiderte sie.

»Gewiß«, stimmte ihre Freundin zu, »das wird's sein.«

Liebenvoll betrachteten die beiden Frauen einander, und Donna dachte zurück: Wieviel hatten sie doch miteinander geteilt, früher! Da waren die vielen Telefongespräche gewesen; und das herrliche Gelächter; und Zorn und Schmerz über diverse Liebhaber; und die Filme, die sie sich gemeinsam angesehen hatten; und der Klatsch, den sie miteinander tauschten. Bis Donna dann heiratete. Susan und Victor waren ganz einfach niemals miteinander ausgekommen, es handelte sich um allzu verschiedene Persönlichkeiten. Zwar wurde nicht weiter darüber gesprochen, doch Susan kam seltener und immer seltener zu Besuch; und was Victor betraf, so hatte er stets eine Ausrede zur Hand, wenn es darum ging, sich um eine von Susans »Gesellschaftspartys« zu drücken. (Ein einziges Mal war ihm in den letzten Jahren keine gescheite Ausrede eingefallen; und er war also mitgegangen und hatte den ganzen Abend herumgestanden, gleichsam von einem Fuß auf den anderen tretend – bis er dann, gegen zehn Uhr abends, sein Schlüsselbund in Donnas Richtung klinren ließ.) Und Donna wußte sehr genau, daß es für ihr Hiersein an diesem Abend, in dieser Nacht nur einen einzigen Grund gab: Victor war nicht in der Stadt. Dem Himmel sei Dank für Sarasota, dachte sie.

»Darf ich Ihnen einen neuen Drink besorgen?« Eine Männerstimme. Überrascht hob Donna den Kopf. Susan war verschwunden, und an ihrer Stelle stand dort jetzt der Bärtige: Dr. Mel Segal.

Sie gab ihm ihr Glas. »Ginger Ale«, sagte sie, weil ihr nichts anderes einfiel.

Sie sah ihm nach, während er sich durch die Menge schlängelte. Sah eigentlich doch ganz nett aus, fand sie. Helle Hautfarbe, eine Menge Haar. Muskulöser Körper, der allerdings wohl nur mit einiger Anstrengung »fit« zu halten war. Irgendwie wirkte er jungen- oder doch jünglingshaft. Allerdings sozusagen in fortgeschrittenem Semester. Schon kehrte er zurück, ein Glas in jeder Hand. Braune Augen hatte er, und wenn er lächelte, zeigten sich Grübchen.

»Ginger Ale für die schwangere Lady«, sagte er.

»Danke.«

»Möchten Sie hinausgehen?«

Donna war perplex. Wieso wollte er mit ihr hinausgehen? Gehörte er etwa zu den Typen, die auf Schwangere wild waren? Irgendwo hatte sie gelesen, daß es solche Männer gab.

»Irgendein besonderer Grund?« fragte sie.

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

Worüber, hätte sie ihn am liebsten gefragt. Doch zog sie es vor zu schweigen. Wer konnte schon wissen, ob ihr seine Antwort gefallen hätte; und inzwischen war sie zu dem Schluß gekommen, daß es ihr durchaus recht war, mit ihm nach draußen zu gehen.

Sie drängten sich zwischen den anderen Gästen durch. Draußen war viel zementierte Fläche, auf der weitere Gäste standen. Doch fanden sie noch ein freies Fleckchen Rasen.

»Sind wir uns schon mal begegnet?« fragte sie ihn.

»Nein.«

Sie waren stehengeblieben.

»Ich bin ganz Ohr«, sagte sie.

»Ich hoffte, Sie würden sprechen.«

»Ich? Na, Sie haben doch gesagt, daß Sie mit mir reden wollen.«

Schweigen, minutenlang. Schließlich sagte er – und er mußte sich offenbar erst den berühmten »Ruck« geben:

»Dies geht mich überhaupt nichts an.«

»Was geht Sie was an – oder nichts an?«

»Sie.«

»Wovon reden Sie?«

Wieder langes Schweigen.

»Schauen Sie, eigentlich ist das ganz und gar nicht meine Art. Für gewöhnlich mische ich mich niemals in das Privatleben eines anderen Menschen. Ich befolge die Devise: Man soll schlafende Hunde nicht wecken – und so weiter...«

»Was versuchen Sie mir zu sagen?«

»Daß ich noch niemals eine Frau gesehen habe, die so unglücklich aussah wie Sie.«

Donna war viel zu verdutzt, um irgendwie zu reagieren.

»Tut mir leid. Ist ja auch wirklich ein starkes Stück, so zu einer Wildfremden zu reden, ich weiß. Aber ich habe Sie beobachtet und habe auch gehört, wie die Leute miteinander flüsterten: >Was ist nur mit Donna geschehen? Sie war doch mal so hübsch<; und um ehrlich zu sein – ich finde Sie zwar auch jetzt hübsch, aber Sie sind unverkennbar ganz verzweifelt unglücklich.«

»Behaupten Sie.« Dies war Donnas erste bewußte

Reaktion. Zugleich spürte sie, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten.

»Oh, nein, bitte weinen Sie nicht. Wenn eine Frau weint, fühle ich mich so völlig verloren.« Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und zusammen gingen sie zum anderen Ende des Gartens. Aus den Tränen wurde ein Schluchzen, und ihre Schultern begannen zu zucken. Minuten vergingen. Die meisten Gäste schienen die Terrasse verlassen zu haben. Donna setzte sich auf das Gras, in Mels Arme geschmiegt, und sie weinte, wie sie nicht mehr geweint hatte seit jener Nacht vor nunmehr fast neun Monaten. Mel verhielt sich ganz ruhig, ganz still, schien sich keinen Zentimeter zu rühren.

»Ich sollte nicht weinen«, sagte sie schließlich. »Es ist nicht gut für das Baby.«

»Denken Sie lieber an das, was für die Mutter gut ist«, erwiderte er. »Denn was für die gut ist, ist gewöhnlich auch fürs Baby gut.«

Donna versuchte ein Lächeln. »Richtig, hatte ich ganz vergessen – Sie sind ja Arzt.« Sie schwieg; putzte sich die Nase mit der Papierserviette, in der sie ihren Drink gehalten hatte. »Wo haben Sie Ihre Praxis?«

»South Dixie. Beim Forest Hill Boulevard.«

Sie nickte. »In einer der Kliniken dort?« Jetzt nickte er. »Allgemeinmedizin.« Abermals nickte er. »Gefällt's Ihnen?«

»Sehr.«

»Susan hat mir gesagt, Sie hätten eine Tochter.«

»Ja. Annie. Sie ist sieben. Wird nächstens

wahrscheinlich vierundzwanzig.«

Donna lachte ein wenig gequält. »Das Kind hat in den letzten Jahren eine Menge durchmachen müssen.« Er blickte ihr in die Augen. Tränen glitzerten; warteten gleichsam nur darauf, hinabzurinnen über ihre Wangen. »Susan wird Ihnen vermutlich auch erzählt haben, daß ich geschieden bin.«

»Ja.«

»Ein unwahrscheinliches Mädchen, diese Susan. Sie versteht sich auf die Kunst, einem direkt ins Auge zu sehen und mit einem Lächeln alles mögliche Üble über einen zu sagen, während sie nicht einmal die Lippen zu bewegen scheint. Ein großes Talent.«

»Sie hat wahrhaftig nichts Übles gesagt.«

»Eine Scheidung ist immer etwas Übles – zumal wenn Kinder da sind.«

»Und warum haben Sie's dann getan?«

»Ich wollte es nicht – es war Kates Entscheidung. Sie fühlte sich betrogen, irgendwie – glaube ich.«

»Betrogen – *irgendwie*!?«

Sie hockten jetzt nebeneinander, ohne sich zu berühren; mit angezogenen Knien und vorgebeugtem Oberkörper, jeder für sich, wieder getrennte Einzelwesen. Und sonderbar: ihre wie seine Hände rupften gleichsam automatisch Gras.

Er zuckte mit den Achseln. »Typische Geschichte. Wir heirateten, kaum daß wir aus dem College waren. Sie arbeitete, um mich durchs Medizinstudium zu bringen. Als ich dann meinen Abschluß hatte, gab sie ihren Job auf. Wir

hatten ein Kind. Ich arbeitete hart. War nie zu Hause. Sie war immer zu Hause. Dagegen bauten sich in ihr Ressentiments auf. Schließlich auch gegen mich. Sie schloß sich irgendwelchen Frauengruppen an. Und dann erklärte sie mir, daß sie eine neue Karriere einschlagen wollte, als Juristin – und damit hatte sich's.«

»Und Annie?«

»Die ist bei mir. In den Ferien und im Sommer kann Kate sie haben.«

Donna fühlte, daß es wie ein Krampf durch ihren Körper ging. Wieso, wollte sie fragen, wieso hat man Ihnen das Sorgerecht gegeben: *Wieso*? Doch statt dessen sagte sie nur: »Und Kate?«

»Die ist in einem Jahr mit ihrem Studium fertig. Und ich bin überzeugt, sie wird eine ganz ausgezeichnete Juristin sein.«

»Sie sind nicht verbittert?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Schauen Sie, es war ja mindestens genauso meine Schuld wie ihre. Neun Jahre lang waren wir verheiratet, und in all der Zeit hat sie nicht gerade viel von mir gesehen.« Er schwieg, warf einen langen Grashalm in die Luft. »Ist schon komisch, wie dann alles gekommen ist. Ich meine, seit wir uns getrennt haben, arbeite ich nicht mehr so viel. Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich ja ein Kind großziehen muß, und so bin ich jetzt immer spätestens um sechs Uhr abends zu Hause, und morgens warte ich stets, bis sie in den Bus eingestiegen ist. Am Wochenende arbeiten? Kommt gar nicht in Frage, außer in Notfällen. Samt und sonders Dinge, deretwegen

mir Kate in den Ohren lag, als wir noch verheiratet waren.« Er blickte zu Donna. »Warum zäumen wir den Gaul nur immer verkehrt herum auf?«

»Wie kommt es, daß die Kleine bei Ihnen ist?« fragte Donna unvermittelt. Sie mußte es unbedingt wissen.

»Kate meinte, so sei es für Annie besser. Ein Studentenheim oder eine Studentenbude, das wäre für eine Vierjährige kaum das Richtige. Auch nicht für eine Siebenjährige – so alt ist sie jetzt nämlich.« Beide blickten in Richtung Haus.

»Möchten Sie jetzt sprechen?« fragte er.

»Nein«, erwiderte sie.

»Warum nicht? Haben Sie kein Vertrauen zu mir?«

»Das ist es nicht. Aber wenn ich zu reden anfange, heule ich gleich los.«

Beide starrten weiter zum Haus, als fürchteten sie, einander anzusehen.

»Worauf hoffen Sie, auf einen Buben oder auf ein Mädchen?« »Auf ein Mädchen. Einen kleinen Jungen habe ich schon. Adam.«

»Haben Sie sich bereits Namen ausgesucht?«

»Sharon, wenn's ein Mädchen wird. Meine Mutter hieß Sharon.«

»Meine Mutter hieß Tinka.«

»Tinka?«

Er lachte. »Stellen Sie sich drei kleine Mädchen vor, fünf, sieben und neun Jahre alt, soeben mit dem Schiff aus Polen eingetroffen. Ihre Namen lauten Manya, Tinka und Funka.«

»Funka?«

»Sehen Sie? Auf einmal klingt Tinka gar nicht mehr so schlimm, wie?«

Sie lachte. »Was wurde mit ihnen?«

»Nun, das Übliche. Als sie erwachsen waren, heirateten sie, setzten Kinder in die Welt, und schließlich starben sie. Außer Manya. Die weilt noch unter uns. Muß jetzt so sechsundachtzig sein. Schwindelt immer etliche Jahre ab.« Er lachte. »Übrigens hatten die drei zwischendurch ihre Nasen und Namen geändert. Manya wurde Mary, Funka wurde Fanny. Nur Tinka blieb Tinka.« Lachend schüttelte er den Kopf. »Eine unwahrscheinliche Frau.«

»Sind Sie ein Einzelkind?«

Sein Lachen wurde noch lauter. »Soll das ein Scherz sein? Ich habe vier Schwestern und zwei Brüder. Wir sind weit über die Staaten verstreut. Von Vermont bis Hawaii.«

»Ich habe eine Schwester«, sagte Donna. »Sie lebt jetzt in England.«

»Und Ihr Mann? Was macht der?«

Donna stand auf und wischte sich das Gras vom Kleid. Zu ihrer Überraschung blieb Mel auf dem Rasen sitzen.

»Ich bin ein bißchen müde«, sagte sie. »Ich glaube, ich fahre jetzt besser nach Hause.«

»Okay«, sagte er.

»Könnten Sie mich fahren?« fragte sie zu ihrer eigenen Überraschung.

Schon stand er auf den Beinen. »Verzeihung«, entschuldigte er sich. »Ich nahm an, Sie hätten einen Wagen.«

»Ich fahre nicht selbst.«

»Oh? Ungewöhnlich.«

»Nicht mehr.«

Er blieb stumm.

Und schweigend fuhr er sie heim. Dann sagte er: »Wenn Sie das Bedürfnis haben, sich auszusprechen – nun, Sie wissen ja, wo sich meine Praxis befindet. Bitte kommen Sie zu mir.«

Sie lächelte, öffnete die Tür und zwängte sich aus dem kleinen weißen Sportwagen. »Danke«, sagte sie.

Er blickte ihr nach, und erst als er sie im Haus wußte, fuhr er los.

Sharon war schon drei Monate alt, als Donna schließlich Dr. Segals Praxis betrat.

»Ich habe Sie im ersten Augenblick überhaupt nicht wiedererkannt«, sagte er und stand auf, um sie zu begrüßen. »Sie haben Ihr Haar verändert.«

Automatisch tasteten Donnas Finger zu ihrem fast karottenroten Haar. »Gefällt's Ihnen?«

Er lachte. »Ja«, sagte er. »Ist reizend.«

»Klingt fast, als ob Sie's ernst meinten.«

»Tu ich auch.«

»Victor haßt es.«

»Victor,?«

»Mein Mann.«

»Ist das der Grund für Ihr Lächeln?«

»Wieso? Ich verstehe nicht.«

»Als Sie sagten: ›Victor haßt mein Haar‹, da haben Sie zum erstenmal gelächelt, seit Sie hier sind.«

»Bin ich so leicht zu durchschauen?«

»Nur wenn Sie wollen.«

Sie lächelte wieder. »Die Sache hat nur einen Haken: Ich hasse es auch – mein Haar.«

»Das einzige Problem, wirklich?« »Ich hasse auch Victor.« Plötzlich brach sie in Gelächter aus, und ihr Lachen, schier endlos, war genauso heftig wie vier Monate zuvor ihr Schluchzen. »Da, ich hab's gesagt, offen heraus: Ich hasse ihn.« Abrupt verstummte das Gelächter. Tränen traten an seine Stelle. »Mein Gott, ich hasse meinen Mann. Und ich hasse mich selbst.«

Nun stürzte es geradezu aus ihr hervor, eine wahre Wortflut, die durch niemanden und nichts zurückzuhalten war. Sie schien die Sätze buchstäblich herauszuspeien – wie etwas, wovon sich ihr Körper, ihr Inneres befreien mußte. Von ihrer Ehe mit Victor sprach sie, von fast sechs Jahren. Und sie erzählte auch von jener Nacht, in der sie Sharon empfangen hatte.

»Irgendwie scheint er das dauernd wiedergutmachen zu wollen«, sagte Donna. Er ist voller Aufmerksamkeit – zeigt sich ganz ungeheuer um Sharon bemüht, ist sehr lieb zu ihr. Er hilft viel mit. Auch kauft er mir dauernd nette Geschenke oder führt mich in irgendwelchen netten Lokalen zum Dinner aus. Niemals versucht er...« Sie blickte zu Mel, um zu sehen, ob er verstand, was sie meinte, ohne daß sie es wirklich aussprechen mußte. Er verstand, und sie fuhr fort: »Aber schon, wenn er mir nur die Hand reicht, um mir beim

Aussteigen zu helfen, wird mir fast übel.«

»Vielleicht weil Sie beim Aussteigen aus dem Auto gar keine Hilfe brauchen.«

Überrascht hob sie den Kopf, blickte in Mels schokoladenbraune Augen. Er saß auf der Kante seines Schreibtischs – sie, kaum einen halben Meter von ihm entfernt, auf einem Stuhl. Unwillkürlich schluckte sie hart; schien buchstäblich verdauen zu müssen, was er da gesagt hatte. »Er flößt mir so ein Gefühl der Unzulänglichkeit ein«, sagte sie, während ihr Blick durch den Raum glitt. »War ja zuerst ganz nett, jemanden zu haben, der die Verantwortung übernahm, sämtliche Entscheidungen traf. Aber wissen Sie, was das bei einem bewirkt nach einer Weile?« fragte sie – und gab sich, zum erstenmal in präzise Worte gefaßt, selbst die Antwort: »Es macht einen wieder zum Kind. Es nimmt einem das Erwachsensein. Und nach einiger Zeit fängt man an, sich so zu verhalten, wie man behandelt wird – wie ein Kind! Man wird völlig unselbstständig. Ich bin zweunddreißig Jahre alt! Ich habe zwei Kinder. Ich sollte von niemandem abhängig sein als von mir selbst. Ich begreife überhaupt nicht, wie all dies mit mir geschehen ist!« Sie suchte nach Worten, streckte beide Hände unwillkürlich zum Hals. »Ich kann nicht atmen! Er läßt mir keine Luft. Er entscheidet alles; er überwacht alles – die kleinsten, belanglosesten, albernsten Einzelheiten. Er muß alles unter Kontrolle haben.« Sie schleuderte ihre Hände geradezu in die Luft. »Und wissen Sie, was mich seit einiger Zeit beängstigt?«

Mel trat hinter seinen Schreibtisch, setzte sich auf seinen

Stuhl. »Was?« fragte er.

»Er glaubt, daß es zwischen uns wieder besser wird. Er glaubt, daß es für uns Hoffnung gibt. Erst heute morgen hat er's gesagt. >Wir streiten uns nicht mehr<, hat er gesagt. >Du hast es gelernt, Kompromisse zu schließen. Scheint wirklich, daß du anfängst, erwachsen zu werden. Abgesehen von dem, was du mit deinem Haar angestellt hast, natürlich!« Sie schrie es geradezu heraus. Es war wie ein Kreischen. »Kompromiß! Ich hasse das Wort! Wissen Sie, was Kompromiß praktisch bedeutet, Dr. Segal!? Es bedeutet nachgeben, klein beigegeben. Der Grund dafür, daß wir nicht mehr miteinander streiten, ist höchst einfach. Vor einem halben Jahr faßte ich den Entschluß, mich nicht mehr mit ihm zu zanken. Einfach tun, was er wollte. Mich seinen Entscheidungen fügen. Und genau das entspricht seiner Vorstellung von einem Kompromiß. Wenn ich blau sage, und er sagt grün, dann drehe ich mich zu ihm herum und sage grün, und schon haben wir einen >Kompromiß< geschlossen.« Sie stand auf und begann, hin und her zu gehen. »Von Erwachsenwerden spricht er. Ich fange an, erwachsen zu werden! Ich fange an zu sterben! Ist das dasselbe? Was er mit Erwachsenwerden meint, ist – ein fügsames Kind werden. Und genau das ist aus mir geworden.

Nur – Kinder, die ihren Eltern gegenüber unentwegt brav und gehorsam sind, werden schließlich irgendwann widerborstig, aufsässig. Sogar böse. Wenn ich dem andern Schmerz zufügen kann, beweist mir sein Zucken, daß ich noch lebe. Scheint Ihnen all das irgendwie

sinnvoll?« Unvermittelt blieb sie stehen.

»Ja. Und wahrscheinlich haben Sie seit sechs Jahren nicht mehr soviel von sich gegeben, was einen Sinn ergibt.« Er stand auf und bewegte sich auf sie zu.

»Ich empfinde nur, daß ich die Kontrolle über mein eigenes Leben verloren habe. Dauernd bin ich krank. Immer befürchte ich, etwas Falsches zu tun, einen Irrtum zu begehen. Ich trau mich kaum was zu sagen, wage einfach nicht, eine eigene Meinung zu haben, weil es ja die falsche Meinung sein könnte.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst, ich selbst zu sein – weil ich im Grunde gar nicht weiß, was aus mir geworden ist.« Sie hielt inne, betrachtete Mels freundliches Gesicht. »Nur bei einer Gelegenheit habe ich das Gefühl, etwas Eigenständiges zu tun – mitten in der Nacht.« Mel sah sie fragend an. »Da setze ich mir mein Baumwollmützchen auf und hole Eimer und Mop und putze das beschissene kleine Haus, bis es nur so glänzt.«

Dr. Segal lachte laut auf.

»Hat Sie nicht irritiert?«

»Was?«

»Na, mein Gefluche.«

Mel mußte sich offenbar erst wörtlich in Erinnerung rufen, was sie gesagt hatte. »Beschissen?« fragte er. »Na, wenn das alles ist. Das kann meine Siebenjährige besser.«

»Macht Ihnen wirklich nichts?«

Mel hob die Achseln: »Woher denn.«

»Victor würde das unheimlich gegen den Strich gehen. Er haßt es, wenn ich solche Wörter gebrauche.«

»Was mich betrifft, so habe ich Ihnen nur sieben Wörter zu sagen.« Er zählte sie insgeheim offenbar buchstäblich an den Fingern ab.

»Nämlich?«

»Verlassen Sie dieses Arschloch von einem Scheißkerl!«

Im Zimmer war es sehr still.

»Das kann ich nicht.«

»Wieso nicht, Himmelherrgott? Können Sie mir irgend etwas nennen, das zu seinen Gunsten spricht?«

Wieder ging Donna hin und her, voll innerer Unrast; blieb dann stehen. Sie sagte einen Satz, der wie von selbst mit einem Fragezeichen ausklang.

»Im Notfall ist auf ihn Verlaß?«

»Und wieviel ›Notfälle‹ hat's bei Ihnen letztthin gegeben?« Er lehnte sich wieder gegen seinen Schreibtisch. »Donna, in einem Notfall kann sich jeder mal bewähren. Doch im Alltagsleben, im tagtäglichen Kleinkram sieht das ganz anders aus. Und er – er bringt Sie um.«

Donna schüttelte den Kopf. Jetzt, da endlich jemand auf ihrer Seite stand und genau das sagte, was sie empfand – was sie sich in Gedanken selbst oft und oft gesagt hatte, da befand sie sich auf einmal in einer sonderbaren Position: Sie versuchte, den Mann zu verteidigen, den sie angeklagt hatte.

»Es ist nicht nur seine Schuld. Ich meine, es ist mir klar, daß ich das so dargestellt habe; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie nur meine Seite der Geschichte hören. Ich bin wahrhaftig kein Engel gewesen. Ich habe zu ihm

furchtbare Sachen gesagt, vor anderen Leuten; habe ihn beleidigt, ihn verletzt. Denn ich weiß natürlich, wie und wo ich ihn am wirksamsten treffen kann, vergessen Sie das nicht. Ich weiß genau, wo ich die Nadeln hineinstechen muß.«

»Weshalb all diese Entschuldigungen?«

»Entschuldigungen?«

»Dafür, daß Sie ihn nicht verlassen.«

»Wir haben zwei Kinder!«

»Ja, und was besagt das? Wollen Sie, daß Sharon und Adam in einem Elternhaus mit einer derart >liebevollen< Atmosphäre aufgewachsen und davon geprägt werden?«

Donnas Augen füllten sich mit Tränen. »Ich habe Angst, daß er sie mir wegnehmen wird! Verstehen Sie das nicht? Ich kenne Victor. Und falls ich versuchen sollte, ihn zu verlassen, so wird er mir meine Kinder wegnehmen.«

Mel trat dicht auf Donna zu. Sie fühlte sich eingefangen von seiner unmittelbaren Körernähe. Dann spürte sie seine Arme um sich, die sie gegen seine Brust drückten. Seine Stimme klang sanft.

»Du kannst gegen ihn kämpfen, Donna. Du hast doch früher gegen ihn gekämpft. Du kannst es wieder. Wenn du's nicht tust, wirst du viel mehr verlieren als nur deine Kinder.«

»Meine Kinder sind alles.«

»Nein«, sagte er und schob sie auf Armlänge von sich weg, obschon er sie nach wie vor hielt. »Sie füllen einen großen Teil deines Lebens aus, aber sie sind nicht dein gesamtes Leben. Noch immer ist da eine Frau namens

Donna, die ihr eigenes Leben führt, von dem anderer Menschen einmal ganz und gar abgesehen.«

Donna schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Ich hab's ja schon erklärt. Diese Donna habe ich längst verloren.«

»Hast du nicht.« Über ihre Augen hinweg blickte er zu ihrer Stirn, ihrem Haar. »Wer sich ein solches Karottenrot-Orange zulegt, dem ist es nach wie vor ganz beträchtlich um seine eigene Individualität zu tun.« Sie versuchten beide zu lächeln.

»Und was treibe ich da eigentlich?«

»Ich bin kein Psychiater.«

»Sondern?«

»Ein Freund.«

Sie senkte ihren Kopf und ließ es geschehen, daß er sie wieder dicht an sich zog.

»Danke«, sagte sie. »Ich glaube, das ist genau das, was ich brauche.«

Donna saß, Sohn und Tochter in ihren Armen, auf dem Sofa in jenem Zimmer, das ihr seit rund einem Jahr als Schlafzimmer diente. Bei dem blaugemusterten Möbel handelte es sich um eine Schlafcouch; und dort also saßen sie, Donna in der Mitte, während Sharon quietschend auf der rechten Seite lag und Adam, links von seiner Mutter, immer und immer wieder hinüberlangte und seine Schwester in die Zehen zwickte.

»Adam, hör damit auf.«

»Ich mag sie nicht.«

»Okay. Aber du mußt ihr ja nicht weh tun, oder?«

»Sag ihr, sie soll still sein.«

»Sie ist ja still. Du bist es, der unaufhörlich schwatzt.

Möchtest du dir nun ›Sesamstraße‹ ansehen oder nicht?«

»Ja.«

»Na gut, dann sieh's dir an.«

Sekundenlag richtete Adam seinen Blick auf den Fernseher vor ihnen.

»Ich mag sie nicht«, sagte er wieder und warf seiner Schwester einen verstohlenen Blick zu. »Ich mag sie nicht mal ansehen.«

»Dann tu's doch nicht.«

Adam rutschte vom Sofa und ging zu dem Baby. Sharon beobachtete ihren älteren Bruder. Donna setzte sich auf,

um jederzeit eingreifen zu können. »Ich mag dich nicht«, sagte er laut. »Und ich werde dich niemals mögen. Ich liebe dich nicht. Ich werde dich niemals lieben.«

»Schon gut, Adam. Das genügt.«

Die Litanei ging weiter.

»Nicht wenn du größer bist. Nicht wenn du älter bist. Nie, niemals.«

»Schon gut, Adam. Ich glaube, sie hat verstanden.«

Adam drehte sich um; steuerte zu seinem Platz zurück. Und irgendwie schaffte er's dabei, die Innenfläche seiner Hand gegen die Stirn des Babys klatschen zu lassen. Sharon starnte überrascht, weinte jedoch nicht.

»Jetzt genügt's aber wirklich«, sagte Donna und schaltete per Fernbedienung den großen Farbfernseher ein; während auf dem Bildschirm Big Bird erschien, trug sie Sharon in deren Zimmer und legte sie in die Wiege; setzte gleichzeitig das musikalische Mobile über ihrem Kopf in Gang. Sharon schnurrte wie ein Kätzchen, wand sich behaglich. »Süßes du«, sage Donna, indem sie ihr Töchterchen streichelte. Das Kind weinte nie. Keine Mutter konnte sich ein angenehmeres, bequemeres Baby wünschen.

»Und jetzt zu dir«, sagte sie, während sie in das Zimmer zurückging, wo Adam verzweifelt versuchte, sich in >Sesamstraße< einzustimmen. »Überlaß mir mal die Fernbedienung. Komm, Adam, du machst das ja noch kaputt. So ist's recht. Ich möchte mit dir reden.« Adam hörte auf, sich hin und her zu winden, und starre sie an: Seine durchdringenden blauen Augen wirkten wie genaue

Kopien der Augen seines Vaters. »Ich liebe dich«, begann sie. »Das weißt du. Ich liebe dich mehr als irgend etwas auf der Welt.«

»Liebe nicht Sharon«, flehte er sie an.

»Doch, ich liebe Sharon.«

»Nein!«

»Doch, Schatz, ich liebe sie. Das ist eine Tatsache, mit der du dich ganz einfach abfinden mußt. Ich weiß, das ist alles andere als leicht, wenn man erst drei Jahre alt ist, doch daran mußt du dich gewöhnen. Sie ist deine Schwester, und sie wird hier bleiben. Damit mußt du dich abfinden, auch wenn's dir noch so schwer fällt – so ist es nun mal!«

»Aber ich mag sie nicht.«

»Deine Sache. Du mußt sie nicht mögen. Verlangt keiner von dir. Aber du darfst ihr nicht weh tun. Sie ist ein Baby und kann sich nicht verteidigen. Würde es dir denn gefallen, wenn irgendein Größerer käme und dir eins über den Schädel gibt?«

Er tastete unwillkürlich nach seinem Kopf. »Nein«, erwiderte er.

»Nun, ihr gefällt das genausowenig. Hör also damit auf. Verstanden?«

»Ja. Kann ich mir jetzt >Sesamstraße< ansehen?«

»Unter einer Bedingung.«

»Was ist das – Bedingung?«

»Daß man sich über eine Voraussetzung einig ist.« Sie brach ab. Eine wunderbare Erklärung für einen Dreijährigen. Für den war nun alles klar – wie sagte man

doch? – ja, wie Kloßbrühe. »Laß es mich mal so sagen – du darfst es dir anschauen, wenn du's zuläßt, daß ich Sharon wieder hereinbringe, ohne daß du sie haust.«

Adam schien sich die Sache sehr gründlich zu überlegen. »Na schön«, sagte er. Donna hob ihn von ihrem Schoß, auf den er inzwischen geklettert war, und setzte ihn auf seinen alten Platz auf dem Sofa; dann stand sie auf, stellte den Fernseher an, und als sie schon bei der Tür war und Big Bird auf dem Bildschirm erschien, hörte sie, wie er murmelte: »Aber ich mag sie trotzdem nicht.«

Donna lächelte unwillkürlich. Nimm's lieber leicht, hätte sie am liebsten zu ihm gesagt. Denn leichter wird's für dich jedenfalls nicht.

Seit einer guten Stunde gab Victor sich alle Mühe, nichts über ihr Haar zu sagen. Donna konnte buchstäblich fühlen, welche Anstrengung ihn das kostete. Sie ihrerseits genoß jede einzelne Minute, wußte sie doch nur zu genau, wie sehr es ihn danach drängte, ihr darüber seine »Meinung« zu sagen. Sie konnte geradezu *sehen*, wie sich die Frage hinter seiner Stirn formte: »Um Himmels willen, Donna, was hast du denn *diesmal* mit deinem Haar gemacht? – Du weißt genau, daß ich schwarzes Haar auf den Tod nicht ausstehen kann, außer es ist natürlich. So jedenfalls wirkt es entsetzlich falsch. Willst du etwa so aussehen wie manche dieser Comic-Strip-Heroinen?«

Was war mit ihr los, guter Gott, was war mit ihr eigentlich los? Donna geriet in eine Art Panik. Was ließ sie denn nur

mit sich selbst geschehen? Gehörte sie etwa wirklich zu jenen Menschen, deren einziger Genuss darin bestand, andere zu beobachten, wie sie Schmerzen litten? Hatte sie sich in eine Art Monstrum verwandelt? Besser, so sprach irgendeine Stimme in ihr, ein anderer leidet, als du.

»Du findest Sadismus doch soviel gesünder als Masochismus, wie?« Allmächtiger, wann hatte sie das gesagt? Richtig, auf jener Party. Bei Danny Vogel. An dem Abend damals...

Sie blickte zu Victor. Er lächelte sie an und senkte das Buch, in dem er, wie sie genau wußte, nur scheinbar gelesen hatte.

»Was hast du für einen Tag gehabt?« fragte er.

»Absolut normal.«

Er hatte ihr genau dieselbe Frage schon zuvor beim Abendessen gestellt – und genau dieselbe Antwort erhalten.

»Was hast du gemacht?«

»Nun, augenscheinlich habe ich was mit meinem Haar angestellt.«

»Ja, das sehe ich.«

»Gefällt's dir nicht?« Eine bewußt zugespitzte Frage, in entsprechendem Ton und mit einer Art Schmunzeln vorgebracht. »Nein. Du weißt genau, daß ich schwarzgefärbtes Haar nicht mag.«

»Dein Haar ist schwarz.«

»Aber das ist natürlich.«

»Auch mein Haar ist natürlich. Bloß die Farbe nicht.«

»Soll wohl lustig klingen, wie?«

»Ja, so ähnlich dachte ich's mir.«

Sie tat nur so. In Wirklichkeit war das ganz und gar nicht der Fall. Nur: Weder in ihm noch in ihr steckte auch nur noch ein Funke von Humor.

»Was hast du heute sonst noch getan?«

Sie begriff durchaus, daß es für ihn nicht leicht sein konnte, eine Art von höflichem Gespräch weiterzuführen. Denn zweifellos hätte er sie an ihrer schwarzgefärbten Mähne am liebsten zum Friseur geschleppt, damit man dort Donna Cressy auf »normal« zurücktönen könne. Doch er blieb auf seinem Flekken sitzen. Ja, er blieb, wo er war, und schien sogar auf ihre Antwort zu lauschen.

»Ich war mit Sharon zur halbjährlichen Untersuchung. Dann habe ich mir mit Adam ›Sesamstraße‹ angesehen. Sharon hat auch so ein bißchen hingeschaut.«

»Dr. Wellington?«

»Hmmm? O nein, Dr. Segal. Ich fand es an der Zeit, mal den Arzt zu wechseln.«

»Dr. Wellington ist der beste Kinderarzt in ganz Palm Beach.«

»Und der am meisten beschäftigte. Er weiß nicht, ob meine Kinder schwarz oder weiß, männlich oder weiblich sind. Außerdem ist Dr. Segal *mein* Arzt, und das macht alles wesentlich leichter.«

»Wer ist er? Ein unbekannter allgemeiner Arzt, oder?«

»Ich mag ihn.«

»Das bedeutet noch lange nicht, daß er ein guter Arzt ist.«

Donna hatte alles gesagt, was sie zu diesem Thema zu

sagen gedachte. Sie erhob sich.

»Willst du Kaffee machen?«

»Ich möchte zu Bett.«

Victor warf einen Blick auf die Uhr. »Es ist erst neun.«

»Ich bin müde.«

Er stand auf. »Bitte, Donna«, sagte er, während sich seine Hände wie zögernd nach ihr streckten. Sofort erstarre sie und wich zurück. Er zog seine Hände zurück. »Können wir nicht einfach sitzen und uns ein wenig unterhalten?«

»Ich bin wirklich müde, Victor.«

»Möchtest du denn nicht hören, wie's heute so bei mir gelaufen ist?« Es war mehr als eine Frage. Es war fast ein Flehen.

Donna stand reglos. Irgendwie fühlte sie sich wie gelähmt. Sie schien sich einfach nicht bewegen zu können. Sie wollte gehen, hinauslaufen, doch ihre Beine gehorchten ihr nicht. Und so blieb sie stehen, was Victor als positives Zeichen nahm. »Ich habe eine geradezu sagenhafte Lebensversicherungspolice verkauft. Möchtest du wissen, an wen?«

Nein, dachte sie. »An wen?«

»An einen der Männer, die sich in >The Mayflower< eingekauft haben.«

Donna musterte ihn verständnislos. Wovon sprach er?

»Er war auf der Party, auf der wir uns kennengelernten«, erklärte Victor.

Jetzt fiel ihr die Sache wieder ein. Mayflower Condominiums – ein Originalkonzept für

Originalamerikaner. Gott, sie wünschte wirklich, sie wäre nie auf der Party gewesen.

»Ich gehe ins Bett, Victor.«

»In dein Zimmer?« fragte er unvermittelt.

Donna versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie perplex sie war.

»Natürlich«, sagte sie mit möglichst unbewegter Stimme.

»Ich dachte, vielleicht...«

»Gute Nacht, Victor.« Sie ging an ihm vorbei und verließ das Zimmer.

Es war fast Mitternacht, als sie hörte, wie er aus dem Bad kam. Anschließend ging er dann, um nach Adam und Sharon zu sehen. Das tat er jede Nacht. Sodann würde er in sein Zimmer zurückkehren und sich schlafen legen. Allerdings – diesmal hörte Donna nicht, daß sich seine Schritte entfernten. Vielmehr näherten sie sich. Und unwillkürlich kroch Donna tiefer unter ihre Bettdecke.

Sie sah ihn nicht in der offenen Tür. Doch sie spürte ihn. Spürte, wie er sich ihr schier lautlos näherte.

»Donna?« Sie schwieg. »Donna, ich weiß, daß du nicht schlafst.« Geh doch, schrie es in ihr. Geh doch fort! Ich bin nicht hier. Ich bin überhaupt nicht hier. »Nun schön, du brauchst ja nichts zu sagen. Aber *anhören* mußt du mich. Wenn du es so willst, werde ich es so tun.«

Ich will es nicht! Ich möchte, daß du verschwindest und mich in Ruhe läßt. Wenn's nach meinem Willen ginge, dann wärst du überhaupt nicht hier, und ich brauchte mir nichts

anzuhören.

Seine Stimme klang sanft. »Ich liebe dich, Donna. Ich habe dich immer geliebt. Das weißt du. Ich habe eine Reihe von Fehlern gemacht, das gebe ich zu. Ich habe manches falsch angestellt. Ich habe es aus Liebe getan.« Muß ich mir dies anhören? Muß ich wirklich zuhören? »Ich habe mir Mühe gegeben, geduldig zu sein, Donna. Ich habe dich hier schlafen lassen, allein, völlig ungestört. Während deiner Schwangerschaft mochte ich nichts tun, was dem Baby schaden konnte, und danach habe ich gewartet, ob sich unser Verhältnis zueinander nicht bessern würde. Eine Zeitlang schien das ja auch der Fall zu sein, und ich hoffte, du würdest irgendwann in unserer Schlafzimmertür erscheinen, aber...« Ich bin nicht hier. Ich bin nicht hier. Ich höre überhaupt nicht, was er sagt. »Donna, was in der Nacht damals geschehen ist, ich kann es nicht mehr ändern. Es ist nun mal passiert und schon lange her. Es tut mir wirklich leid, daß es damals so kam; aber du mußt auch verstehen, wie du mir mitgespielt hattest. Auf der Party machtest du mich vor den anderen herunter. Ja, du hast mich gedemütigt. Manchmal weißt du wohl gar nicht, was du eigentlich tust, aber...« Soll dies eine Entschuldigung sein? Victor, glaubst du wirklich, daß dies eine Entschuldigung ist? Tut mir ja leid, aber du hast mich dazu provoziert! Bedauere sehr, daß das passiert ist, aber du siehst ja wohl ein, daß es samt und sonders deine Schuld war, Donna, nicht? Ich bin nicht hier. Ich höre nichts von alledem. »Schau, gar so schlimm ist es doch nicht ausgegangen, oder? Ich meine, wir haben Sharon. Und ich

liebe dich, Donna. Wir sind eine Familie. Ich wollte dir nichts Böses tun, Donna. Komm, sei aufrichtig. Ich habe dir auch nicht wirklich weh getan, stimmt's?« Aber natürlich stimmt's, Victor. Du hättest mir weh getan? Woher denn. Du hast nur fünf geballte Ehejahre auf Gedeih und Verderb in mich hineingerammelt, wie's dir grade so paßte, und noch immer habe ich irgendwie das Gefühl, daß mich das zum Platzen bringen wird. »Bitte, Donna, ich kann nicht mehr tun, als mich entschuldigen. Ich kann's nicht ungeschehen machen. Es ist nun mal passiert. Aber wir dürfen uns dadurch nicht kaputtmachen lassen. Es ist genügend Zeit vergangen. Wir sollten anfangen, wieder in der Gegenwart zu leben und das zu genießen, was wir haben.« Diese Rede muß ich schon mal gehört haben. Wie lautet die Standardformel doch noch? Du bist am Aufschlag. Serviere mir also den Ball, oder verschwinde vom Tennisplatz – so oder so ähnlich, nicht? »Ich möchte doch nur, daß es zwischen uns wieder so wird wie vor der Nacht damals.« Wieder so – wie vor der Nacht damals? Ja, bist du noch bei Verstand? Alles so wie früher. Ja, kapierst du denn nicht, daß jene Nacht *genau* dem entsprach, wie es bis dahin praktisch immer gewesen war? In der Methode war es ein bißchen anders, im Grundprinzip ganz gewiß nicht. »Bitte, Donna, ich möchte mein kleines Mädchen wiederhaben.«

Donna fühlte, wie es ihr hochkam, tief vom Magen her. Hastig warf sie die Bettdecke zurück und stürzte ins benachbarte Badezimmer, wo sie sich in die Toilette erbrach. Dann hockte sie auf dem kühlen Kachelfußboden,

schweißverklebtes Haar tief in der Stirn, während ihr die Tränen über die Wangen strömten. Und sie hielt die Kloschüssel eng umarmt, bis sie hörte, daß er zurückging auf den Korridor und dann seine Tür hinter sich schloß.

Wie jeden Morgen erwachte sie um genau drei Uhr früh. Sie stand auf und ging in Richtung Küche. Beim Abendbrotmachen hatte sie dort an Möbeln und Gerät ein wenig Schmutz entdeckt. Sie würde putzen, bis alles im hellsten Glanze strahlte. Sie betrat die Küche und knipste das Licht an. Dann schaltete sie das kleine Transistorradio ein, ganz leise. Nun holte sie ihr Putzgerät hervor: Fantastik, Ajax und so weiter. Sie arbeitete stets beim Klang der Musik – quasi zu ihren Rhythmus. Bei der weißen Oberfläche wandte sie zunächst Fantastik an. Victor hatte sie einmal dabei »ertappt«, als sie dafür Ajax benutzte – ja, weißt du denn nicht, daß das die Politur angreift? –, und schon war über dieses hochwichtige Thema eine Diskussion im Gange, die wenigstens geschlagene zwei Stunden dauerte. Bloß – was in dieser Ehe schien so unwichtig, als daß es *nicht* bis zum Kotzen durchdebattiert worden wäre?

Der Rhythmus wechselte. Eine andere Schallplatte offenbar. Sofort paßte sie sich in ihren Bewegungen dem veränderten Tempo an.

»- zuerst hatte ich Angst,
dann war ich wie erstarrt -«

Sie erkannte das Lied. Gloria Gaynor, sagte sie stolz zu sich selbst.

»Dachte immer, ich könnte nicht leben ohne dich - «

Wird bald schneller. Nur ein paar Takte noch. Und sie hob die Hand, um im richtigen Rhythmus zu wischen.

»- und ich lernte es schnell, allein zurechtkommen -«

Jetzt.

Der Song jagte gleichsam los. Donnas Hände tanzten über die Oberfläche der Arbeitsplatte.

»Und nun bist du wieder hier -«

Scheuern. Scheuern. Putzen, bis es glänzt. Zum Glänzen bringen. Zwingen.

»- hätt' ich auch nur geahnt,
daß du zurückkommen würdest
und mir in den Ohren liegen -«

Die Musik steigerte sich. Steigerte sich noch mehr. Putze, Donna, putze!

»Geh schon, geh! Geh zur Tür hinaus!«

Donna hielt abrupt inne.

»Mach ganz einfach kehrt,
denn willkommen bist du nicht mehr.«

Sie starnte auf das kleine Transistorradio. Dann glitten ihre Augen zur Küchentür.

»- glaubst du, ich brech' zusammen?

Glaubst du, ich leg' mich hin und krepier?

Onein, überleben werde ich – werde überleben -«

Der Putzlappen entfiel Donnas Händen.

»Solange ich weiß, wie man liebt,
weiß ich auch, wie man lebt -«

Sie bewegte sich in Richtung Telefon. Dort in einem Fach unterhalb des Apparats bewahrte Victor in der Regel die Autoschlüssel auf.

»Ich hab' noch mein ganzes Leben zu leben,
ich hab' noch meine ganze Liebe zu geben,
und ich werde überleben – werde überleben -«

Sie nahm die Schlüssel und verließ die Küche, ging in Richtung Ausgang.

»Hey – hey -«

Die kühle Nachtluft schien buchstäblich auf Donnas Körper zu prallen, und plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie ja nur ein dünnes Nachthemd trug. Nun, nicht weiter wichtig. Sie wollte ja nur mal den Motor anlassen. Dann würde sie zurückeilen ins Haus und sich irgend etwas überwerfen, ehe sie die Kinder holte. Doch zunächst mußte sie den Motor anlassen. Etwas, das sie nicht getan hatte seit...

Sie wollte nicht daran denken. Einfach ins Auto steigen und später losfahren. Früher war sie mehr gewesen als nur eine passable Fahrerin. Ehe Victor – sie brach ab. Hatte sie jemals irgend etwas auf eigene Faust getan, bevor sie Victor kennenlernte?

Sie öffnete die Tür, setzte sich hinters Lenkrad. Unmittelbar rechts neben sich meinte sie, Victor zu sehen – seine Erscheinung, wenn man so wollte. »Aufpassen«, sagte die Erscheinung. »Aufpassen auf...«

»Ich werde nicht auf dich hören«, sagte sie laut und steckte den Zündschlüssel ins Schloß. »Du bist nicht hier.«

Das Autoradio begann zu dröhnen. Sie hatte ganz vergessen, daß Victor es ja nie abschaltete. Und sobald der Zündschlüssel im Schloß steckte, ging es damit los.

Das Autoradio war auf denselben Sender eingestellt wie ihr kleines Transistorgerät. Gloria Gaynor hatte gerade erst die zweite Strophe angefangen. Gut, dachte Donna, erzähl mir nur. Erzähle weiter.

»- nicht auseinanderfallen.«

Ich werde nicht auseinanderfallen. Ich werde jetzt den Rückwärtsgang einschalten und zurücksetzen, bis auf die Straße. Dann geh ich hinein und hole meine Kinder.

»*Und ich hab', oh, so viele Nächte
mir ganz einfach selber leid getan,
hab' geheult und doch
halte ich den Kopf jetzt wieder hoch* -«

Donna spürte, wie sie unwillkürlich den Kopf hob. Sie versuchte, den Rückwärtsgang einzulegen. Doch ihre Hand bewegte sich nicht. Sie meinte, Victors unsichtbare Hand auf der ihren zu fühlen.

»Weißt du überhaupt, wo du fährst, Donna? Die richtige Abzweigung hast du schon drei Straßen zurück verpaßt.«

Mach, daß du aus meinem Auto rauskommst, Victor. Du bist nicht hier.

»Dauernd kommst du an die weiße Linie.«

Ist ja nicht wahr!

»- *Und jetzt siehst du mich,
jemand ganz anderen,
ich bin nicht die festgekettete kleine Person,
die dich noch immer liebt* -«

»Ums Haar hättest du das Haltesignal überfahren.«
Hätte ich nicht.

»*Geh schon, geh!*

Geh zur Tür hinaus!

Mach ganz einfach kehrt -«

»Um Himmels willen, Donna, willst du uns umbringen!«

War wirklich nicht meine Absicht. Hab's nicht gesehen...

»- und warst nicht du's, der mit mir brechen wollte -

«

»Halte endlich mal den Mund, Donna!«

Geh nicht zu weit! Geh nicht zu weit! Hack nicht dauernd auf mir herum. Hörst du! Hack nicht mehr so auf mir herum. Ich laß es mir nicht gefallen! Ich laß es mir nicht länger gefallen!

»Willst du uns umbringen?«

Böses kleines Mädchen. Böses, kleines Mädchen.

»Halt doch endlich den Mund, Donna.«

Du mußt einen Denkzettel erhalten. Einen wirklichen Denkzettel.

»*Oh, geh schon, geh!*

Geh zur Tür hinaus -«

Donna spürte, wie ihre Hand zu zittern begann. Dann ihr ganzer Körper.

»- Glaubst du, ich brech' zusammen?

Glaubst du, ich leg' mich hin und krepier?«

Das Zittern, es hörte nicht auf.

Das Zittern in ihren Händen, in ihrem Körper, es hörte nicht auf.

»- Und ich werde überleben – werde überleben.«

Donna hob die Hand, drehte den Schlüssel, schaltete die Zündung aus. Und dann legte sie den Kopf aufs Lenkrad und heulte wie ein Schloßhund.

Wie nur sollte sie überleben? grübelte sie. Sie hatte vergessen, daß sie ja bereits tot war.

»Mein Gott, was ist mit Ihnen passiert?«

»Gefällt Ihnen auch nicht, wie?«

Dr. Mel Segal kam hinter seinem großen Schreibtisch hervor und trat auf Donna zu.

»Victor nennt es meine frühe Auschwitz-Phase.«

Mel lächelte. »Mit Wörtern wußte der Mann schon immer umzugehen.«

»Jedenfalls gefällt's Ihnen auch nicht?«

Mel schwieg sekundenlang. »Kann nicht gerade behaupten, daß ich entzückt wäre, nein.«

Hörbar stieß Donna die Luft aus. »Hab's selber gemacht«, sagte sie. »Gestern abend.«

»Und wie ist es dazu gekommen?«

»Victor sagte, ich finge an, mehr und mehr wie mein altes Selbst auszusehen. Am liebsten hätte ich mir den Schädel kahrlasiert. Aber dazu fehlte mir dann doch der Mut.«

»Immerhin haben Sie Ihr Ziel so ziemlich erreicht.«

»Victor meint, ich sähe aus wie ein verhungernder Peter Pan.«

»Überlassen Sie das getrost Victor.«

»Wollen Sie mir sagen, daß ich ihn verlassen soll?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Das habe ich Ihnen das erste Mal gesagt, als Sie zu mir kamen. Sie sind erwachsen – und da dachte ich, einmal sagen genügt. Das Übrige bleibt Ihnen überlassen.«

Sie versuchte, ihn zu provozieren. »Was soll's, Doktor. Sagen Sie mir, daß ich ihn verlassen soll.«

Sein Gesicht wirkte plötzlich todernst. »Kann ich nicht.«

Donna wandte sich zur Tür. »Mist«, sagte sie. »Warum gerate ich nur immer an so ungeheuer *integre* Männer?«

»Sie geraten an...?«

Donna blickte wieder zu Mel. Die Wahl ihrer Worte setzte sie ein wenig in Verlegenheit. »Nun, Sie wissen, was ich meine.«

Er beteuerte, dem sei in der Tat so. Doch in Wirklichkeit begriff er nicht, genausowenig wie sie selbst.

»War wirklich nett von Ihnen, mich ohne Voranmeldung zu sich zu lassen.«

»Seit wann brauchen Sie eine Voranmeldung?«

»Sie haben ein ganzes Wartezimmer voller Patienten.«

»Warum sind Sie gekommen?«

»Das weiß ich selbst nicht so genau.«

»Was ist mit den Kindern? Alles okay?«

»Bestens.«

»Und Sie?«

»Bestens. Ich fühle mich – gut. Ich fühle mich in etwa genauso gut, wie ich aussehe.« Sie lachte. »Glauben Sie, daß die im nächsten Krankenhaus noch ein Bett für mich frei hätten?«

»Gar so schlimm sehen Sie ja nicht aus.«

»Tu ich doch.«

»Also, was mich persönlich betrifft, so hatte ich für Peter Pan schon immer eine Schwäche.«

Donna lächelte, trat dicht zu ihm. »Er seinerseits hat sich auch immer über Sie höchst anerkennend geäußert.« Sie hob die Hand, strich Mel über den Bart.

»Wie geht's Annie?« fragte sie und zog ihre Hand zurück.

»Na, großartig. Sie befindet sich im Augenblick so richtig in der Masturbationsphase.«

Sie lachten.

»Und was unternehmen Sie da?« wollte Donna wissen.

»Unternehmen? Nichts. Soll das Kind doch seinen Spaß haben.«

Sekundenlang blickten Donna und Mel einander wortlos an. Plötzlich hörte Donna, wie eine Stimme das Schweigen brach.

»Ich gehe wohl besser«, sagte die Stimme ruhig.

»Okay«, erwiderte Mel, und seine Stimme klang noch ruhiger, noch leiser.

»Ich möchte so sehr, daß du mich küßt. Ich halt's nicht länger aus«, fuhr die Stimme fort. »Oh, mein Gott«, sagte Donna laut und drehte sich rasch um, wollte das Zimmer verlassen.

Und schon war sie hinaus. Doch er war unmittelbar hinter ihr. Deutlich hörte sie, wie er wartenden Patienten gegenüber Entschuldigungen hervorstammelte: ein Notfall, in einer Minute werde er zurück sein. Sekunden später vernahm sie hinter sich auf der Treppe seine Schritte.

»Mein Auto ist ganz in der Nähe geparkt«, sagte er und

nahm sie gleichsam beim Ellenbogen, um sie auf den kleinen weißen MG zuzusteuern. »Gottverdammst«, sagte er, »ist verschlossen.« In seinen Taschen wühlte er nach den Schlüsseln. »Hier sind sie.« Nervös fingernd, schloß er beide Türen auf. Donna glitt auf den Beifahrersitz, Mel hinters Steuer. Sie schlossen die Türen.

»Wo soll's hingehen?« fragte sie.

»Nirgendwohin«, erwiderte er. Und schon hielt er sie in den Armen, schon verschmolzen seine Lippen mit ihrem Mund. Noch nie hatte sie einen Bärtigen geküßt. Doch es gefiel ihr. Alles an ihm gefiel ihr.

»Es ist unglaublich unprofessionell«, sagte er, während seine Lippen von ihrem Mund zu ihren Augen glitten.

»Ich könnte mir eine bessere Behandlung wohl kaum wünschen.«

Wieder trafen sich beider Lippen. Und minutenlang verharrten sie in dieser engen Umarmung, wobei sie einander geradezu verzweifelt küßten, sich gegenseitig streichelten – bis sie sich langsam voneinander lösten und sich mit neuerwachten Blicken in neuerwachte Augen starrten. Er hob die rechte Hand und strich ihr übers kurzgeschorene Haar.

»Wie kann ein Mann nur eine Frau mit Bürstenhaarschnitt küssen?« fragte sie.

»Kein Problem, aufgepaßt«, sagte er – und küßte sie.

»Also, es ist mir klar, weshalb du für mich attraktiv bist. Aber ich werde niemals kapieren, was du an mir attraktiv finden kannst.«

»Ich mag deine Augen«, sagte er leise. »Und deine

Nase. Und deine Lippen.« Er küßte alles, Punkt für Punkt. »Deine Ohren.« Sie lachten beide, als er nun auch ihre Ohren küßte. »Deinen Hals.« Er beugte sich vor.

»Langsam«, sagte sie. »Mir scheint, für mehr ist in diesem Auto kein Platz.«

»Wo sind die Kinder?«

»Adam ist im Kindergarten, Sharon bei Mrs. Adilman.«

»Kannst du warten, bis ich in meiner Praxis fertig bin?«

»Ja.«

Wieder beugte er sich zu ihr. »Ich habe dich küssen wollen«, sagte er, »seit ich dich auf Susans Party zum erstenmal gesehen habe. Damals sahst du allerdings aus wie ein schwangerer Spazierstock.«

Sie lachte. »Ah, ja. Meine Biafra-Flüchtlings-Phase. Mir ganz besonders lieb.« Dann betrachtete sie ihn sehr ernst. »Ich frage mich, was du wohl von mir halten wirst, wenn du einmal mein wirkliches Selbst kennenzulernst.«

»Na, woll'n mal sehen«, sagte er und zeichnete mit dem Zeigefinger über ihre Wange eine unsichtbare Linie. »Also – in schwangerem Zustand hast du mir gefallen. Auch rot oder blond oder gestreift oder was. Mager warst du mir ebenso willkommen wie total verheult. Übrigens hatte ich gegen dich auch nichts – mager und lächelnd. Von rothaarig sprach ich ja schon. Aber noch nicht von karottenrot und rabenschwarz. Mir hat sogar deine natürliche Haartönung gefallen, soweit davon noch etwas übrig war oder ist. Und irgendwie habe ich den Verdacht, daß du mir auch gefallen wirst, wenn du alt und grau bist – sofern ich dann noch in deiner Nähe bin.«

»Ich bin's, die sich glücklich preisen muß«, sagte sie, und plötzlich füllten Tränen ihre Augen. Sogleich küßte er sie fort, heftete dann wieder seine Lippen auf ihren Mund. »Guter Gott«, sagte sie plötzlich und löste sich von ihm. »Wer, zum Teufel, ist denn das?«

Rasch öffnete Mel die Autotür. Donna hatte den Kopf gehoben. Irgendwie erwartete sie, Victor in die Augen zu blicken. Statt dessen sah sie einen hochgewachsenen, blonden Mann mit einem Blick, aus dem eher Gleichgültigkeit sprach. Er hatte durch das Autofenster hereingespäht.

»Verzeihung«, sagte der Mann und bewegte sich rückwärts, die Augen unverwandt auf Donna geheftet. »Ich habe nur Ihr Auto bewundert. Ich konnte wirklich nicht ahnen, daß irgend jemand drin war.«

Donna öffnete die Tür auf ihrer Seite und stieg fast gleichzeitig mit Mel aus. Mel wartete, bis sie um den Wagen herumkam und sich bei ihm einhakte. Irgendwie, dieses Gefühl hatte Donna, schienen die Augen des Blonden noch immer auf ihnen zu ruhen, während sie beide davongingen. Als sie, unmittelbar bevor sie ins Gebäude traten, abermals den Kopf wandte, sah sie, daß der Blonde ihnen unverändert nachstarnte.

Was ihr Liebesleben, beziehungsweise ihre entsprechenden Versuche betraf – die reine Katastrophe. Vermutlich waren sie beide nervlich übermäßig beansprucht. Oder aber sie bemühten sich allzu eifrig,

für einander »gut« zu sein. Wie dem auch immer sein mochte – es klappte zwischen ihnen nicht so, wie es eigentlich hätte klappen sollen. Der Schweiß der Mühe war noch längst nicht der Schweiß des Erfolges. An entsprechender »Technik« fehlte es wahrhaftig nicht. Doch irgendwie wirkte alles gezwungen, erzwungen, obschon sie in allem gleichsam nach dem allerneuesten Lehrbuch verfahren. Viel Stöhnen und Ächzen, viel Energieeinsatz, doch herzlich wenig echtes Vergnügen.

Er hatte eine Menge Mühe, auch nur zur Erektion zu kommen, und lange halten konnte er sie schon gar nicht. Sie ihrerseits war trocken. Allzuleicht tat es ihr weh. Weil sie sich verkrampfte. Dabei strengten sich beide geradezu ungeheuer an. Sie streichelten – oder reizten – einander gleichsam wie die Angehörigen gegnerischer Fußballmannschaften; und schließlich ließen sie den Ball fallen.

»Tut mir leid, daß ich so trocken bin«, sagte sie und versuchte, nicht zu weinen. »Es ist nur – seit fast anderthalb Jahren habe ich ja keinen Verkehr gehabt. Und seit Sharons Geburt scheint mir dort unten drin so etwas wie eine Wunde zu sein. Wegen Mangels an Gebrauch.«

»Und ich, ich komme mir vor wie ein Spastiker«, sagte er. »Weißt du, wie jemand, der's zum erstenmal versucht – und der Angst hat, daß er überhaupt nicht die richtige Stelle findet.« Er senkte den Blick, betrachtete seinen schlaffen Penis. »Im Moment hätte ich wahrhaftig nicht viel zu investieren.«

Plötzlich lachten sie beide.

»Gott, ist ja furchtbar mit uns«, sagte sie.

»So ein richtiger Tiefpunkt, würde ich sagen«, erklärte er.

Beider Gelächter wurde noch lauter und hallte in Mels Haus wider.

»Werden wir's schaffen, daß es sich bessert?« fragte sie.

»Schlimmer kann's jedenfalls nicht werden.«

»Wann kommt Annie nach Hause?«

Mel warf einen Blick zur Uhr auf dem Nachttisch. »In einer Stunde. Heute hat sie nach der Schule noch Ballett.«

»Ob wir's bis dahin schaffen?«

»Na, Mühe geben werde ich mir jedenfalls.«

Donnas Blick heftete sich zwischen seine Schenkel.

»Nun, die Grundtendenz scheint sich ja zum Positiven zu entwickeln« (und hatte das Gefühl, etwas ungeheuer Verruchtes zu sagen – Victor hatte es nie gemocht, wenn sie männliche und weibliche Sexbedürfnisse miteinander verglich; Gespräche in dieser Richtung paßten ihm überhaupt nicht). Alles kam ihr irgendwie verrucht vor, weil sie sich überhaupt hier befand. Dennoch war, wie ihr gleichzeitig bewußt wurde, auch noch für andere Empfindungen Platz.

Donna lächelte Mel zu, als er seinen Körper über den ihren schob. Und während all die altvertrauten Gefühle wieder von ihr Besitz ergriffen, war in Donna immer und immer wieder die Hoffnung, daß es für sie doch noch ein gutes Ende geben würde. Sie war zum Verlassen der Wohnung bereit und saß wartend auf dem Sofa, bis Victor

endlich nach Hause kam. Er blickte sich im Wohnzimmer um, sah ihre Koffer und ging dann zur Bar, um sich einen Drink zu mixen.

»Möchtest du einen?« fragte er.

»Nein, danke.«

Er goß sich ein Glas Scotch ein und trat damit auf Donna zu.

»Ist wohl so eine Art Abschiedsszene, wie?« fragte er.

Donnas Stimme klang ruhig. »Ich verlasse dich.«

»Dachte mir schon, daß du so etwas sagen würdest. »Er nahm einen langen Schluck. »Und die Kinder?«

»Sind bei Susan.«

»Susan?« Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte wissen müssen, daß sie dahintersteckt.«

»Susan hat damit weiter nichts zu tun. Ich rief sie heute nachmittag an, als sie von der Arbeit nach Hause kam, und bat sie, sich ein paar Stunden um die Kinder zu kümmern, damit ich mit dir sprechen kann.« Sie schwieg einen Augenblick. »Sie war ziemlich überrascht.«

»Aber entzückt, wie sich denken läßt.«

»Ich habe keine Lust, über Susan zu streiten, Victor.«

»Ich habe überhaupt keine Lust zu streiten.«

»Gut.« Donna erhob sich. »Ich werde ein Taxi rufen.«

»Ich werde dich fahren.«

»Nein.«

Er stellte seinen Drink auf die Glasplatte des Tisches. »Du möchtest nicht, daß ich noch irgend etwas für dich tue.«

Du hast genug getan, hätte sie am liebsten gesagt; doch

sie tat es nicht. »Ich kann für mich selbst sorgen.«

»Hat ja niemand bezweifelt.«

»Du kapiert wohl überhaupt nichts, Victor, oder? Du weißt überhaupt nicht, was oder wie dir geschieht?« Nein, sie hatte es nicht laut gesagt, nur gedacht.

»Können wir uns darüber unterhalten?« fragte er.

»Ich habe nichts weiter zu sagen.«

»Hältst du das für fair?«

»Ja. Allerdings.«

»Was zu sagen war, ist gesagt, Victor.« Sie trat auf das Telefon zu. Er griff nach ihrer Hand.

»Donna, bitte. Was kann ich sagen?«

»Nichts, Victor. Es gibt nichts mehr zu sagen.«

»Ich habe gesagt, daß es mir leid tut. Himmelherrgott, wie oft habe ich gesagt, daß es mir leid tut! Ich würde sonst was tun, um jene Nacht ungeschehen zu machen...«

»Es geht nicht um jene Nacht, Victor.« Er musterte sie überrascht. »Lange habe ich selbst geglaubt, es sei im Grunde eben das. Doch es handelte sich nur um einen kleinen Teil des Gesamten. Vielleicht um den letzten Teil. Ich weiß es nicht.«

Augenscheinlich begriff er überhaupt nicht, wovon oder worüber sie sprach. »Ist da irgendein anderer?«

Donna blickte in Victors blaue Augen, und irgendwie glaubte sie, darin Abbilder von Mel zu sehen. »Nein«, sagte sie. Sie und Mel hatten einander seit einer Reihe von Monaten nicht gesehen. Zu diesem Entschluß waren beide gemeinsam gelangt. Zunächst einmal mußte Donna hinter ihre Ehe einen Schlußpunkt setzen. Jawohl, aus eben

diesem Grund und aus keinem anderen. Mel war gleichsam der Katalysator gewesen und keinesfalls der Grund.

Sie entledigte sich ihrer Ehe, oder versuchte es doch jedenfalls, weil sie in sich eine frische Hoffnung entfacht fühlte: von jenem ersten Nachmittag an, wo Mel sich sozusagen strikt weigerte, sich unter dem Felsbrocken des Sisyphos begraben zu lassen. Und sollte die end- und schier hoffnungslose Herausforderung an Sisyphos sozusagen die endgültige Bestimmung der Zukunft sein – auch gut; man würde sich einzurichten wissen. Jeder nach seinem eigenen Geschmack und seinen eigenen Bedürfnissen. Aber *noch* – das wußte sie recht genau – war sie nicht tot. Vielmehr schien sie im Begriff, die Hölle hinter sich zu lassen. »Ich werde dich wissen lassen, wenn ich richtig untergekommen bin«, sagte sie. »Dann kannst du die Kinder besuchen. Wir werden schon zu einer Regelung kommen, die für jeden die beste ist.«

»Das beste für uns alle wäre, daß wir zusammenblieben.«

»Nein. Durchaus nicht.«

Sie rief ein Taxi. Victor verhielt sich überraschend still. »Es wird auch für dich nicht ganz leicht sein, weißt du«, sagte er schließlich.

»Ich weiß.«

»Da bin ich mir nicht so ganz sicher.«

Donna zuckte mit den Achseln.

»Du kannst dir's ja noch überlegen«, sagte er. »Denk darüber nach. Und falls du den Entschluß fassen solltest, zu mir zurückzukehren...«

Donna nickte, schwieg jedoch.

»Du wirst mich bald anrufen?« fragte er.

»Morgen.«

»Ich liebe meine Kinder, Donna.«

Sie fühlte, wie in ihr Tränen aufstiegen. »Ich weiß, daß du sie liebst.«

»Ich meine nur, wir sollten nichts Voreiliges oder Überstürztes tun...«

»Werde ich auch nicht.«

»Du rufst mich also an?«

»Ja.«

Sie hörten, wie draußen ein Auto vorfuhr und hupte.

»Ich liebe dich, Donna«, sagte Victor hastig.

Donna senkte den Kopf. »Ich weiß, Victor.« Sie holte tief Luft. Er trat auf ihre Koffer zu. »Nein, bitte«, sagte sie, und ihre Stimme schien ihn buchstäblich zu stoppen. »Das erledige ich schon selbst.«

»Sie sind schwer«, warnte er.

Sie ging zu der Stelle, wo zwei mittelgroße Koffer standen und hob diese hoch. »Kann ich eigentlich nicht finden«, sagte sie; und eine Minute später war sie verschwunden.

Auf ihre Bitte brachte man Donna ein Glas Wasser. Da war diese scheußliche Trockenheit in ihrem Hals. Den ganzen Vormittag über hatte sie ausgesagt und jetzt, am Nachmittag, noch einmal drei Stunden.

Sie hatte alles gesagt, was es zu sagen gab über die Ehe von Victor und Donna Cressy. Aus der Sicht der Donna Cressy natürlich. Sie hatte als Zeugin in eigener Sache gesprochen, langsam und mit Bedacht. Meist blickte sie zu ihrem Anwalt, bevor sie seine Fragen beantwortete; mitunter sprach sie direkt zum Richter. Und von Zeit zu Zeit warf sie, überraschenderweise, Victor einen Seitenblick zu, hoffte auf einen Schimmer von Verständnis in seinem Gesicht – auf irgend etwas, das gleichsam sagte: »Ah ja, jetzt begreife ich, was du meinst. Euer Ehren, ich ziehe meine Klage zurück. Mögen die Kinder bei meiner Frau bleiben – will sagen, bei dieser Frau, die ihrer Sinne in jeder Hinsicht mächtig ist.« Doch soweit sie sehen konnte, gab es seinerseits nur eine Reaktion: wiederholtes Kopfschütteln. Ed Gerber wartete, bis sie getrunken hatte. Seit anderthalb Stunden hämmerte er auf sie ein. Anders als ihr eigener Anwalt, der sich ebenso behutsam wie hilfsbereit gezeigt hatte, wirkte Mr. Gerber scharf und böse. Buchstäblich empört, nach dem Klang seiner Stimme zu urteilen. Die Institution der Ehe,

das Fundament der Familie – was hatte sie da angerichtet! Guter Gott, würde sich die Idee wahrer Mutterschaft je wieder genügend erholen können?

Während des Kreuzverhörs blieb Donnas Stimme ruhig und gleichmäßig. Und so sehr ihr Inquisitor sich auch anstrengte, sie zu Reaktionen zu provozieren, die jenes Image untermauerten, das er von ihr mit soviel Fleiß entworfen hatte – sie blieb gelassen. Sie hustete nicht, sie nieste nicht, auch lief ihr nicht die Nase; sie kratzte sich nicht die Hand, und sie bat nicht um ein Papiertaschentuch, nicht um ein einziges. Gewiß, sie hatte um ein Glas Wasser gebeten, aber darin schien niemand etwas Abnormes zu sehen.

»Ihr Mann hat also etliche, ja, zahlreiche Versuche zwecks Aussöhnung unternommen?«

»Ja.«

»Sie haben sie sämtlich zurückgewiesen?«

»Ja.«

»Wann gab Mr. Cressy diese Versuche auf?«

»Als ich ihm sagte, daß ich einen anderen liebte.«

»Sie meinen Dr. Mel Segal?«

»Ja.«

Warum kaute er das alles noch einmal durch? Sie hatte ihre »eheliche Untreue« doch längst eingestanden.

»Wo wohnen Sie zur Zeit, Mrs. Cressy?«

»In einem gemieteten Haus in Lake Worth.«

»Und Dr. Segal?«

»In Palm Beach.«

»Sie wohnen nicht zusammen?«

»Nein.«

»Warum nicht? Wollen Sie vielleicht behaupten, daß das Ihrem Moralkodex zuwiderläuft?« Er schien die Worte geradezu hervorwürgen zu müssen.

»Wir wohnen nicht zusammen«, erwiderte Donna kühl, »weil ich Zeit brauche, um mit meinen Kindern allein zu sein. Es ist ja nicht so, daß ich unter eine Ehe einen Schlußstrich ziehe, um mich Hals über Kopf in eine neue Verbindung zu stürzen. Ich brauche Zeit, um wieder auf eigenen Beinen zu stehen.«

»Aber Sie treffen sich mit Dr. Segal – ist das richtig?«

Donna blickte zu Mel. »Ja«, sagte sie.

»Und es ist Ihre Absicht, dieses Verhältnis fortzuführen?«

»Ja.«

»Bis Sie dessen überdrüssig sind. So ähnlich wie bei Ihren diversen Haarfarbe...«

»Einspruch, Euer Ehren.«

»Stattgegeben.«

Donnas Augen glitten von den Anwälten zum Richter. Dann blickte sie wieder zu Mr. Gerber.

»Sagen Sie mir doch bitte, Mrs. Cressy«, fuhr er fort, »was für ein Vater ist Victor Cressy?«

Donna blickte zu Victor. »Er ist ein guter Vater«, sagte sie ruhig und ziemlich leise.

»Bitte um Vergebung, Mrs. Cressy, aber das konnte ich nicht verstehen. Sie haben zu leise gesprochen. Würden Sie es bitte wiederholen?«

»Ich habe gesagt, Victor ist ein guter Vater«, wiederholte sie laut.

»Um seine Kinder besorgt?«

»Ja.«

»Aufmerksam?«

»Ja.«

»Interessiert?«

»Ja.«

»Hat er sie irgendwie mißhandelt?«

»Nein.«

»Hat er sie je geprügelt?«

»Nein.«

»Hat er gegen eins der beiden Kinder auch nur ein einziges Mal die Hand erhoben?«

»Nein.«

»Meinen Sie, die Kinder wären bei ihm gut aufgehoben, sofern sie ihm gerichtlich zugesprochen würden?«

Donna hatte das Gefühl, daß sich der Speichel in ihrem Mund in Staub verwandelte. Wie gern hätte sie jetzt Lügen aufgetischt – furchtbare Geschichten von irgendwelchen Gemeinheiten und Grausamkeiten, damit Victor in den Augen der anderen die Hörner und den Schweif erhielt, die ihm zuzukommen schienen. Nur war dem nicht so. Diese Attribute kamen ihm nicht zu. Er war keineswegs ein Ungeheuer, wie ihr plötzlich bewußt wurde. Er war nur ein Mann. Der falsche Mann.

»Victor würde sich stets gut um die Kinder kümmern«, sagte sie.

»Hat Mr. Cressy irgendwann gegen die eheliche Treue verstößen?« fragte Ed Gerber plötzlich.

»Meines Wissens nicht.«

»Hat er stets gut für Sie gesorgt, ökonomisch?«

»Ja.«

»Ihnen und seinen Kindern ein gutes Heim gegeben?«

»*Unseren* Kindern, ja.«

»Oh, natürlich, verzeihen Sie. Ich danke Ihnen, Mrs. Cressy. Das war's dann wohl.«

Es war vorbei.

Sekundenlang saß Donna regungslos. Fast widerstrebt es ihr, den Sitz zu verlassen, auf dem sie all diese Stunden gesessen hatte. Irgendwie fühlte sie sich ein bißchen wie eine »Königin des Tages«, die nunmehr gezwungen wurde, ihrem Thron zu entsagen. Sie blickte zum Richter. Ich bin eine gute Mutter, hätte sie ihm am liebsten zugerufen. Und wenn ich gerade erklärt habe, Victor sei ein guter Vater, so spricht das wohl nicht gegen meine eigene Eignung als Mutter. Und wenn er sich um sie kümmert und für sie sorgt, so heißt das doch keinesfalls, daß ich das etwa nicht täte. Ich war's, die sie ausgetragen und zur Welt gebracht hat; die sie fütterte und badete und wiegte; die ihre Windeln wechselte, die sie säuberte, die endlos mit ihnen spielte. Die sie liebte. Die sie liebt. Oh, wie sehr liebe ich sie. Bitte, bitte, nehmt mir nicht meine Kinder. Ich weiß nicht, wie ich ohne sie leben sollte. Nehmt mir nicht meine Babys.

Aber natürlich sagte sie nichts davon – außer einem schlichten »Danke«. Und dann verließ sie den Zeugenstand und setzte sich rasch neben ihren Anwalt.

Sobald sie Platz genommen hatte, begann der Richter zu sprechen. »Da es Freitag nachmittag ist«, hob er in einem so feierlichen Ton an, daß Donna kaum begriff, was er

sagte, »werden wir uns auf Montag vormittag vertagen, und dann werde ich Sie von meiner Entscheidung unterrichten. Wünsche ein angenehmes Wochenende.«

Donna blieb sitzen, bis alle den Gerichtssaal verlassen hatten. Mel wartete draußen in seinem Auto auf sie; ihre Kinder befanden sich bei Annie und Mels Haushälterin. Ja, in wenigen Minuten würde auch sie sich erheben, den Saal verlassen und sich von Mel nach Hause fahren lassen – sozusagen in das letzte Wochenende, das sie sich noch als »Vollzeit-Mutter« betrachten konnte. Angenehmes Wochenende, hatte der Richter allen gewünscht. Nun, das war wahrhaftig ein frommer Wunsch; und sie hoffte nur, daß sie nachts wenigstens leidlich schlafen konnte. Allerdings wußte sie schon jetzt, daß sie überhaupt nicht würde schlafen können.

Donna blickte sich im nunmehr leeren Saal um. Drei Tage lang hatte sie gesessen und sie sich angehört, die Donna-Cressy-Story. So wie sie dargeboten wurde – einem Saal voller Fremder. So wie sie erzählt wurde: von Victor Cressy, seinen Freunden, Nachbarn, diversen Vertrauten. Schließlich hatte sie auch ihre Version erzählt, die einzig authentische. Alle hatten samt und sonders dazu beigetragen, am »Mythos« der Donna Cressy zu flechten und zu weben. Allerdings: Genau wie bei Augenzeugen am Tatort eines Geschehens differierten die Aussagen ganz beträchtlich, ohne daß man irgendwen als Lügner hätte bezeichnen können.

Donna blickte zum leeren Platz des Richters. Schien ein freundlicher Mensch zu sein: Ein Mann, der sich alle Mühe

geben würde, fair zu entscheiden. Fair – was war fair? Donna beugte den Kopf auf den langen Tisch, stützte ihn in ihre Hände und begann zu schluchzen.

Donna saß im orangefarbenen Wohnzimmer, Sharon auf dem Schoß. Das Kind drehte und wendete sich unruhig. Donna lauschte auf den Regen, der draußen unablässig niederprasselte. Herniederflutete, schien das präzisere Wort zu sein. Ja, jawohl. Die Sintflut. Die Große Flut, gleichsam auf allgemeinen Wunsch zurückgekehrt. Donna versuchte ihr Töchterchen in eine bequemere Position zu setzen. Doch sofort nahm das Kind die vorherige Lage ein. Nein – allem Anschein nach wollte das Wochenende ganz und gar nicht gemäß Donnas Wünschen verlaufen.

Als erstes war da der Regen. Der hatte jeden Gedanken an Parks oder Strände zunichte gemacht. Sie mußten also innerhalb der eigenen vier Wände bleiben, was zumal Adam unruhig, wenn nicht gar aufsässig werden ließ. Und zweitens wurde Donnas Hoffnung, mit ihren Kindern eine ruhige harmonische Zeit zu verbringen, schlicht vernichtet: Ihre Kinder waren weder ruhig noch harmonisch. Sie waren ganz normale und ziemlich laute Kinder, von denen sich die Erfüllung solch idyllischer Wünsche nicht erhoffen ließ. Gleichsam um die Sache abzurunden, sagte der Wetterdienst für morgen einen gleichartigen Tag voraus. Donna gab einen erschöpften Seufzer von sich – woher neue Ideen nehmen, neue Anregungen? Was in einschlägigen Büchern stand, hatte sie schon samt und

sonders ausprobiert; auch hatte sie den Kleinen mehr Fernsehzeit zugestanden als jemals sonst; überdies jede Menge Zuckerzeug. Sharon hatte bereits ihr Nachmittagsschlafchen gehalten; und was Donna betraf, so begannen ihre Hände zu ermüden von all dem Bemalen und Kneten und Ausschneiden; und ihre Stimme war fast heiser von unablässigem Vorlesen.

Adam trat wieder ins Zimmer. Mit jenem Schmollmäulchen, das Donna inzwischen für sich sein Samstagsschmollmäulchen nannte. Gott behüte, daß ich ihm diese Geschichte ein weiteres Mal erzählen muß, dachte sie und meinte die Geschichte von dem kleinen Jungen namens Roger und dem kleinen Mädchen namens Bethanny. In allen nur denkbaren Varianten hatte sie diese Story abgehandelt – und seit dem Morgen wenigstens zwanzig Mal. Ein weiteres Mal bitte nicht.

»Erzähl mir eine Geschichte«, bat er, als könne er ihre Gedanken lesen.

»Nicht jetzt, Adam.« Sharon bewegte sich wieder, drückte hart gegen einen Nerv in Donnas Bein. Donna versuchte, ihre Tochter sacht an eine andere Stelle zu schieben. Doch Sharon beharrte darauf, wieder in die alte Position zu rücken.

»Erzähl mir eine Geschichte von einem kleinen Jungen namens Roger und einem kleinen Mädchen namens Bethanny, und wie sie in den Zoo gingen, um sich die Giraffen anzusehen. Erzähl mir die.«

Ungeduldig betrachtete Donna ihren Sohn. »Geht jetzt nicht, Adam. Ich lese gerade Sharon eine Geschichte vor.

Du kannst ja zuhören, wenn du magst.«

Adam grapschte nach dem Buch. »Das ist *meine* Geschichte.«

»Es ist dein Buch«, räumte Donna ein.

»Sie kann's nicht lesen!« rief er.

»Ich lese ihr daraus vor.«

»Nein!« Er zerrte an dem Buch in Donnas Händen.

»Adam, du zerreißt es...«

»Sie kann's nicht lesen. Du kannst ihr nicht daraus vorlesen.«

»Adam, hör auf!«

»Es ist mein Buch! Sie kann's nicht lesen!«

Jetzt grapschte auch Sharon nach dem Buch. »Nein!« schrie Adam und versuchte, Sharons Finger zurückzubiegen. »Laß das Buch los, du!«

»Adam...«

»Sie darf's nicht anfassen.«

»Hör mit solchen Albernheiten auf...«

»Sie darf's nicht anfassen!« Er stieß gegen Sharons Schultern.

»Adam, sie wird fallen!« Donna hob unwillkürlich die Stimme.

»Soll sie doch! Ich will, daß sie von dir weg ist! Ich will mein Buch!«

»Seit zwei Jahren hast du's dir nicht mehr angesehen!«

»Aber jetzt will ich's mir ansehen.«

»Natürlich.«

»Ich will's!« Hart stieß er Sharon gegen die Brust. Und plötzlich begann die Kleine, bislang ziemlich ruhig, schrill zu

schreien.

»Sollst es ja haben!« schrie Donna. Und während sie sich abrupt erhob, hörte sie, wie das Buch zu Boden fiel, und fühlte, wie Sharon sich aus ihren Armen wand; dann sah sie ihre beiden Kinder dort unten auf dem Boden; irgendwie lagen sie unentwirrbar ineinander verschränkt, und sie strampelten und kreischten um die Wette.

Etwa fünf Minuten später klopfte es an die Tür. Inzwischen leckten – wenn man so wollte – alle drei ihre Wunden.

»Wer ist da?« fragte Donna, während sie langsam auf die Haustür zuging.

»Terry Randolph«, antwortete die Frauenstimme auf der anderen Seite. Donna öffnete sofort Terry Randolph und ihr Sohn Bobby hüpfen geradezu aus dem Regen herein. Adam kam herbeigelaufen. »Tut mir leid, komm Ihnen wohl gerade ungelegen, wie?« fragte die Frau, der nicht entging, wie erschöpft Donna aussah.

»Nun ja, so ein typischer verregneter Samstag«, erwiderte Donna.

»Genau aus diesem Grund bin ich hergekommen«, erklärte Terry Randolph fröhlich und zeigte in breitem Lächeln ihre Zähne.

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

»Oh, nein, nein«, sagte die Frau. »Wir bleiben nicht lange. Ich hätte auch kurz mal anrufen können, aber Bobby wurde mir so unruhig, wo er doch den ganzen Tag ins Haus eingesperrt war, daß ich dachte, so ein kleiner Spaziergang durch den Regen könnte uns nicht schaden.

Schließlich wohnen wir ja nur zwei Häuser weiter.«

Was wollte diese Frau?

»Wir saßen so herum und erzählten Geschichten und so«, fuhr Terry Randolph fort, »und plötzlich meinte Bobby, es wäre doch schön, wenn Adam zum Spielen herüberkommen könnte...«

Oh, nein, dachte Donna, nicht an diesem Wochenende.

»Darf ich, Mami?« fragte Adam, hell aufgegeistert.

»Wir dachten, er könnte bei uns spielen und essen und über Nacht bleiben. Der Wetterdienst sagt, auch morgen wird's den ganzen Tag regnen.«

»Mann, toll! Ganz toll! Darf ich, Mami?«

»Liebling«, sagte Donna, und sie versuchte, ihre Gedanken zu sammeln: Ihr Traum vom perfekten Wochenende, dem womöglich letzten mit ihren Kindern, wurde fortgespült von dem Regenguss draußen – und verdrängt von Terry Randolphs Superköder. »Adam, ich dachte, wir könnten...«

»Ich will mit! Ich will mit! Bitte!« Seine Augen verdüsterten sich.

Gib's auf, dachte sie und spürte, wie ein leises Gefühl der Panik in ihr aufstieg.

»Bitte...«

Sie schluckte hart, unterdrückte das Gefühl der Panik. Dies ist längst nicht das Ende, sagte sie zu sich. Dreh doch bloß nicht gleich durch. Ihre Stimme war kaum hörbar. »Also gut«, sagte sie.

»Wunderbar!« rief Terry Randolph, und sie wirkte nicht weniger entzückt als die beiden Vierjährigen.

»Ich hol meinen Schlafanzug«, sagte Adam aufgeregt.

»Ich komme mit«, erklärte Donna. Rasch folgte sie ihrem Sohn. Doch als sie sein Zimmer erreichte, hielt er seinen Pyjama bereits in der Hand. »Vergiß deine Zahnbürste nicht«, sagte sie.

»Ist im Bad«, erwiderte er und wollte an ihr vorbei.

»Adam, willst du wirklich fort? Ich meine, wir könnten Geschichten erzählen. Ich könnte dir die Geschichte erzählen von einem kleinen Jungen namens Roger und einem kleinen Mädchen namens Bethanny, und wie sie eines Tages zum Zoo gingen, um sich die Giraffen anzusehen...«

»Ich will rüber zu Bobby«, unterbrach er sie mit fast jammernder Stimme.

Donna straffte ihre Schultern. »Okay, okay, geh nur rüber zu Bobby.« Aber spiel drüben nicht auch noch zu allem den braven Buben, hörst du – hätte sie ihm am liebsten nachgerufen. Sei unartig, aufsässig, unleidlich – dann schickt sie dich vielleicht nach Hause, zu mir.

Die Haustür klappte zu. Donna nahm ihr Töchterchen, setzte es sich wieder auf den Schoß. Und sie griff nach dem Buch, das so lange Zeit irgendwo völlig unbeachtet gelegen hatte. »Hat ganz den Anschein, daß nur noch wir beide hier sind, mein Kleines«, sagte sie.

Sharon hob ihre Hand, strich ihrer Mutter damit sacht über die Wange, während der Blick ihrer schier riesengroßen Augen tief in Donnas Augen tauchte. Dann ließ sich die Kleine zurücksinken, fand mit unbeirrbarer Treffsicherheit jenen Nerv in Donnas Bein, der so

überempfindlich reagierte, und ließ sich in aller Behaglichkeit darauf nieder. Noch einmal versuchte Donna, das Kind in eine für sie angenehmere Lage zu bringen. Doch sofort ruckelte sich Sharon wieder in der für sie bequemen Lage zurecht.

Der Richter sah so müde aus, als habe er das ganze Wochenende über mit Salomos Geist gerungen. Würde er vielleicht vorschlagen, daß sie ihre Kinder mittendurchschnitt? fragte sie sich unwillkürlich, während das übliche Ritual über die Bühne ging und sich alle setzten. Donna fühlte, wie ihre Knie zitterten, von Sekunde zu Sekunde mehr. Oh, Gott, bitte, murmelte sie lautlos. Ihr Anwalt schob seine Hand über ihre Hände. Fast unmittelbar darauf sprach der Richter.

»Im Rechtsfall Cressy gegen Cressy habe ich sowohl der eigentlichen Scheidungsklage als auch dem Sorgerecht für die Kinder ausgiebige Beachtung geschenkt. Was immer an Beweismitteln oder Indizien vorlag, ist von mir berücksichtigt worden, bevor ich meine Entscheidung getroffen habe. Was die eigentliche Scheidungsklage betrifft, von Mr. Victor Cressy gegen seine Gattin Donna Cressy angestrengt, so entscheide ich zugunsten von Victor Cressy. Die Scheidung wird ausgeprochen aufgrund des von Mrs. Cressy eingestandenen Ehebruchs.«

Obwohl Donna von vornherein damit gerechnet hatte, daß Victor in diesem Teil des Prozesses siegen würde, spürte Donna deutlich, wie ihr das Herz sank. Allein die

Worte »... entscheide ich zugunsten von Victor Cressy«, genügten, um in ihr ein leichtes Gefühl von Übelkeit aufsteigen zu lassen. Angestrengt hielt sie ihre Augen gesenkt, starrte mit gleichsam sichtlosem Blick verkrampft in ein absolutes Nichts.

»Was die Frage betrifft, wem die Kinder zugesprochen werden sollen«, fuhr der Richter fort, »so handelt es sich hierbei um alles andere als eine leichte und eindeutige Entscheidung. Drei Tage lang hat sich das Gericht alles angehört, was von seiten Mr. Cressys vorgebracht wurde, um die These zu untermauern, bei Mrs. Cressy handle es sich um eine Frau von einer psychischen Labilität, die sie als Mutter absolut ungeeignet mache. Was Mrs. Cressy selbst betrifft, so unternahm sie nicht den mindesten Versuch, ihre Beziehung zu Mr. Mel Segal oder ihr häufig, sagen wir einmal, sonderbares Benehmen abzustreiten.« Donna hielt unwillkürlich den Atem an. »Was mich betrifft, so finde ich zwar, daß sehr vieles darauf hinweist, daß wir hier eine tiefunglückliche Frau vor uns haben; aber durch nichts ist in irgendeiner Weise belegt, daß Mrs. Cressy irgendwie labil oder sonstwie untauglich wäre.« Donna hob die Augen, blickte zum Richter. Dieser fuhr fort. »Obgleich das Gericht es als sichere Tatsache ansieht, daß beide Elternteile ihre Kinder lieben, so muß vor allem das Wohl dieser Kinder im Auge behalten werden; und das Gericht meint, daß es hier in besonderem Maße zwei Fakten zu berücksichtigen gilt: zum einen das zarte Alter der Kinder und zum anderen die Tatsache, daß Mrs. Cressy daheim bleiben würde, um sich um sie zu kümmern, während Mr.

Cressy eine Betreuerin engagieren müßte, während er seiner Arbeit nachgeht. Folglich ist es wohl im Interesse der Kinder, wenn sie weiterhin bei ihrer Mutter bleiben.« Donna spürte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. »Und so spreche ich Adam und Sharon Cressy ihrer Mutter, Donna Cressy, zu.«

Den Rest hörte Donna nicht mehr. Der Richter sprach über Victors Besuchsrechte, soviel war ihr klar. Nun, da würde es keinerlei Probleme geben. Victor konnte seine Kinder sehen, wann immer er mochte. Jederzeit, aber gern. Allmächtiger Gott, sie hatte gewonnen.

Sie fühlte, wie Victor zu ihr blickte. Und irgendwie zwang sie dieser Blick, zu ihm zu schauen. Sie drehte den Kopf, sah in harte, kalte Augen. So sehr ich dich auch einmal geliebt habe, dies schien aus ihnen zu sprechen, so sehr hasse ich dich jetzt. Unwillkürlich erinnerte sie sich an seine früheren Aussprüche, seine Drohungen – »Ich verspreche dir«, hatte er gesagt, »selbst wenn du gewinnst, wirst du verlieren« – und sie schauderte zusammen.

Was würdest du mit mir tun, wenn es mit uns nicht klappt? hatte sie ihn an ihrem Hochzeitstag gefragt. Und während sie sich an seine Antwort erinnerte, glaubte sie ein eiskaltes Rasiermesser zwischen ihren Schulterblättern zu spüren. »Ich würde dich auslöschen« – so hatte seine einfache Antwort gelautet.

Rasch wandte Donna den Blick von ihm ab. Doch als sie, nach Sekunden, abermals zu ihm sah, starnte er noch immer zu ihr. Und lächelte.

Die Gegenwart

»Los, Kinder, beeilt euch. Papi ist hier.«

Donna ging wieder zu Victor, der in der kleinen Diele stand und entspannter wirkte als irgendwann in den fünf Monaten seit der Scheidung. Er war ganz in Weiß gekleidet, was ihn, im Verein mit der sonnenbraunen Haut und dem schwarzen Haar, noch besser aussehen ließ, als sie das in Erinnerung hatte. Doch es sprang kein Funke mehr über zwischen ihnen, und wenn Donna ihm in die tiefblauen, unauslotbaren Augen blickte, fühlte sie nichts als Erleichterung. Mag jemand anders zu ergründen versuchen, was sich dort abspielt, dachte sie und fragte sich flüchtig, ob es da »jemand anders« geben mochte.

»Sharon sitzt auf dem Töpfchen«, erklärte Donna mit einem Lächeln, »und Adam sieht ihr dabei zu.« Mit Befriedigung hatte sie bei sich feststellen können, daß sie nicht mehr mit jenem krampfartigen Gefühl in der Magengrube reagierte, wenn Victor anrief oder an der Türschwelle stand. »Möchtest du einen kalten Drink oder so? Ist draußen ja ziemlich heiß.«

»Soll der heißeste 16. April seit vierundzwanzig Jahren sein, laut Radio«, sagte Victor und folgte Donna in die Küche. »Ginger Ale wär mir sehr recht.«

Donna öffnete den Kühlschrank, nahm eine große Flasche Ginger Ale heraus, stellte sie auf die Theke und

stieß die Kühlschranktür mit dem Fuß zu. Es war eine ziemlich kleine Küche, höchstens halb so groß wie jene in Victors Haus. Dennoch erschien sie ihr viel größer, diese Küche. Weil darin soviel mehr Platz zum Atmen ist, ging es Donna durch den Kopf. Sie nahm ein Glas aus dem Schrank, goß Victor seinen Drink ein.

Als er zum erstenmal durchs Haus gegangen war, hatte er wenig gesagt. Fast nichts. Vermutlich (so jedenfalls wollte es Donna scheinen) tröstete er sich mit dem Befund, daß seine Kinder nicht direkt im Elend lebten – oder wie immer er das im einzelnen empfand. Jedenfalls behielt er für sich, was er an negativen Eindrücken sammeln mochte.

Gewiß, das Haus war ziemlich klein – das mußte Donna einräumen. Nur das Allernotwendigste: eine Art Kombination aus Wohn- und Speisezimmer, drei winzige Schlafzimmer, davon eines einen knappen halben Meter größer als die beiden anderen, ein Bad und die winzige Küche, in der sie sich jetzt befanden. Wenn Victor hier war, kam Donna die Küche immer weitaus kleiner vor. Die ist gar nicht so winzig, wie sie aussieht, hätte sie ihm anfangs am liebsten jedesmal gesagt; doch inzwischen war es zur Gewohnheit geworden, und sie empfand das Bedürfnis längst nicht mehr. Victor seinerseits schien sich immer mehr an die Situation zu gewöhnen. Sie miteingeschlossen. »Hier«, sagte sie und reichte ihm das Glas. Auf dem Boden, dicht bei seinen Füßen, sah sie ein paar feuchte Flecken. Er äußerte sich nicht dazu, doch als sie sich anschickten, die Küche zu verlassen, machte er um die Spritzer einen deutlichen Bogen. »Ich dachte, ich hätte

alles aufgewischt«, sagte sie und dachte: Warum nur muß ich mich noch immer vor ihm rechtfertigen? Mel flößte ihr niemals dieses Gefühl ein.

»Aufwischen, was denn?« fragte Victor.

»Adam hat etwas Apfelsaft verschüttet«, erwiderte sie, während sie ins Wohnzimmer traten.

»Hab nichts bemerkt.«

Er log, soviel stand fest, doch war es ein positives Zeichen. Er hatte augenscheinlich einiges hinzugelernt.

»Will doch mal nachsehen, wie weit Sharon inzwischen ist.« Sie wies auf einen der billigen Korbsessel und ging durch den engen Korridor zum Bad, wo Sharon auf einem weißen Plastiktopf hockte, die Knie praktisch am Kinn. Adam saß auf der Toilette; die Shorts baumelten um seine Fußknöchel.

»Sind beide noch beschäftigt?«, sagte Donna, als sie wieder ins Wohnzimmer trat.

»Keine Eile«, versicherte Victor, während er seinen Drink schlürfte und sich alle Mühe gab, lässig und behaglich zu wirken. Donna, ihm gegenüber sitzend, mußte sich zusammennehmen, um ihn nicht anzustarren. Er war ohne jeden Zweifel ein komplizierter Mensch. In Gedanken überflog sie die vergangenen fünf Monate. Ausnahmslos machte er es allen schwer, am meisten sich selbst. Unmittelbar nach der Scheidung hatte sie geglaubt, in dieser Weise würde es zwischen ihnen bis in alle Ewigkeit weitergehen.

Doch während der letzten Monate war dann allmählich eine Änderung eingetreten. Nach und nach wirkte er

weicher, versöhnlicher. Wo er früher die Stirn gerunzelt hatte, krauste er sie nur noch leicht, lächelte sogar. Oder versuchte es jedenfalls. Und wo er früher mit kritischen Bemerkungen rasch zur Hand war, schwieg er jetzt still. Vielleicht würde er sich künftig sogar einmal zu einem Kompliment aufraffen. Und hatte er sie früher häufig genug mit eisigem Schweigen gestraft, so machte er nun höfliche, wenn nicht gar – fast – herzliche Konversation. Die Zeit, so wollte es Donna scheinen, hatte ihn verändert. Womöglich war er nachgiebiger, seit er wußte, daß sie in gar keiner Weise gedachte, ihm seine Kinder vorzuenthalten. Er konnte praktisch jederzeit zu ihnen. Vielleicht war die Scheidung auch für ihn so etwas wie eine Befreiung gewesen. Die letzten Jahre mit ihr hätte wohl kaum ein Mann als reines Zuckerlecken empfunden – und Victor schon gar nicht.

»Worüber denkst du nach?« fragte er unvermittelt.

Donna, völlig überrumpelt, erwiderte wahrheitsgemäß: »Über uns.« Hastig fügte sie hinzu: »Über die letzten paar Monate.«

Er hatte sein Glas inzwischen geleert; stellte es auf den runden, mit Fingerabdrücken übersäten Glastisch. »Fängt irgendwie an, sich zu entkrampfen, nicht wahr?« fragte er. Sie nickte. »Ich merke es«, fuhr er fort. »Bin wegen der ganzen Sache längst nicht mehr so – so verspannt.«

Sie blickte vor sich hin. »Das freut mich.«

»Du kannst mir glauben, ich habe dagegen ankämpfen müssen«, sagte er und sah Donna an. »Am liebsten hätte ich mich weiterhin so richtig als gemeines Schwein

aufgeführt.«

Donna lachte. »Da bin ich aber froh, daß du dich anders besonnen hast.«

»Nun, man gelangt an einen Punkt, wo man seine eigenen Ratschläge zu befolgen beginnt. Du hast mir ja immer gesagt, ich hätte prachtvolle Theorien, nur richtete ich mich selbst nie danach. Ich habe darüber nachgedacht – ich habe in der Tat über so manches nachgedacht, was du gesagt hast – und gefunden, daß du recht hattest. War ja sinnlos, der Vergangenheit hinterherzujammern. Für mich ging es darum, damit zu leben.« Er hielt inne, sah ihr direkt in die Augen. »Nach wie vor bin ich nicht glücklich über das, was geschehen ist. Aber ich muß mich mit den Tatsachen abfinden. Muß damit leben.«

»Triffst du hin und wieder irgendwelche Leute?« fragte sie ein wenig scheu.

Er lächelte. »Sicher. Ein paar Bekannte – nichts Ernstes.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich darf wohl annehmen, daß es zwischen dir und Mel weiterhin großartig läuft. Hast du das mitgekriegt? Ich habe seinen Namen gesagt, ohne ins Stottern zu geraten.«

Sie lachten beide. »Da ist alles bestens«, erklärte sie.

Er blickte sich im Zimmer um, das hauptsächlich in Orange und Weiß gehalten war. Orange hatte er nie gemocht, wie Donna sich deutlich erinnerte. »Meinst du, daß ihr beide irgendwann heiraten werdet?« fragte er, und Donna begriff, daß es für ihn gar nicht so leicht war, ihr diese Frage zu stellen. Nur zu genau wußte sie, daß er sie nicht würde ansehen können, bevor sie ihm darauf

geantwortet hatte.

»Wahrscheinlich«, sagte sie aufrichtig. »Mel hat mich schon mehrmals gefragt, aber ich war ganz einfach noch nicht soweit.«

»Dir gefällt deine Unabhängigkeit«, sagte er, während er aufstand und umherzugehen begann.

»Nun, der Mietvertrag für dieses Haus läuft noch sieben Monate. Vielleicht danach...«

Es war ein Thema, bei dem sich beide nicht recht behaglich fühlten. So unauffällig wie irgend möglich versuchte Victor dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. »Was ist seine kleine Tochter für ein Mädchen?« fragte er.

»Annie? Sie ist großartig. Wunderbar. Ich mag sie sehr. Und sie ist verrückt nach den Kindern. Morgen feiert sie übrigens Geburtstag – sie wird acht, und Mel gibt für sie eine große Party. Sie hatte dazu sogar Adam und Sharon eingeladen...«

»Oh, tut mir leid. Du hättest mir das sagen sollen.«

»Nein, nein, ist schon recht so. Am Wochenende gehören sie dir. Annie versteht das. Auch bezweifle ich, ob es ihr so recht wäre, sie den ganzen Nachmittag um sich zu haben. Sie war wohl ganz einfach höflich.«

Victor lächelte. »Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, jemals acht Jahre alt gewesen zu sein.«

»Ich glaube, du warst es auch nie«, scherzte sie und hoffte, noch während sie sprach, daß er es auch scherhaft auffassen würde. Er lachte.

»Ich hab da eine Idee«, erklärte er plötzlich. »Um welche

Zeit ist die Party?«

»Sie fängt um zwei an und wird wohl so bis fünf dauern. Mel hat einen Zauberer engagiert.«

»Na, wenn das nichts für die Kinder ist! Ich werde sie um vier Uhr hinbringen. Was meinst du dazu?«

Donna musterte ihn überrascht. »Das wäre toll«, erklärte sie erfreut. »Aber es muß nicht sein.«

»Sicher nicht. Aber wir halten es so, abgemacht.«

»Adam!« rief Donna – weitere Worte, so schien ihr, mochten Victors Angebot eher gefährden. »Was tust du dort?«

»Ich wische Sharon ab«, rief der Junge zurück.

»Allmächtiger, da kümmere ich mich wohl besser drum«, sagte Donna und ging ins Bad. »Oh, so ein guter Junge!« lobte sie, als sie die Szene sah: Beide Kinder standen jetzt vor ihren »Sitzen«, in geordneter Kleidung. »Du hast dir die Hose ganz allein hochgezogen. Prima!«

Sharon schlängt ihre Ärmchen um Donnas Hals, und Donna preßte ihre Tochter fest an sich.

»Mmm, du bist eine Süße.«

Sharon lachte. »Schau. Hab Würstchen gemacht!« sagte sie stolz und deutete auf das weiße Mini-Klo.

»Einfach toll.«

»Sieht aus wie die Zahl neun, Mami«, sagte Adam und wies gleichfalls in das Töpfchen. Donna mußte unwillkürlich lachen, und Adam fragte ganz aufgeregt: »Nächstes Mal, kann sie da eine Vier machen?«

»Vier. Vier«, lachte Sharon und patschte in die Hände, während Donna ihr das Kleidchen zuretzupfte, um

sodann das Töpfchen in die Toilette zu entleeren und nachzuspülen. Donna verließ mit den Kindern das Bad. Hastig stürzte Adam auf seinen Vater zu, der wartend auf dem Gang stand. »Sharon hat eine Neun gemacht! Nächstes Mal macht sie eine Vier. Vier ist meine Lieblingszahl. Jawohl!«

Donna gab Victor den Koffer, in den sie die Sachen für die Kinder gepackt hatte. »Sind auch ein paar Pampers drin, falls du welche für Sharon brauchst.«

»Keine Pampers«, forderte Sharon.

»In den letzten drei Tagen«, fuhr Donna fort, »hat's bei ihr keinen ›Unfall‹ mehr gegeben.«

»Toll«, sagte Victor, »ein enormer Fortschritt.« Er blickte zu Adam.

Donna lächelte. »Hast du irgendwas Besonderes mit ihnen vor?«

»Ich wär mit ihnen gern zur Löwen-Safari gefahren. Aber es ist so heiß, ich weiß nicht recht. Vielleicht geht's einfach an den Strand. Mal sehen.«

Donna begleitete alle zur Tür. »Amüsiert euch gut mit Papi, ihr Süßen«, sagte sie und ging in die Hocke.

»Ich will die Löwen sehen«, jammerte Adam, halb schon im Begriff, aus dem Haus zu laufen.

»Gib Mami einen Abschiedskuß«, tadelte Victor.

Hastig küßte Adam seine Mutter auf die Wange, und mit einem flüchtigen Goodbye war er hinaus und rannte auf das Auto seines Vaters zu.

Donna blickte zu ihrem Töchterchen. Noch keine zwei Jahre war sie alt – zweiundzwanzig Monate: eine Art

Porzellanengel; ein Püppchen mit großen blauen Augen, die direkt durch einen hindurchzusehen schienen. Fast hätte man meinen können, daß sie, einem winzigen Zauberwesen gleich, ihre Umgebung durch ihre Blicke bannen konnte. Daß ihre Augen alles sahen, alles durchdrangen. Daß ihnen nichts entging. Gar nichts. »Sei ein braves Mädchen, und amüsier dich gut.«

Sharon umschlang den Hals ihrer Mutter. »Kommst du mit?« fragte sie mit deutlicher Stimme. Es war ein Satz, den sie schon früh gelernt hatte.

»Nein, Liebling. Wir sehen uns morgen.«

Victor nahm sein Töchterchen beim Arm. »Gehen wir, Sharon. Die Löwen warten.«

»Ich will zu Mami.«

Victor hob das Kind hoch: »Sag Mami Goodbye.« »Bis morgen«, rief er Donna zu, während er den Weg entlangschritt.

Donna sah ihnen von der Tür her nach. Sie stiegen ins Auto, und während Adam sich auf dem Rücksitz selbst anschnallte, setzte Victor das kleine Mädchen in den Kindersitz neben ihrem Bruder. Noch immer rief Sharon nach ihrer Mutter. Sonderbar, dachte Donna, während das Auto anfuhr und sie die Haustür schloß. Seit fünf Monaten holte Victor an jedem Wochenende seine Kinder, doch dies war das erste Mal, daß Sharon dabei weinte.

»Können wir jetzt den Zauberer sehen?« fragte Annie und hob den Kopf, auf dem ein rotgestreiftes Partyhütchen saß.

Donna warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war gerade erst drei vorbei. Sie beugte sich zu Mels kleiner Tochter. »Könnten wir noch eine Stunde warten, Annie? Bis vier? dann können auch Adam und Sharon den Zauberer sehen.«

Die Kleine lächelte. »Ach, das hatte ich ganz vergessen. Sie kommen ja noch.« Donna erwiderte das Lächeln. »Okay, wir warten.«

»In ein paar Minuten gibt's Kuchen und Eiscreme«, verkündete Donna. Sie hatte sich in einer Art Hockstellung befunden, und als sie sich jetzt aufrichtete, knackten ihre Knie. »Wieso knackt das dort bei mir, wenn ich aufstehe?« fragte sie.

Ihre Freundin Susan Reid hatte prompt eine Antwort zur Hand. »Alterserscheinung«, flachste sie.

Donna drehte sich zu ihr um. »Heißen Dank. Übrigens bin ich froh, daß ich dich gebeten habe, mir hier heute zu helfen.«

»Dafür sind Freunde ja da.«

»Ich dachte immer, bei den meisten knackt's in den Knien, wenn sie so etwas wie eine Kniebeuge machen – nicht, wenn sie sich aufrichten.«

»Ja, schon, aber du bist ja seit jeher ein bißchen merkwürdig. Kennst du irgendwelche guten Ärzte?«

Donna musterte ihre Freundin sehr aufmerksam. »Änderst du dich nie?« Susan warf ihr einen fragenden Blick zu. »Ich meine, seit Jahr und Tag – seit wir etwa sechzehn waren – flachsten oder blödelten wir so herum. Nicht, daß du mich falsch verstehst. Es hat ja durchaus

etwas Beruhigendes. Was wir auch sagen, wir wissen, daß es im Grunde immer das gleiche ist. Verstehst du?«

»Nicht die Bohne. Hast du irgendwas Komisches gegessen?«

Donna lachte. Ihr Blick umfaßte die fünfzehn Kinder, die sich lärmend auf der fliesenbedeckten Terrasse tummelten. »Schau sie dir an«, sagte sie. »Acht Jahre sind sie alt, vielleicht neun. Und im wesentlichen ist in jedem einzelnen all das angelegt, wozu er sich entwickeln wird. Wir werden älter, aber wirklich ändern tun wir uns nie.«

Susan blickte von Donna zu dem Gewimmel auf der Terrasse. »Willst du damit sagen, daß du auch schon als Kind irgendwie sonderbar warst?«

Donna schüttelte den Kopf. »Komm, bringen wir ihnen den Kuchen hinaus.«

Eine Stunde später tauchte Mel hinter Donna auf und schlängelte seine Arme um ihre Taille. »Annie wird ungeduldig: sie fragt dauernd, wann endlich der Zauberer dran ist. Wir haben jetzt zehn nach vier.«

Donna drehte sich zu ihm um. »Verflixt. Meinst du, sie kann noch zehn, fünfzehn Minuten warten? Mehr nicht. Bis dahin sind sie bestimmt hier.«

»Bist du sicher, daß Victor vier Uhr gesagt hat?« Donna nickte. »Vielleicht hat er es sich anders überlegt«, sagte er.

»Nein, dann hätte er angerufen. Es war doch seine eigene Idee. Sie werden wahrscheinlich durch irgendeine dumme Sache aufgehalten. Könnte mir denken, daß Adam auf dem Klo hockt oder so was. Du weißt ja, was für Dauersitzungen der da abhalten kann.«

»Vielleicht solltest du anrufen.«

»Zehn Minuten, okay? Wenn sie in zehn Minuten nicht hier sind, rufe ich an.«

»Okay, ich werde mit Annie reden.«

Donna sah ihm nach, während er zu seinem Töchterchen ging. Sie lächelte zufrieden. Konnte sie nicht wirklich von Glück sagen? Ein wunderbarer Mann, ein prachtvolles Mädchen – und beide waren in sie vernarrt. Sie blickte zur verödeten Geburtstagstafel, wo man auf den Tellern noch irgendwelche Reste sah. Was das junge Volk jetzt interessierte, war etwas ganz anderes: die rauhen Klänge von The Village People, ein Geburtstagsgeschenk für Annie von einem ihrer kleinen Freunde. So etwas schenkt man heutzutage also Achtjährigen, dachte sie, während sie ihren Blick über die diversen Schallplatten und Poster gleiten ließ (Kiss, Andy Gibb, ein nacktbrüstiger Erik Estrada – wer immer das war). Annie war von ihren kleinen Gästen mit solchen Sachen geradezu überschüttet worden. Donna schaute wieder zu Mel. Sie sah, wie er seine Tochter umarmte, und registrierte mit einem Lächeln, daß Annie offenbar einverstanden war: Ja, noch zehn Minuten. Mel drückte sie an sich und kam wieder auf Donna zu.

Die letzten fünf Monate waren für sie so etwas wie eine Offenbarung gewesen. Nach sechs Ehejahren mit Victor hatte sie geglaubt (oder doch glauben wollen), ein derartiges eheliches Verhältnis sei wohl »typisch«. Zu ihrer Überraschung entdeckte sie, daß dem augenscheinlich keineswegs so war. Sechs Jahre lang hatte sie sich geradezu einzureden versucht – ein anderer Mann, das

würde praktisch auf nichts anderes hinauslaufen als auf einen Austausch einer »Ladung Macken«. Zu ihrer Freude stellte sie fest, daß sie sich völlig getäuscht hatte. Es gab tatsächlich Männer, die es der Entscheidung der Frau überließen, wie sie sich kleidete, was sie aß – ja, sogar, auf welche Weise sie sich die Nase schnaubte. Und keineswegs gab es bei jeder Meinungsverschiedenheit gleich eine große Debatte – oder gar einen regelrechten Krieg. Vielmehr zeigte sich Mel in fast jeder Hinsicht friedlich und kompromißbereit. Es gab einiges, das ihm ungeheuer wichtig war – Annie, seine Arbeit, nicht zuletzt sie selbst: Donna. Doch praktisch alles andere ließ sich arrangieren oder umarrangieren, damit es für alle möglichst bequem war. Es lohnte einfach nicht, wegen irgendwelcher Kleinigkeiten miteinander in Streit zu geraten. Zanken – das war vergeudete Energie. »Denkspiele« durchzuexerzieren wirkte sich destruktiv aus. Wenn es etwas gab, das Donna glücklich machte – er hatte absolut nichts dagegen. Wollte sie chinesisch essen, aber gerne. Und hatte sie Lust, an einem einzigen Abend drei Filme zu sehen, nun, bitte, warum nicht? Gefiel ihm mal irgend etwas nicht, so redete er frisch von der Leber weg. Es gab zwischen ihnen keine absonderlichen »Ratespiele«.

Er trat auf Donna zu und küßte sie auf die Nase. »Was stehst du da und grinst so stillvergnügt vor dich hin?« fragte er.

»Ich hatte nicht gedacht, daß es so leicht sein könnte«, sagte sie.

»Was?«

»Die Liebe.«

Er lachte. Dann blickte er auf seine Armbanduhr. »Uns bleiben acht Minuten, bis du anrufen mußt«, sagte er leise.

»Hättest du Lust auf ein Quickie?«

Donna lachte. »An sich sehr gern.«

»Das soll wohl heißen: jetzt nicht?«

Sie nickte. »Später können wir einen ganzen Haufen Quikkies haben.«

»Hmmm. Gute Sache.« Er küßte sie wieder auf die Nase. »Du hast ein bildhübsches Näschen.«

Donna blickte zum Gartentor. »Wenn sie doch bloß kommen wollten«, sagte sie unruhig.

Weitere zehn Minuten verstrichen. Donna ging in die Küche, zum Telefon, hob den Hörer ab, wählte hastig die Nummer. Vom anderen Ende der Leitung begann es zu läuten. »Na, los, Victor, wo seid ihr?« murmelte sie für sich – und hoffte, statt seiner Stimme ein lautes Klopfen an der Tür zu hören.

In der Leitung ertönte ein sonderbares Klicken. Dann klang eine Tonbandstimme an Donnas Ohr: »Kein Anschluß unter dieser Nummer...«

»Ach, verdammt!« schimpfte Donna und legte auf, während Mel und Annie eintraten.

»Sie kommen nicht?« fragte Mel.

»Ach, ich habe offenbar eine falsche Nummer gewählt. Kein Anschluß unter dieser Nummer«, äffte sie die Tonbandstimme nach.

»Einige der Kinder müssen schon bald fort«, sagte Mel.

»Können wir jetzt den Zauberer sehen?« bat Annie.

Donna holte tief Luft. »Natürlich«, sagte sie. »Ist ja schließlich deine Party, nicht wahr? Möchte wirklich mal wissen, was mit Victor ist.«

»Also dann los!« sagte Mel und gab Annie, die sofort hinausrannte, einen Klaps aufs Hinterteil. »Tut mir leid, Liebling, aber es wäre wirklich nicht fair, sie noch länger warten zu lassen.«

»Oh, das ist schon in Ordnung.« Donna schwieg einen Augenblick. »Meinst du, es könnte ihnen etwas zugestoßen sein?«

»Nein, ich bin sicher, daß ihnen nichts zugestoßen ist. Wahrscheinlich hat Victor mit ihnen irgendeinen Ausflug gemacht – und es nicht geschafft, rechtzeitig zurückzukehren.«

»Ja, so wird's wohl sein.«

»Komm, sehen wir uns den großen Künstler Armando an.«

Um halb sechs waren die jungen Gäste sämtlich verschwunden, und Annie schien vollauf damit beschäftigt, ihre Geschenke zu sichten.

Mel, Susan und Donna saßen bequem in Mels Wohnzimmer bei einem Cocktail.

»Also, ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll«, sagte Donna nervös. »Soll ich hierbleiben und warten, ob Victor vielleicht doch noch auftaucht – oder soll ich nach Hause zurückkehren?«

»Wie läuft denn das gewöhnlich?« fragte Susan.

»Nun, gewöhnlich bringt er die Kinder zwischen sechs und halb sieben zurück.«

»Zu deinem Haus?«

»O ja. Hierher kommt er nie.«

»Und wieso hätte er heute damit anfangen sollen?«

Donna spürte die Übelkeit im Magen. »Ich muß zusehen, daß ich nach Hause komme.«

Mel erhob sich. »Ich fahre dich.«

»Nein«, sagte Donna. Sie war gleichfalls aufgestanden.

»Du hast Annie versprochen, mit ihr heute abend ›Krieg der Sterne< anzusehen. Susan kann mich fahren.«

Schon stand Susan auf den Füßen, leerte rasch noch ihren Drink, sprach in Mels Richtung. »Klar doch. Ich bleibe bei ihr, bis Victor die Kinder nach Hause bringt.«

Nach etlichen Minuten gab Mel widerstrebend nach.

»Willst du ihn nicht anrufen, bevor er losfährt?«

»Nein!« sagte Donna, und ihre Stimme klang viel lauter, als sie das eigentlich wollte. Annie drehte den Kopf und blickte in ihre Richtung. »Oh, Entschuldigung«, fuhr Donna fort und versuchte, ihre Stimme zu dämpfen, der aufsteigenden Panik zum Trotz. Was, um Gottes willen, fürchtete sie eigentlich? »Ich möchte ihn einfach nicht belästigen. In letzter Zeit ist zwischen uns alles so gut gelaufen, und er könnte verärgert reagieren, wenn er glaubt, daß ich ihm sozusagen im Genick sitze. Er soll nicht das Gefühl haben – ich meine, er hat sich in letzter Zeit so sehr geändert...«

»Donna, was hast du?« fragte Mel. Sekundenlang herrschte ein erstarrtes Schweigen.

»Menschen ändern sich nicht«, murmelte Donna wie gelähmt. »Wovon sprichst du?« fragte Susan.

»Menschen ändern sich nicht. Das habe ich vorhin zu dir gesagt, erinnerst du dich? Nein, Victor hat sich nicht geändert.« Verstört bewegte sie sich hin und her. Ihre Augen schienen in eine Leere zu starren. »Mein Gott, er hat sich überhaupt nicht geändert. Ich weiß es, ich kann's fühlen. Mel, mein Gott, Mel, Victor hat sich nicht im geringsten geändert!«

Susan versuchte, Donna zum Sofa zu drängen. »Komm, Donna, setz dich einen Augenblick.«

»Nein!« Donna schob Susan zurück. Noch immer wirkten ihre Augen sehr starr. Doch sie sahen Victor, und in ihren Ohren klang der Satz, den er zu Sharon gesagt hatte: »Sag Mami Goodbye.« Und sie wiederholte: »Nein!«

»Schon gut«, sagte Mel mahnend zu Susan. Er blickte zu Donna. »Ich werde Victor anrufen«, erklärte er.

»Er ist nicht da!« rief Donna, und die entsetzliche Angst, die sie schon den ganzen Nachmittag gequält hatte, artikulierte sich plötzlich. »Er ist nicht da, ich weiß es. Er ist fort. Mit meinen Kindern.«

»Papi«, begann Annie, die sich inzwischen genähert hatte. Ihre Stimme klang bedrückt, ängstlich. »Papi...«

»Augenblick, Liebes«, sagte Mel und blickte dann wieder zu Donna. »Schau, Donna, es hat keinen Sinn, daß wir hier herumstehen und uns Sorgen machen. Fahren wir hin und überzeugen wir uns.«

»Hin – wohin?«

»Zu Victor.«

»Du kannst nicht fort«, widersprach Donna, wie in eine fixe Idee verkrallt. »Du hast Annie doch versprochen, mit ihr

diesen Film...

»Der Scheißfilm kann warten.« Mel blickte zu Annie.

»Habe ich nicht recht?«

»Klar«, sagte Annie, gleichzeitig geängstigt und enttäuscht.

»Der Scheißfilm kann warten.«

»Braves Mädchen«, lobte er und wuschelte ihr Haar.

»Susan, würde es dir was ausmachen, bei Annie zu bleiben, bis wir wieder hier sind?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Susan, während Mel Donnas Arm nahm und mit ihr zur Eingangsdiele ging. »Ruft mich an, sobald alles geklärt ist, ja?«

»Machen wir«, versicherte er und führte Donna hinaus.

Während der gesamten Fahrt sprach sie ununterbrochen. Ein Plappern, ein Schwatzen, bei dem sie einfach nicht innehalten durfte, weil dann – diesen Gedanken gab ihr die Furcht ein – ihre schlimmsten Ängste akzeptierte Wirklichkeit werden würden.

»Er ist nicht da, Mel. Er ist fort. Die Nummer, die ich vorhin wählte, war die richtige. Ich hatte mich nicht verwählt. Das wußte ich die ganze Zeit, aber ich wollte es einfach nicht wahrhaben. Als er um vier nicht kam, redete ich mir ein, das hätte nichts zu bedeuten, es sei ja noch genügend Zeit. Ich erfand alle möglichen Erklärungen, doch tief drinnen wußte ich's. Ich hatte dieses komische Gefühl in der Magengrube. Schon als ich mit Susan sprach und zu ihr sagte, daß Menschen sich nicht ändern. In Wirklichkeit

versuchte ich, etwas zu mir selbst zu sagen, doch hörte ich mir nicht zu. Warum tat ich's nicht? Warum hörte ich mir selbst nicht zu, während ich doch Victor zuhörte!? Guter Gott, ich mußte ihn ja geradezu davon überzeugen, daß es sein gutes Recht sei, die Kinder übers Wochenende mitzunehmen! Er schien aufrichtig betrübt, daß die Kinder Annies Party versäumen würden.« Donna verstummte einen kurzen Augenblick, um ihren Speichel zu schlucken. »Warum habe ich ihm geglaubt? Ich war mit dem Mann sechs Jahre lang verheiratet, und ich erinnere mich noch an seine Worte: daß er sich von keinem Gericht seine Kinder wegnehmen lassen würde; daß ich verlieren würde, selbst wenn ich gewinnen sollte – daß er gegen mich kämpfen würde, bis von mir nichts mehr übrig sei! Wie konnte ich vergessen, daß er all das gesagt hat? Wie konnte ich vergessen, daß er schon einmal seinem früheren Leben abrupt den Rücken gekehrt hat – seine Siebensachen packte und fort von Connecticut? Wie konnte ich annehmen, er würde so etwas nie wieder tun?«

Mel warf Donna einen traurigen Blick zu. »Was hättest du tun können?« fragte er. »Du konntest so etwas nicht voraussehen, Donna. Und selbst wenn du es vorausgesehen hättest, du hättest es nicht verhindern können.«

Donna fühlte, wie ihr die erste Träne auf die Wange tropfte. »Du weißt, daß ich recht habe, nicht?« fragte sie.

»In ein paar Minuten wissen wir mehr.«

Er preßte den Fuß aufs Gaspedal, Donna setzte ihren Monolog fort. »Wie konnte ich mich nur so täuschen

lassen? Ich begreife das nicht. Ich weiß noch, mit welchen Worten er mir seinerzeit vorgestellt wurde – »Dies ist Victor Cressy, der beste Versicherungsagent der südlichen Hemisphäre.« Wie oft, guter Gott, hat er mir erzählt, er könne den Arabern Sand verkaufen!? Begreifst du nicht, Mel? Er hat mir eine ganze Wüste voll Sand verkauft! Sein verändertes Verhalten war nur gespielt. Er wollte bei uns den Eindruck erwecken, er sei sanftmütiger geworden – ganz allmählich, natürlich, darum sind wir auch darauf reingefallen. Zuerst zeigte er sich verbittert und zornig, doch von Woche zu Woche nahm er ein bißchen mehr davon zurück. Immer grad so viel, daß es glaubwürdig wirkte und daß wir ihn akzeptierten. Und ich hab's getan. Genau wie von ihm geplant. Genau wie von ihm vorausgesehen. Oh, Gott, Mel, was glaubst du, wie lange er dies schon geplant hat?«

Mel schwieg. Sie kannten die Antwort beide. Spätestens am Tag des Gerichtsentscheids mußte Victor diesen Plan konkret ins Auge gefaßt haben; vielleicht auch schon früher. Und er hatte die Zeit zu nutzen verstanden: um alle ihm notwendig erscheinenden Vorkehrungen zu treffen, um ihnen Sand in die Augen zu streuen und sie in völliger Sicherheit zu wiegen.

»Annies Geburtstag kam ihm gerade recht«, sagte Donna ruhig. »Das Salz in der Wunde.«

Sie kamen zu Donnas Haus in Lake Worth, doch es wirkte unberührt, und Victors Auto war nirgends zu sehen. »Hier ist er nicht«, sagte sie, als sie nach einem kurzen Blick ins Haus wieder ins Auto stieg. Sie fuhren weiter, in

Richtung Lantana.

Plötzlich klang aus ihrer Stimme tiefes Entsetzen. »Er wird ihnen doch nichts angetan haben, Mel, wie? Oh, Gott, hältst du's für möglich, daß er irgend etwas Furchtbares mit ihnen gemacht hat?« Sie begann zu zittern.

Rasch fuhr Mel an den Straßenrand und hielt. Dann zog er sie an sich. Schließlich schob er sie auf Armeslänge zurück und zwang sie, ihm tief in die Augen zu blicken. »Sieh mich an«, forderte er sie auf. »Du läufst Gefahr, völlig der Panik zu erliegen. Versuche, ruhiger zu werden. Bis jetzt wissen wir nicht einmal, ob sich überhaupt etwas Ungewöhnliches abgespielt hat. Schließlich könnte es durchaus sein, daß er praktisch gerade im Begriff ist, die Kinder bei dir abzuliefern. Es ist wirklich Unsinn, sich vorzustellen, daß er ihnen

»Hier ist auch niemand«, erklärte Donna mit ruhiger Resignation.

Mel trat zum vorderen Fenster und blickte hinein. »Die Möbel sind offenbar noch alle da.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, sagte Donna. »Er würde sie dalassen.« Reglos stand sie vor der Tür. »Er ist fort. Er hat mir meine Kinder genommen.«

»Wir werden ihn finden, Donna. Ich verspreche dir, daß wir ihn finden werden.«

»Donna?« Der Ruf kam so unerwartet, daß beide unwillkürlich herumfuhrten. Sie hatten die weibliche Gestalt nicht gesehen, hatten sie auch nicht kommen hören. »Ich habe Sie von meinem Garten aus gesehen und mir gleich gedacht, daß Sie das waren. Obwohl's mit meinen alten Augen ja nicht mehr weit her ist.« Donna drehte sich hastig um und sah sich Arlene Adilman gegenüber.

»Wo ist Victor?« fragte Donna, und sie hörte die Panik in ihrer eigenen Stimme.

»Oh, er ist gestern fort«, erwiderte die Frau eher beiläufig. »Hat für das Haus fünfundachtzigtausend bekommen. Verkauft samt Mobiliar und allem Drum und Dran. An irgend so ein nettes junges Paar. Die ziehen morgen ein. Haben's wohl schon vor drei Monaten gekauft. Alles bar bezahlt, wenn ich das richtig verstanden habe. Wußte gar nicht, daß er's zum Verkauf angeboten hatte, bis er herüberkam und mir dies gab.« Sie hielt ein kleines, weißes Kuvert in die Höhe. »Er sagte, daß Sie wahrscheinlich heute abend kommen würden.«

Donna riß der überraschten Frau den Umschlag aus der

Hand. Sekundenlang versuchte sie vergeblich, ihn zu öffnen. Ihre Hände zitterten, ihre Finger flatterten; und sie schien völlig außerstande, ihre Bewegungen unter Kontrolle zu bringen.

Mel nahm ihr das Kuvert ab, riß es rasch auf und reichte es dann Donna, ohne einen Blick hineinzuwerfen. »Wo ist Victor hin?« fragte Mel, während Donna hastig die wenigen kurzen Worte überflog, die Victor geschrieben hatte.

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Mrs. Adilman. »Wissen Sie denn das nicht?«

Es begann wie ein leiser Klagelaut, der immer mehr die Luft füllte. Zunächst schien es fast eine Art Summen zu sein, doch wurde es lauter und immer lauter, schriller und immer schriller, bis es geradezu in einem Gellen explodierte.

Sofort schlang Mel seine Arme um Donna und hielt ihren Kopf und preßte ihn an sich. Doch nichts half. Nichts konnte das schrille, durchdringende Gellen zum Verstummen bringen oder auch nur dämpfen. Es war wie der letzte, der allerletzte Todesschrei eines Tieres, gefangen in der Falle eines Jägers. Es schien ohne Ursprung und ohne Ende. Wie aus dem Bauch eines Neugeborenen stieg es auf und entlud sich in die Luft – schien sich in ein eigenständiges Wesen zu verwandeln, in eine Art Dämon.

Mel tastete mit einer Hand nach unten. Mit viel Geduld gelang es ihm, das Stück Papier aus Donnas verkrampten Faust zu lösen. Hinter ihrem Rücken hielt er den Zettel in die Höhe, so daß er Victors Worte lesen konnte.

Man muß lernen, damit zu leben.

Mel zerknüllte den Zettel und schleuderte ihn voll Zorn auf den Boden.

»Wie waren sie gekleidet, als Sie sie zum letzten Mal sahen?«

Donna blickte in die goldgesprengelten Augen des Polizeibeamten. Er war ein kurzwüchsiger, kraftvoll gebauter Mann mit einem fast kreisrunden Gesicht, und die vollen Wangen und das breite Kinn trugen noch dazu bei, daß man sich kein wirklich individuelles Merkmal einprägen konnte. Es war ein irgendwie undurchdringliches Gesicht. Ein Gesicht, das nichts verriet. Vermutlich (so ging es Donna flüchtig durch den Kopf) das ideale Gesicht für einen Polizei-Lieutenant.

Sie fühlte sich völlig zerschlagen. Die ganze Nacht hatten beide kein Auge zubekommen. Natürlich war die Polizei von ihnen sofort verständigt worden, doch die Beamten hatten sie gebeten, am Morgen wiederzukommen: In der Nacht vom Sonntag auf den Montag sei für solche Dinge einfach keine Zeit, da habe man alle Hände voll zu tun, um mit den »üblichen« Notfällen fertig zu werden.

Auch die Anrufe – bei Danny Vogel und weiteren Freunden oder Bekannten von Victor – hatten nichts eingebracht. Keiner wußte etwas, und Donna nahm an, daß dies den Tatsachen entsprach. Victor hatte nie dazu geneigt, sich seinen Freunden anzuvertrauen. In diesem Fall würde er es um so weniger getan haben, als das

Risiko recht groß war. Oh, nein, er hatte die Sache in aller Heimlichkeit geplant und durchgeführt. Sehr sorgfältig geplant, bis ins letzte Detail.

Im übrigen hatten sie auch Mr. Gerber und Mr. Stamler angerufen. Von irgendwelchem Nutzen konnten die beiden Anwälte kaum sein. Dennoch hatten sie mit dem einen wie mit dem anderen für heute Termine ausgemacht.

»Adam trug ein weiß-blau gestreiftes T-Shirt«, sagte Donna leise – und sah wieder ihren kleinen Sohn vor sich, wie er stolz auf der Toilette thronte und sie anstrahlte. »Außerdem weiße Shorts. Keine Söckchen. Blaue Sandalen.«

»Und das kleine Mädchen?«

Sofort begannen die Tränen zu fließen. Aus Augen, die fast zugeschwollen waren vom vielen Weinen. »Sie trug ein rot und weiß kariertes Kleidchen«, sagte sie langsam, um nicht die Kontrolle über ihre Stimme zu verlieren. »Dazu ein passendes Höschen mit so Rüschen. Und weiße Sandalen.« Unwillkürlich brach sie ab. Sie hatte das Gefühl, Sharons Ärmchen um ihren Hals zu spüren. Mmm, du bist eine Süße, hatte sie zu dem Kind gesagt. »Und eine weiße Schleife im Haar«, fügte sie hinzu. »Sie hat einen richtigen Lockenkopf.«

»Ja, wir haben ja von beiden Fotografien«, erklärte der Beamte, indem er die Bilder hochhob, die Donna mitgebracht hatte. »Bildhübsche Kinder.«

»Ja, das sind sie.« Donna griff nach Mels Hand. Seite an Seite saßen sie dem Mann gegenüber. Auf einem kleinen Schild auf seinem Schreibtisch stand sein Name: Stan

Robinson. Sein Alter schätzte Donna auf etwa fünfzig. Er musterte sie eingehend. Augenscheinlich überlegte er sich, was er als nächstes sagen wollte. Aber welcher Art seine Gedanken waren, verriet sein Gesicht nicht. Dennoch war in ihr eine Art Witterung: Er stand im Begriff, irgend etwas zu sagen, das ihr wenig gefallen würde.

»Ich hasse Fälle wie diesen«, begann er. Donna hielt unwillkürlich den Atem an. »In letzter Zeit gibt's davon immer mehr. Ist wie eine Epidemie. Dem einen Elternteil werden die Kinder zugesprochen, und der andere Elternteil brennt dann mit ihnen durch.« Er schüttelte den Kopf. »Ist das Gemeinste, was man einem antun kann.« Er schwieg einen Augenblick.

»Und es gibt nicht viel, was wir da tun können.«

»Was soll das heißen: Es gibt nicht viel, was Sie da tun können?« wollte Donna wissen.

»Für das, was Ihr Mann getan hat, gibt es eine ganz bestimmte Bezeichnung«, erwiderte Lieutenant Robinson ruhig. »Man nennt es legales Kidnapping. Ein Elternteil kidnappt seine eigenen Kinder. Es ist kein wirkliches Kidnapping, weil es ja ein Elternteil ist, der seine eigenen Kinder entführt. Es gibt keine Forderung nach Lösegeld. Ziel der Aktion ist es auch nicht, dem Kind oder den Kindern irgendwelchen Schaden zuzufügen. Es gibt kein Gesetz dagegen. Zwar heißt es dauernd, daß der Antrag auf ein solches Gesetz eingebracht werden soll, doch...« Er zuckte die Achseln.

»...selbst wenn es ein solches Gesetz einmal geben sollte, es wäre ungeheuer schwierig, ihm Geltung zu

verschaffen. Viel Gutes, fürchte ich, käme dabei kaum heraus.«

»Aber er widersetzt sich doch der gerichtlichen Entscheidung«, argumentierte Mel.

»Sicher, stimmt schon. Da hätten wir eine Handhabe. Spüren Sie ihn auf, und wir klatschen ihm eine gerichtliche Verfügung um die Ohren.«

In Donnas Ohren scholl es lauter und lauter, ein unerträgliches Dröhnen. »Sie werden uns also nicht helfen?« fragte sie wie betäubt.

»Wir werden Ihnen helfen, so gut wir können«, sagte der Beamte, »aber ich glaube kaum, daß Ihnen das allzuviel nützt. Denken Sie nur, für wie viele Jahre Patty Hearst verschwunden war. Dabei fahndete man im ganzen Land ungeheuer intensiv nach ihr. Sie sprechen von einem Mann und zwei Kindern, die niemand kennt und die auch niemanden kümmern, von Ihnen mal abgesehen. Der kann sich in jedem Winkel verstecken, auf dem gesamten Globus. Haben die Kinder Pässe?«

»Was?«

»Ich meine, sind die Kinder eingetragen – entweder im Paß Ihres Exmannes oder in Ihrem eigenen?«

Donna warf einen hilfesuchenden Blick zur Zimmerdecke. Dann sah sie wieder zum Lieutenant. »Sie sind in meinen eingetragen«, sagte sie mit einiger Erregung. »Als letztes Jahr mein Paß erneuert wurde, ließ ich sie eintragen – weiß selbst nicht, warum.«

Sie spürte den sachten Druck von Mels Hand, beschwichtigend, anerkennend.

Stan Robinson erhob sich und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. »Nun, dann wissen wir wenigstens, daß er mit ihnen nicht ins Ausland kann.« Donna atmete tief durch. »Bleiben unsere fünfzig Staaten und außerdem Kanada«, fuhr er fort. »Wir könnten für alle Fälle bei der Einwanderungsbehörde nachfragen, aber ich glaube kaum, daß sich da irgendwas ergeben wird.«

»Was könnten Sie sonst noch tun?« fragte Mel.

»Nun, im Grunde nur noch – Ihnen sagen, was Sie tun können.«

»Nämlich?«

»Sämtliche Luftverkehrsgesellschaften anrufen und sich erkundigen, ob dort kürzlich irgendwelche Flüge für Mr. Cressy und Kinder gebucht wurden. Auch bei den Tampa- und Miami-Flughäfen würde ich anrufen. Ist eine ganz verteufelte Arbeit, wo's so viele Fluggesellschaften gibt – und praktisch Tausende von Flügen, die er genommen haben könnte. Falls er überhaupt ein Flugzeug genommen hat. Spricht allerdings so manches dafür. Aber dann wird er wohl einen falschen Namen benutzt haben. Auch dürfte ihm, um keine Spuren zu hinterlassen, Barzahlung lieber gewesen sein. Sie könnten bei Mr. Cressys Banken nachfragen, ob er irgendwelche Konten aufgelöst oder aber transferiert hat. Allerdings bezweifle ich, daß man Ihnen dort irgend etwas sagen wird. Fragen Sie bei seiner bisherigen Arbeitsstelle nach. Vielleicht ist er versetzt worden. Rufen Sie Ihren Anwalt an. Rufen Sie alle an, die ihn kannten. Irgendwelche Verwandte. Schicken Sie all Ihren Freunden und deren Familien, die nicht in diesem

Staat leben, sämtliche verfügbaren Fotos. Sie könnten auch einen Privatdetektiv engagieren, aber das wird ziemlich teuer. Und für gewöhnlich bringt's nicht viel – es sei denn, Sie könnten denen konkrete Anhaltspunkte liefern, und das nicht zu knapp. Versuchen Sie mal, sich zu erinnern. Hat er von irgendwelchen Orten gesprochen, wo er gern leben würde? Was treibt er mit Vorliebe? Irgendeine besondere Sportart?« Er lehnte sich gegen den Schreibtisch. »Vor gar nicht langer Zeit hatten wir hier einen Fall, wo die Kinder der Mutter zugesprochen worden waren. Nein, *das* Kind. Ein Mädchen war's. Ganze sechs Jahre alt, glaube ich. Und mit dem brannte der Vater dann durch. Die Mutter engagierte Anwälte, Detektive, was nicht noch. Keine Spur. Etwa ein Jahr lang nicht. Und dann fand man sie doch. In Colorado. Der Herr Exgatte lief leidenschaftlich gern Ski. Aber es waren weder die Anwälte noch die Detektive oder auch die Frau, die auf die Spur stießen. Vielmehr kam eines Tages ein Anruf von einem Freund, der in Südafrika lebte, ausgerechnet. Er war im Urlaub zum Skifahren nach Aspen gereist, und dort sah er den Kerl – in einer Schlange an einem der Hänge.«

»Victor mag Skilaufen nicht«, murmelte Donna wie benommen, und wieder erklang in ihren Ohren jenes eigentümliche Dröhnen.

»Die Sache ist die...«, begann Lieutenant Robinson.

Mel fiel ihm ins Wort. »Sie hat schon verstanden, Lieutenant.« Stan Robinson trat wieder hinter seinen Schreibtisch. »Ja, nun, tut mir leid. Ich wünschte wirklich, wir könnten mehr tun.«

»Das wünschten wir auch«, sagte Mel, und er stand auf und half Donna auf die Füße.

Dieses Summen, Surren, Dröhnen in Donnas Ohren, es wurde immer lauter. Und sie waren nur wenige Schritte gegangen, als Donna fühlte, wie ihre Knie einknickten. Einer – einer einzigen – Sache war sie sich bewußt: daß es Mels Arm war, der sie vor dem Fallen bewahrte. Weiter wußte sie nichts. Nur dieses furchtbare Summen, Surren, Dröhnen war da. Dann verlor sie das Bewußtsein, und diese entsetzlichen Geräusche hörten auf.

Die Frau hatte Victors Augen und seinen vollippigen Mund. Doch im übrigen schienen Leonore Cressy und ihr Sohn, zumindest äußerlich, wenig miteinander gemein zu haben. Im Gegensatz zu Victor war sie blond (allerdings gefärbt) und ziemlich klein.

Ihre Kleidung verriet einen guten, ja ausgesuchten Geschmack, und ihr Make-up mußte man geschickt, fast schon kunstvoll nennen: Von unerwünschten Alterszeichen – Falten und Runzeln – war wenig zu sehen. Sie mußte an die siebzig sein, sah jedoch mindestens zehn Jahre jünger aus. Noch immer war sie eine erstaunlich attraktive Frau, und getrübt wurde dieser Eindruck nur durch die Traurigkeit, die aus ihren Augen zu sprechen schien.

»Ich habe meinen Sohn seit über acht Jahren nicht gesehen«, erklärte sie ohne Umschweife.

Wieder war da dieses Gefühl, wie ein Schlag in die Magengrube: die unablässigen Enttäuschungen.

Seit fünf Tagen ging das nun schon so.

Nichts hatten sie unversucht gelassen. Anrufe überall. Bei sämtlichen Freunden und Bekannten, deren Namen – soweit Donna sich erinnern konnte – Victor irgendwann einmal beiläufig erwähnt hatte. Niemand wußte etwas, niemand konnte irgendwie helfen. In seinem Büro war man über sein plötzliches Verschwinden verblüfft gewesen. Wohin er sich gewandt haben mochte? Keine Ahnung.

Dann die Fluggesellschaften. Dort zeigte man sich zunächst alles andere als hilfsbereit. Erst als die Polizei auf dem Plan erschien, erklärte man sich bereit, die Passagierlisten vom vergangenen Samstag durchzugehen. Nach etlichen Tagen meldeten die verschiedenen Fluggesellschaften: Fehlanzeige überall. Nirgends sei ein Victor Cressy verzeichnet. Im übrigen reisten so viele Väter allein mit ihren Kindern, daß gar keine Möglichkeit bestehe, einen vollständigen Überblick zu gewinnen. Was Sharon betraf, so brauchte sie in ihrem Alter ja noch nicht einmal ein Ticket. Und noch etwas: Wenn Victor nicht unter seinem richtigen Namen reiste (und das würde er wohl kaum tun), so war die Sache ohnehin hoffnungslos, jedenfalls bei den Fluggesellschaften.

Auch die Bank, bei der Donna und Victor ein gemeinsames Konto gehabt hatten, war keine Hilfe. Diesbezügliche Informationen dürfe man ihr nicht erteilen, wurde ihr erklärt. Doch war da ein mitfühlender Kassierer gewesen, der ihr verstohlen mitteilte, Mr. Cressy habe sein Konto bereits vor einem Vierteljahr aufgelöst.

Nein, überrascht war Donna in keinem einzigen Fall. Und

dennoch war sie jedesmal von neuem enttäuscht. Ed Gerber zeigte sich viel freundlicher, als Donna erwartet hatte – Victors Handlungsweise schien ihn in der Tat zu verblüffen. Aber er behauptete, nichts zu wissen, was für Donna von irgendwelchem Nutzen sein mochte. Was Mr. Stamler betraf, so erklärte er, daß er über diverse Kontakte in diversen Staaten verfüge, mit denen er sich umgehend in Verbindung setzen werde. Überdies sorgte er dafür, daß ein Privatdetektiv engagiert wurde, ohne daß es diesem bisher gelungen wäre, etwas ausfindig zu machen außer der Tatsache, daß Victor sein Auto verkauft hatte, auf Bens Gebrauchtwagenplatz, gegen Bargeld. Außerdem hatte der Privatdetektiv bei den entsprechenden Bussen und Taxis nachgeforscht. Ein Taxifahrer glaubte, sich zu erinnern, daß er – am Samstag oder Sonntag – einen Mann und zwei Kinder zum Flughafen gefahren habe; doch zu welcher Fluggesellschaft, das wußte er nicht mehr. Und was hätte es auch genützt? Victor hätte in Wirklichkeit ja eine andere Linie benutzen können, und überhaupt – da der Name Victor Cressy nirgends verzeichnet zu sein schien, war jede Mühe umsonst. Vermutlich hatte Victor noch ein übriges getan; war in allen möglichen Städten immer wieder in andere Maschinen umgestiegen, um mögliche Spuren zu verwischen – und den gelungenen Spaß zu genießen.

Donna und Mel ihrerseits hatten weiteres unternommen. Sie hatten Fotos von Victor und den Kindern an jeden geschickt, den sie kannten und der nicht in diesem Staat wohnte. Dazu gehörten Mels vier Schwestern, von denen zwei im Gebiet von Los Angeles wohnten und zwei an der

Ostküste; und dazu gehörten auch seine zwei Brüder, der eine im Staat Washington ansässig, der andere in Hawaii. Ähnliche Fotos samt Information gingen an Donnas Schwester Joan in England; einfach für den Fall, daß es Victor womöglich doch gelungen war, mit den Kindern Amerika zu verlassen.

Und schließlich waren sie hierhergereist, nach Connecticut. Um Leonore Cressy aufzusuchen.

Deren Augen füllten sich mit Tränen, während Donna berichtete, was es zu berichten gab. Von Satz zu Satz wirkte die alte Frau zerbrechlicher. Als sie schließlich sprach, war ihre Stimme kaum zu verstehen. »Ich wußte ja gar nicht, daß ich Enkelkinder habe«, sagte sie und versuchte nicht, ihren Schmerz zu verbergen.

»Es tut mir so leid, Mrs. Cressy«, versicherte Donna aufrichtig. »In den ersten Jahren unserer Ehe habe ich Victor oft gebeten, mir zu erlauben, Sie anzurufen; doch er blieb unerbittlich. Ich hoffte immer, Sie würden anrufen...«

»Fast zwei Jahre lang habe ich immer wieder angerufen, aber er weigerte sich, mit mir zu sprechen. Schließlich gab ich auf.«

Mels Stimme erklang, zu Donnas leichter Verblüffung – sie hatte fast vergessen, daß auch er hier war. »Wie erfuhren Sie, daß Victor nach Florida gegangen war, Mrs. Cressy?« fragte er. »Durch eine Freundin – Mrs. Jarvis, eine Witwe... Sie reiste einmal im Winter nach Palm Beach. Eines Abends sah sie Victor, in einem Kino. Er schien sie nicht zu erkennen, tat jedenfalls so. Aber sie erkannte ihn.«

Donna senkte unwillkürlich den Kopf. Eine rein zufällige Begegnung. So wie mit dem Mann, der in Aspen, Colorado, beim Skifahren war. Wie lange war es her, daß sie etwas Ähnliches erlebt hatte? Einen Monat? Ein Jahr, Fünf Jahre? Hatte sie *jemals* einen derartigen Zufall erlebt? Der Gedanke löste ein Zittern in ihr aus. Sie blickte sich im Wohnzimmer um. Das Mobiliar war zwar alt, doch wirkte alles genauso gepflegt wie die Eigentümerin.

»Mrs. Cressy«, fragte Donna und beugte sich von ihrem Sitz zu der Frau, die ihr gegenüber saß, »können Sie mir irgend etwas über Victor sagen, das mir helfen könnte, ihn zu finden?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Er nahm sich alles immer so zu Herzen«, erklärte sie. »Ich meine, schon als Kind. Wie leicht war er gekränkt. Wenn man etwas zu ihm sagte, mußte man sich jedes Wort zweimal überlegen, damit er es auf keinen Fall falsch auffaßte. Er war ja so verletzlich. Und man mußte so ungeheuer vorsichtig sein.« Sie verstummte für einen Augenblick, fuhr dann fort. »Stets war er darauf bedacht, alles hundertprozentig richtig zu tun. Ging irgend etwas schief, so wollte er dafür keinesfalls verantwortlich sein. Da war dann immer jemand anders schuld. Und in jedem neuen Schuljahr war es das gleiche – er hat sich geradezu krankgesorgt, daß er auch ja nicht die richtige Tür verpassen würde; ausgerechnet. Machte sich eine Menge Gedanken darüber, daß er womöglich nicht die richtige Tür finden würde.« Abermals brach sie ab.

Donna starre die Frau an, die jetzt völlig in Erinnerungen verloren schien. »Mrs. Cressy«, sagte sie, »würden Sie

mich bitte anrufen, sofern Sie irgend etwas von Victor hören? Bitte.«

Leonore Cressys Stimme klang sehr ruhig. »Nein«, erwiderte sie ebenso leise wie entschieden.

Donna glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Hatte die alte Dame sie falsch verstanden? Das schien die einzige Erklärung zu sein. Leonore Cressy bemerkte die Verwirrung in Donnas Augen. »Sie müssen verstehen«, sagte sie zögernd, »daß ich vor acht Jahren meinen einzigen Sohn verlor – wegen einer Dummheit von meiner Seite. Und ich denke nicht daran, den gleichen Fehler ein zweites Mal zu begehen.« Wieder schwieg sie.

»Sie werden mir also nicht helfen?« frage Donna, noch immer ungläubig.

»Seit acht Jahren«, erwiderte die Frau, »bete ich, daß ich noch einmal eine Chance bekommen möge. Ich will Ihnen nichts vorlügen. Sollte Victor sich bei mir melden, sollte ich die Chance erhalten, so würde ich nie wieder Verrat an ihm üben.«

»Aber das haben Sie doch nie getan!«

»Er glaubt, daß ich's getan habe.« Sie brach ab, drehte ihren Kopf langsam hin und her. »Komisch, wie das manchmal ist – je mehr man sich bemüht, das Richtige zu tun, desto stärker bewirkt man das Gegenteil. Ich gab mir solche Mühe, mich nie in Victors und Janines Leben einzumischen. Und kamen sie mit einem Problem, so hörte ich mir immer beide Seiten an – und keinesfalls, um zu richten. Stets habe ich versucht, fair zu sein. Sie sehen ja, was mir das eingebracht hat.« Sie blickte zu Donna. »Tut

mir leid«, sagte sie mit aller Entschiedenheit. »Ich werde Ihnen nicht helfen können.«

Donna spürte den Stachel der Enttäuschung. In ihrer Stimme war ein leichtes Zittern, nur mit Anstrengung hielt sie die Tränen zurück. »Aber es sind doch meine Kinder!«

Die Stimme der Frau klang ganz ruhig. »Er ist mein Sohn.«

»Er ist ein Scheißkerl, was kann ich Ihnen sonst noch sagen?« Aufmerksam musterte Donna die junge Frau, die ihr gegenüber – inmitten einer unglaublichen Kissenfülle – auf einem rötlich geblümten Sofa saß. Janine Gauntley-Cressy-McCloud mochte ein oder zwei Jahre älter sein als Donna. Ihr Gesicht wirkte in vielerlei Hinsicht recht interessant. Im übrigen war sie zweifellos schwanger, wenn auch noch in einem frühen Stadium.

»Drei Jahre habe ich auf der Psychiater-Couch zugebracht wegen diesem Lumpenhund«, sagte die junge Frau. »Und weitere drei Jahre hat's gedauert, bis ich Männer wieder genügend mochte, um einen von ihnen zu heiraten. Und hier bin ich nun, fast schon sechzunddreißig und endlich im Begriff, mein erstes Baby zu kriegen. Wissen Sie, wenn ich – nach all diesen Jahren – auch nur den Namen von diesem Mistkerl höre, kommt's mir buchstäblich hoch.«

Unwillkürlich verglich Donna sich mit Victors erster Frau. Äußerlich bestand zwischen ihnen eine gewisse – wenn auch oberflächliche Ähnlichkeit; gleiche Größe, gleiche

Haarfarbe, ähnlicher Teint. Doch im übrigen? Was Janine McClouds Intelligenz betraf, so schien diese in weit stärkerem Maße aufs Praktische, aufs Handfeste gerichtet, als dies bei Donna der Fall war. Und emotionell gesehen wirkte sie härter und rauher. In der Tat: alles andere als das, was Donna erwartet hatte.

»Zwei Jahre waren wir verheiratet. Die miesesten Jahre meines Lebens. Fragen Sie mich nicht, wieso. Denn – bei Gott – ich weiß es nicht. Ich habe mir alle Mühe gegeben, echt. War ja schließlich kein Kind mehr. Ich hatte schon so einiges erlebt. Allerdings – jemand wie Victor war mir noch nie begegnet. Ich wußte einfach nicht, was tun – um ihn glücklich zu machen. Denn was ich auch versuchte, es war alles falsch. Dabei riß ich mir fast ein Bein aus, um ihn zufriedenzustellen. Und was tut er? Schiebt kurzerhand ab. Verkündet, daß er sich scheiden lassen will. Ich dachte, ich spinne.«

»Und Leonore?«

Janine McCloud erhob sich und trat zum Fenster. Ihr Mann spielte an diesem Abend beim Ortsverein Basketball. »Ach, die. Ein Fall für sich. Genauso schlimm wie er.«

Donna hob überrascht den Kopf. Sehr genau erinnerte sie sich, wie Victor selbst das Verhältnis zwischen seiner Mutter und seiner früheren Frau gesehen hatte.

»Will Ihnen mal was sagen«, fuhr die Frau fort. »Das liegt wohl bei denen in der Familie. Jedenfalls sind das beide Spinner. Ich hatte mir wirklich Mühe gegeben, mich mit der Frau freundschaftlich zu stellen. Zwischen meiner Mutter

und mir war's nie so toll gelaufen, aber Leonore schien ja eine nette Lady zu sein, obwohl – also zuerst war sie ja der Meinung, ich sei für ihr Bübchen nicht gut genug; das machte sie unmißverständlich klar. Eins muß man ihr immerhin lassen. Sie ist aufrichtig. Nun, was mich betrifft, so blieb ich ziemlich hartnäckig, weil's für Victor wichtig schien – und ich wollte ihn doch glücklich machen. Also meldete ich mich jeden Tag bei ihr, führte sie zum Lunch aus, besuchte sie dauernd. Richtig akzeptiert hat sie mich wohl nie, immerhin versuchte sie's – ihr lag nämlich gleichfalls daran, Victor glücklich zu wissen. Das war die Hauptsache – Victor glücklich zu machen. Er war doch ihr über alles geliebter Junge, na schön. Irgendwas Unrechtes konnte Victor Cressy ja nicht tun. Immer nahm sie für ihn Partei, ganz egal, worum's ging. Ganz egal, wie unmöglich er sich verhielt. Sie hatte dafür stets irgendwelche Erklärungen zur Hand. Er arbeite zu hart, er stehe zu sehr unter Streß – und was nicht sonst. Ich solle, was er sagte, doch auf gar keinen Fall überbewerten. Was ihren Herrn Sohn betraf, war sie ganz einfach blind. Sie tat, was immer er von ihr verlangte. Der Grund dafür war wohl, daß er schon frühzeitig seinen Vater verloren und von da an sozusagen das Kommando übernommen hatte. Ihr gefiel es, daß er die Entscheidungen traf. Doch war sie ihrerseits eine nicht zu unterschätzende zähe Frau. Wissen Sie, wie ich sie bei mir nannte? >Mächtige Maus<.« Sie brach ab, schnitt eine Art Grimasse, schüttelte dann den Kopf. »Versprühe wieder mal Charme, wie? So schlimm ist es nun auch wieder nicht gemeint. Sie war sogar echt lieb zu

mir, als Victor sich davonmachte. Ich befand mich in einem bösen Zustand. Und Leonore war immer für mich da. Plötzlich stellte Victor ihr so eine Art Ultimatum. Sie war wohl ziemlich perplex und ließ sich mit ihrer Antwort ein bißchen Zeit – ich weiß nicht genau. Jedenfalls war er auf einmal völlig von der Bildfläche verschwunden. Bumms! Hat sie ganz schön fertiggemacht.« Sie hielt inne. Dann drehte sie sich vom Fenster fort und trat auf Donna und Mel zu, die dicht nebeneinander auf dem zweisitzigen Sofa saßen.

»Was tut sie also? Sie kappt jede Verbindung zu mir. So wie er's getan hat. Genau. Einfach für den Fall, daß er zurückkehrt. Und dann sofort sieht, daß sie nicht mehr mit dem Feind paktiert. Oder so ähnlich. Hat mich echt umgehauen.«

Donna erinnerte sich. Zumindest sinngemäß hatte Victor genau dasselbe gesagt, als sie seinerzeit jenen verrückten »Dinner-Flug« nach New York unternommenen.

»Ich kann Ihnen wirklich nicht helfen«, erklärte Janine Cressy-McCloud. »Das einzige, was sich bei Victor voraussagen läßt, das ist, daß sich bei ihm nie was voraussagen läßt.« Sie setzte sich. »Puh – fühl mich richtig geschlaucht. Über ihn reden ist fast so schlimm, wie mit ihm leben.« Sie strich sich mit der Hand durchs Schulterlange Haar und sah Donna an. »Ich kann kaum glauben, wieviel Wut noch in mir ist nach all diesen Jahren.«

Ich kann's, dachte Donna und stand auf. Länger hier zu bleiben wäre sinnlos gewesen.

Donna saß ein oder zwei Minuten stumm. Dann sagte sie: »Er wird nicht hierherkommen. War eine blöde Idee.«

Mel blickte sich in dem New Yorker Restaurant um. Es war mäßig beleuchtet und klein, doch überfüllt. »Immerhin, das Essen ist ganz ausgezeichnet«, sagte er und versuchte, sie aus ihrer zunehmend düsteren Stimmung zu lösen. »Du solltest irgendwas zu dir nehmen.«

»Ich habe keinen Hunger. Bitte, hör auf, mich zu bevormunden.«

Mel entschuldigte sich sofort. »Tut mir leid. War wirklich nicht meine Absicht.«

Donna zuckte mit den Achseln. Sie scheute sich, ihn anzusehen. »Wir werden sie finden«, versicherte Mel. »Das verspreche ich dir.«

»Wie? Wann?« Bitte, gebt mir eine konkrete Antwort – wer auch immer.

»Irgendwer wird ihn irgendwann sehen. In einer Woche, in einem Monat...«

»In einem Jahr...«

»Schon möglich. Sogar möglich, daß es noch eine Weile länger dauert...«

»Oh, Gott, Mel.« Donna hatte das Gefühl, daß die Panik auf sie losstach wie mit spitzen Messern.

»Die Hauptsache – soweit es dich betrifft – ist ganz einfach, daß du gut beieinander bleibst. Nicht krank werden und die Situation, soweit irgend möglich, im Griff haben. Du darfst dich hierdurch auf gar keinen Fall unterkriegen

lassen. Du mußt weitermachen, mußt unbedingt versuchen, ein normales Leben zu führen.«

Wütend starre ihn an. Ihre Hand stieß gegen einen Löffel. Er rutschte von der Tischplatte, fiel mit geräuschvollem Klirren zu Boden. Was, um alles auf der Welt, war nur mit Mel auf einmal los? Wovon sprach er überhaupt? Von einem *normalen* Leben!? Ja, guter Gott, ihre Kinder waren fort. »Was für eine Art von normalem Leben denn...«

Er unterbrach sie. »Du reagierst genauso, wie ihm das in den Kram passen würde, Donna. Und ich verstehe das. Glaube mir, daß ich's verstehe. Aber du mußt stark bleiben. Denn dies – darüber darfst du dich auch nicht eine Sekunde täuschen – wird ein langer Kampf werden. Nie darfst du die Hoffnung aufgeben. Immer und immer wieder mußt du spüren, nachspüren. Doch zuallererst – du mußt leben, weiterleben!«

»Wovon sprichst du?« Ihre Frage klang wie ein Zischen, und eine Reihe von Köpfen fuhr zu ihnen herum. »Mein Exmann entführt meine Kinder! Die Polizei wird nicht helfen. Niemand kann helfen. Wir fliegen nach Connecticut und vergeuden einen Tag, indem wir mit zwei Frauen sprechen, die Victor seit mindestens acht Jahren nicht gesehen haben. Und hoffen trotzdem, daß wir von ihnen etwas erfahren können...«

»Hast du wirklich damit gerechnet, die würden etwas Konkretes wissen?«

»Ja!« platzte Donna heraus, und es war das erstmal, daß sie sich dies selbst eingestand. »Ja, ich habe

tatsächlich darauf gehofft. Jedesmal, wenn wir irgendwohin reisen, irgendwohin fahren oder gehen, rechne ich damit, ihn zu sehen – oder hoffe doch wenigstens, daß da jemand ist, der ihn gesehen hat und der mir genau das sagt, was ich wissen will!«

Mel streckte seine Hände aus, quer über den Tisch, und er schob sie über ihre Hände. »Oh, Liebling...«

»Ich kann nun mal nicht anders, Mel. Nach wie vor vermag ich einfach nicht zu glauben, daß irgend etwas hiervon überhaupt *wahr* ist.«

Unvermittelt tauchte ein Kellner auf und ersetzte den zu Boden gefallenen Löffel durch einen anderen. Donna musterte ihn aus blitzenden Augen. »Schau, Donna,« hörte sie Mels Stimme sagen. Himmelherrgott, warum hielt er denn nicht endlich den Mund? Sie wollte sie nicht mehr, diese Worte – Worte der Ermutigung, Worte der Hoffnung, der Verzweiflung. Worte, Worte, Worte. »Wir tun alles, was in unserer Macht steht. Wir haben Detektive engagiert, wir haben Annoncen in Zeitungen einrükken lassen...«

»Das weiß ich alles«, erwiderte sie kurz angebunden.

Wieder entschuldigte er sich. »Tut mir leid. Natürlich weißt du das.«

»Auch ohne, daß du's mir noch einmal bis ins einzelne erklärst, bin ich durchaus im Bilde über das, was unternommen wird.« Abrupt hielt sie inne. »Oh, Mel, verzeih mir. Bitte, verzeih mir! Und, um Gottes willen, hör mir jetzt zu! Der einzige Mensch, der mich niemals im Stich läßt, der immer da ist, wenn ich dich brauche...«

»Du brauchst dich für nichts zu entschuldigen.«

»Du läßt dich in deiner Praxis vertreten, du überläßt Annie der Obhut der Haushälterin, du krempelst dein ganzes Leben um, um mit mir nach Connecticut zu reisen; du fährst mich nach New York, weil ich noch immer nicht dem Mumm aufbringe, mich selbst hinter das Lenkrad eines Autos zu setzen...«

»Donna...«

»Du begleitest mich in irgendein dämliches Restaurant, wo Victor sich vermutlich nie wieder hat blicken lassen seit dem Tag, als er mich – vor nunmehr soundsovielen Jahren – hingeführt hat; und nun hocke ich hier und kreische dich zu allem auch noch an.«

»Die Idee hierherzukommen war keineswegs so dumm, Donna. Könnte durchaus sein, daß Victor eines Tages hier auftaucht, um zu essen. Wir werden dem Oberkellner ein Bild von ihm geben. Vielleicht ergibt sich irgendwas.«

Donna schloß die Augen. Dennoch sah sie Mel deutlich vor sich. »Ein Leben ohne dich – unvorstellbar«, sagte sie.

»Brauchst du dir ja auch nicht vorzustellen.«

»Du wirst mich nie verlassen, versprichst du's?«

»Ich verspreche es.« Sekundenlang herrschte Schweigen. Dann sagte er: »Laß uns heiraten, Donna.«

Donna starzte ihn ungläubig an. Er machte ihr einen Antrag? Jetzt? Ausgerechnet jetzt, wo ihre Kinder das einzige waren, das sie wirklich kümmerte. Was war nur in ihn gefahren?

»Heiraten?«

»Es scheint mir klar, daß der Zeitpunkt dafür absolut irre scheint...«

»Absolut irre«, wiederholte sie und spürte, wie der Zorn in ihr immer größer wurde. Instinktiv fühlte sie, daß jeder Gedanke an die Zukunft sie ihrer Vergangenheit – und ihren Kindern – weiter entfernen würde.

»Ich liebe dich, Donna, das weißt du.«

»Weshalb machst du mir grad *jetzt* einen Antrag?« fragte sie fast verzweifelt.

»Weil ich meine, daß gerade *jetzt* der richtige Zeitpunkt für Bindungen ist. Für dich an mich, an dich selbst. Ans Leben. Punkt.«

»Ein Leben ohne meine Kinder?« Ihre Stimme klang schrill. »Das habe ich nicht gesagt.«

»So. Und was *willst* du mir sagen?« Dies war keine Frage oder Feststellung. Dies war eine Anklage.

»Nur, daß das Leben weitergeht.«

Panik stieg in ihr auf. »Ich möchte nicht mehr reden, Mel. Könnten wir jetzt bitte gehen?«

Mel winkte dem Kellner. Wenige Minuten später hatte er die Rechnung beglichen und ging zu Donna, die schon dicht beim Ausgang stand. »Mal ganz davon abgesehen, ob du mich nun heiraten wirst oder nicht«, sagte Mel, während sie das Restaurant verließen, »- wenn wir wieder in Palm Beach sind, meine ich, du solltest zu mir ziehen. Du solltest nicht allein sein.«

Donna blieb stumm. Doch sie war Mel für das Angebot dankbar, sehr dankbar sogar. Sie brauchte Mel, grad jetzt. Nein, dachte sie, nicht nur jetzt. Immer.

»Du wirst mich niemals verlassen?« fragte sie wieder, fast klagend, während sie in den gemieteten grauen

Thunderbird stieg. »Ich werde dich niemals verlassen«, erwiderte er. »Und das ist so was wie ein Schwur.«

»Sie wird gleich herunterkommen«, sagte Donna zu der überaus attraktiven Frau in der legeren hellen Sommerkleidung. »Sie packt nur noch was von ihrem Lieblingsspielzeug ein.«

Behaglich ließ sich die Frau in einem der dickgepolsterten beigefarbenen Sessel nieder, und Donna dachte unwillkürlich: sozusagen in ihrem eigenen. Denn Mels geschiedene Frau hatte einmal die ganze Einrichtung ausgesucht, und nach der Trennung war – wie Donna wußte – nichts geändert worden.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« fragte sie.

Flüchtig schossen ihr ein paar Gedanken durch den Kopf. Erstens: Warum kommt Annie nicht endlich? Zweitens: Vor kurzem schon eine Exgattin, und nun also die nächste – ist mir irgendwie zuviel; und wenn sie noch so attraktiv wirken.

»Nein, danke.«

»Mel wird wohl durch einen Patienten aufgehalten werden. Er sagte, daß er hier sein wollte, wenn Sie kommen.«

»Das ist nichts Ungewöhnliches«, sagte die Exgattin namens Kate in unbehaglich familiärem Ton. »Im übrigen gibt uns das Gelegenheit, ein wenig miteinander zu plaudern«, fügte sie hinzu. Und dann schwiegen beide vor

sich hin.

»Annie ist ein reizendes kleines Mädchen«, sagte Donna schließlich, und ihr Blick glitt vom Wohnzimmer durch die Diele zur Treppe. Ja, ganz reizend. Aber so verflucht saumselig, jedenfalls heute.

»Danke. Mel ist aber offenbar auch ein ganz wunderbarer Vater.«

Obwohl das Kompliment nicht ihr galt, reagierte Donna unwillkürlich mit einem Lächeln. »Ist schon hart für mich«, fuhr Kate nachdenklich fort, »daß ich nur im Sommer und in den Ferien dazu komme, sie zu sehen. Und manchmal, wenn ich über irgendwelchen Paragraphen brüte, stelle ich mir vor, wie schön es wäre, sie dauernd bei mir zu haben...« Donna hielt unwillkürlich den Atem an. »Oh, tut mir leid«, sagte Kate aufrichtig. »Das war dumm von mir, völlig unbedacht.« Jetzt war sie es, die erwartungsvoll zur Diele blickte. Doch Annie ließ sich noch immer nicht sehen. »Von Mel weiß ich, was geschehen ist«, fuhr sie zögernd fort. »Neues hat sich inzwischen wohl nicht ergeben?«

»Nein«, erwiderte Donna scharf und zog damit einen Schlußstrich unter dieses Thema.

Sie stand auf, ging hinaus in die Diele, trat an die unterste Stufe der Wendeltreppe. Laut rief sie nach oben: »Annie, so beeil dich doch.«

»Komm ja schon«, rief das Kind zurück, ließ sich jedoch immer noch nicht sehen. Guter Gott, dachte Donna, warum treibe ich das Mädchen nur so an? Bevor Mel nicht hier ist, fahren die beiden ohnehin nicht fort. Wo blieb Mel denn bloß? Sie ging ins Wohnzimmer zurück und trat zum

Telefon.

»Will nur mal kurz anrufen, um zu sehen, ob er schon fort ist«, erklärte sie.

Ja, er war schon fort, wie sich herausstellte, und so saßen die beiden Frauen einander gegenüber, und jede wartete darauf, daß die andere das Schweigen brechen möge.

»War mir gar nicht bewußt, daß Sie wirklich mit Mel zusammenleben«, sagte Kate nach etlichen Sekunden – in einem Tonfall, der nichts weiter als Interesse zu bekunden schien. »Natürlich wußte ich von ihm, daß da eine ernste Bindung besteht und er auf eine eventuelle Heirat hoffte...«

»Ich bin vor ein paar Monaten eingezogen.« Donna zögerte. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. »Ist kürzlich hier recht hektisch zugegangen. Mel mag das im Augenblick nicht so ganz bewußt sein.« Ja, wie denn? Weshalb sprach sie jetzt gleichsam für Mel? Wo blieb er bloß? Wieso sollte ausgerechnet sie dieser fremden Frau irgendwelche Erklärungen oder Rechtfertigungen geben? Andererseits: Kate war Annies Mutter, und insofern standen ihr gewisse Auskünfte zu. Verbittert dachte Donna: Du weißt wenigstens, wo sich deine Tochter befindet. Es war ein inzwischen vertrautes Ressentiment.

Kate schien Donna geradezu anzustarren. Für Augenblicke fühlte Donna sich zurückversetzt in den Zeugenstand im Gericht. Als Kate sprach, klang ihre Stimme jedoch eher sanft. »Sie mögen Annie, nicht wahr?«

»Oh, ich habe sie sehr gern«, erwiderte Donna hastig – und hoffte, daß aus ihren Worten mehr Überzeugung klang,

als sie selbst empfand. Sie mochte das fröhreife oder altkluge kleine Mädchen wirklich, und sie hatte sogar angefangen, Annie zu lieben – bis ihr dann der ziemlich irrationale Gedanke kam, die Liebe zu Annie bedeute so etwas wie Treulosigkeit gegenüber ihren eigenen Kindern. Eine wahrhaft enge innere Bindung zu Annie – lief das nicht darauf hinaus, daß sie ihr eigen Fleisch und Blut gleichsam verlorengab?

Und so glichen ihre Empfindungen Mels Tochter gegenüber einem unablässig wachsenden Bündel von Widersprüchen. Zwar freute sie sich, Annie um sich zu haben: Da war jemand, für den sie sorgen, mit dem sie sich beschäftigen konnte. Andererseits verübelte sie dem Mädchen eben dies – sein bloßes Dasein. Ein Blick in Annies Augen erinnerte sie an die Augen ihres Töchterchens, das sie vielleicht nie wiedersehen würde. Und beanspruchte Annie von sich aus ein paar Minuten ihrer Zeit, so fühlte sie sich an die Bitte ihres Sohnes erinnert: noch eine Geschichte. »Erzähl mir eine Geschichte von einem kleinen Jungen namens Roger und einem kleinen Mädchen namens Bethanny...«

Ein unaufhörlich zunehmendes Schuldgefühl bedrückte sie, wenn sie versuchte, Teil ihrer neuen Familie zu sein; wenn sie es unternahm, ihr Leben weiterzuleben, *irgend etwas daraus zu machen*. Wie hätte sie einfach über das hinweggehen können, was geschehen war? Kinder, das waren doch keine Zähne, die einem gezogen wurden. Zunächst der Schmerz, dann ein Gefühl der Taubheit – und schließlich das Nicht-mehr-Wahrnehmen der Lücke.

»Verzeihung, ich habe Sie eben nicht verstanden«, sagte Donna. Plötzlich war ihr bewußt geworden, daß Kate gesprochen hatte.

»Ich habe gefragt, ob Sie arbeiten... ich meine, außer als Hausfrau.«

»Oh. Oh, nein. Tu ich nicht.«

»Oh.«

Peinlicher, beklemmender Augenblick. Einer jener Momente, wo Donna wünschte, sie wäre Raucherin: sich eine Zigarette anstecken, drauflospaffen, etwas zu tun haben. Nun, wenn sie irgend etwas tun wollte, konnte sie ja hinaufgehen, um Annie zu helfen. Halt, nein, das ging nicht. Annie wollte sie dort oben nicht haben. Das hatte das Mädchen eindeutig klargestellt: Heute käme ihre Mutter – ihre *wirkliche* Mutter, wie sie betonte – um sie für den Sommer mitzunehmen. Und für zwei Mütter war da kein Platz. Zumal für Donna nicht.

Konnte man es dem Kind übelnehmen? Schließlich hatte Donna sie von Mal zu Mal unfreundlicher und unduldsamer behandelt, immer reizbarer, immer leichter irritiert. Zunächst gab Annie sich alle Mühe, Verständnis zu zeigen. Doch unausbleiblich reagierte sie dann mit eigenen Ressentiments.

»Glauben Sie, daß Ihnen die juristische Laufbahn Spaß machen wird?« fragte Donna, um ihren eigentlichen Gedanken zu entkommen. Doch sofort bedauerte sie die Frage. Klang ja wahrhaftig wie ein Passus aus einem Amtsformular. Einfach zu dämlich. Könnte sie genausogut fragen, was ihre Lieblingsfarbe ist. Und ähnlichen Blödsinn.

»Werden Sie sich spezialisieren?« fragte sie weiter, ohne recht zu wissen, ob Kate die erste Frage überhaupt beantwortet hatte. Auch nicht viel intelligenter. Aber was hätte sie sonst fragen sollen? Gab es vielleicht irgendwo einen amtlichen Leitfaden für solche Gespräche mit geschiedenen Frauen? Sie hätte das sehr begrüßt.

Kate murmelte etwas von Familienrecht. Wo im ganzen Land die Scheidungsrate ein geradezu epidemisches Ausmaß annahm, könnte die Regierung wahrhaftig ein Mindestmaß an Maßnahmen treffen. In der Tat schien der Gedanke an einen handlichen kleinen Leitfaden, der den Geschiedenen – zugleich mit den Scheidungsdokumenten – über den künftigen Umgang miteinander ausgehändigt würde, eine recht naheliegende Idee zu sein.

Wieder herrschte großes Schweigen zwischen Kate und Donna, während man einander eingehend betrachtete. Und plötzlich fühlte Donna sich den Blicken der anderen ausgesetzt, als stünde sie in gleißendem Rampenlicht. Weiße Shorts und ein rosafarbenes Oberteil trug sie, und schon seit mehreren Wochen saß beides nicht mehr so recht. Die Sachen hatten auf geradezu alberne Weise ihre Form verloren. Halt, nein! Wenn jemand seine Form verloren hatte, dann war es Donna. In letzter Zeit aß sie nur wenig, verspürte kaum Appetit – und die Pfunde, die sie seit ihrer Scheidung wieder angesetzt hatte, sie verschwanden so nach und nach. Wohin bloß? dachte Donna unwillkürlich. Kate mit ihrem hübschen Busen und ihrer prachtvollen Figur muß mich ja für eine Art Asketin halten oder so.

Kate ihrerseits sah ungeheuer fit und gesund aus, und das dunkle Haar, das sie zum Pferdeschwanz gebunden hatte, verlieh ihr ein wenig das Aussehen von Ali McGraw in »Love Story«. Ich nehme mich in ihren Augen vermutlich wie die Verkörperung eines Handfegers aus, dachte Donna.

Kate schien im Begriff, etwas zu sagen, und Donna wandte ihre Aufmerksamkeit den Lippen ihres Gegenübers zu.

»Mami!« kreischte es aus der Diele. Gott sei Dank, dachte Donna. Kate war sofort aufgesprungen und breitete die Arme aus, um ihre Tochter aufzufangen. Mit fliegenden dunklen Zöpfen eilte Annie auf sie zu, in der rechten Hand jene weißrosa »Schmusedecke«, von der sie sich nie trennen mochte.

»Oh, wie *schön*, dich zu sehen«, sagte Kate und gab ihrem Kind einen lauten Kuß. Donna erhob sich. Wenn sie jetzt doch bloß irgendwo anders sein könnte! Annie umschlang den Hals ihrer Mutter. Erst nach langen Minuten lösten sich die beiden voneinander. »Du siehst prächtig aus.«

Annie strahlte. »Du siehst wunderschön aus.« Instinktiv gab sie das Kompliment zurück.

»Du hast immer noch die Schmusedecke, wie ich sehe.« Donna schaltete sich ein. »Sie nimmt sie überall mit.«

»Stimmt nicht«, fuhr Annie schroff dazwischen. »In die Schule nehme ich sie nicht mit.«

»Sei höflich, Annie«, mahnte ihre Mutter.

»Ist doch wahr – ich nehme sie nicht zur Schule mit«,

behrte das Kind.

Kate blickte zu Donna. »Jemand, mit dem ich befreundet bin, schenkte Annie die Decke bei ihrer Geburt.«

»Ja, ich weiß. Mel hat's mir erzählt.«

»Erstaunlich, wie gut die Schmusedecke noch aussieht«, fuhr Kate fort.

»Ja.« Wo *blieb* denn nur Mel?

Annie blickte von Kate zu Donna, und dann wieder zu ihrer Mutter. »Donnas früherer Mann hat ihre Kinder mit sich genommen«, sagte sie plötzlich.

Kates Augen richteten sich hastig auf Donna. »Ja. Das weiß ich, Liebling.«

Donna drehte sich unwillkürlich zur Seite. Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen: von ihrem plötzlichen Zorn über das kleine Mädchen.

»Papi sagt, sie werden den Scheißkerl schon aufspüren – und wenn's das letzte ist, was sie tun.«

Wo blieb bloß Mel? Mußte sie all dies jetzt wirklich über sich ergehen lassen?

»Papi sagt, er ist ein Schweinehund...«

»Das genügt, Annie«, fiel ihre Mutter ihr scharf ins Wort. »Du weißt, daß ich solche Wörter nicht mag.«

»Was für Wörter?«

Kate blickte lächelnd zu Donna. »Sie probieren's doch immer.«

»Ja.« Wenn doch bloß Mel hier wäre.

Er war's. Kaum hatte Donna den Wunsch unhörbar ausgesprochen, so öffnete sich die Eingangstür, und Mel trat ein – voller Entschuldigungen. »Tut mir leid«, sagte er.

Zunächst küßte er Donna, sodann trat er auf seine Exfrau zu und küßte auch sie. Eine säuberlich gegliederte Rangfolge in der Hackordnung.

Er zog eine kleine, braune Papiertüte aus der Tasche, öffnete sie. »Hatte diese Salbe nicht mehr vorrätig«, erklärte er, »und so mußte ich sie erst kaufen.« Er reichte sie Donna. »Gegen deinen Ausschlag.«

Donna nahm die Salbe und blickte schuldbewußt auf ihre Handrücken. »Danke«, sagte sie.

»Sieht Mami nicht wunderschön aus?« fragte Annie.

»Deine Mutter sieht immer schön aus«, erklärte Mel, und er schien es aufrichtig zu meinen. »Wie war die Reise hierher?«

»Gut. Ereignislos«, erwiderte Kate.

»Hast du alles gepackt?« fragte Mel Annie.

»Meine Koffer stehen oben.«

»Werde sie sofort holen«, versicherte er.

»Ich habe mir gedacht, wir fahren erst mal für ein paar Tage nach Disneyland«, sagte Kate zu ihrer Tochter, die vor lauter Vorfreude buchstäblich zu beben schien. »Bevor's nach New York geht. Habe extra einen Wagen gemietet.«

»Ließ sich ja denken, daß du Bonbons austeilst – zumal aufreizend rote«, sagte Mel nachdenklich.

»Nun, ich hatte für aufreizendes Rot schon immer was übrig.« Sofort mußte Donna an Mels und ihr Schlafzimmer denken: rotweiß gemusterte Tapete, entsprechend gemustertes Bettzeug – und so weiter und so fort. Der gesamte Raum, beschloß sie auf der Stelle, würde sofort

umgestaltet werden müssen.

»Los doch!« rief Annie.

»Ich werde Annies Sachen holen«, erbot sich Donna. Mrs. Harrison hatte ihren freien Tag; überdies gab ihr das die Möglichkeit, einer langen Abschiedsszene in der Eingangstür aus dem Wege zu gehen. Als sie mit Annies beiden Koffern (sowie der Tasche voller Spielzeug) erschien, näherten sich die wechselseitigen Umarmungen und Küsse gerade ihrem Ende. Mel nahm ihr die Koffer ab; Kate griff nach der Tasche mit dem Spielzeug.

»Willst du Donna keinen Abschiedskuß geben?« fragte Mel.

»Nein!« erwiderte das Kind prompt.

»Annie!« Ihre Mutter.

»Annie!« Ihr Vater.

»Nein!« Annie.

»Schon gut.« Donna. »Wirklich.«

Mel ging voraus, ging auf den roten Plymouth zu. Kate und Annie folgten ihm. Donna blieb in der Tür zurück. »Einen schönen Sommer wünsche ich«, rief sie hinter ihnen her. Niemand drehte auch nur den Kopf. Sie trat in die Diele zurück. Verdammtes Gör, dachte sie aufgebracht. Hättest mir ruhig einen Abschiedskuß geben können! Wärst bestimmt nicht dran gestorben!

Rund fünf Minuten dauerte es, bevor Donna hörte, wie das Auto auf die Straße fuhr. Zweifellos winkte Mel hinterher, bis der Plymouth entschwand. Eine Minute später trat er dann ein. Inzwischen hatte sich Donnas Verärgerung zum Zorn gesteigert.

»Ich muß in die Klinik zurück...«

»Mach so was nie wieder mit mir!« schrie sie.

»Was?«

»Ich brauchte diese blöde Salbe nicht! Jedenfalls nicht gerade jetzt. Damit hätte es Zeit gehabt!« Sie schleuderte den kleinen Behälter auf die weißen Keramikfliesen. Mel schwieg, ließ sie aussprechen. »Was ist bloß in dich gefahren?« fuhr sie fort. »Hast du nicht das Gefühl, ich hätte in letzter Zeit schon genug durchgemacht? Warst du der Meinung, es würde mich aufmuntern, mit deiner geschiedenen Frau ein halbes Stündchen zu plaudern!? Warum hast du ihr nicht gesagt, daß ich hier wohne? Was hat dir das Recht gegeben, mit ihr über Adam und Sharon zu sprechen? Machst du dir denn keinen Begriff davon, wie mir so etwas zusetzt? Wie konntest du mir das nur antun!?«

Mel wartete, bis die Zornesröte aus ihrem Gesicht entwich. Dann trat er auf sie zu und nahm sie in die Arme. »Es tut mir leid«, sagte er leise und drehte den Kopf hin und her. »Es war gedankenlos von mir. Es tut mir wirklich sehr leid.«

Donna, den Kopf an seiner Brust, brach in Tränen aus. »Warum wollte sie mir keinen Abschiedskuß geben, Mel?« fragte sie mit brüchiger Stimme. »Warum wollte sie mir keinen Abschiedskuß geben?«

Der erste Telefonanruf kam um genau drei Minuten nach zwei: an einem Freitag nachmittag, vierzehn Wochen nach Victors Verschwinden.

»Für Sie«, sagte Mrs. Harrison und hielt den Telefonhörer hoch.

In aller Ruhe trat Donna auf den Apparat zu. Schon Wochen zuvor hatte sie jegliche Hoffnung aufgegeben, daß sich am anderen Ende der Leitung jemand melden würde mit einer brauchbaren Information. Der Detektiv, den ursprünglich Mr. Stamler engagiert hatte, war von Mel schließlich »abberufen« worden. Seit Monaten gab es keinen neuen Anhaltspunkt. Alle Straßen führten – ins Nichts. »Hallo.«

»Dachte ich mir doch, daß ich dich dort erreichen würde.«

Donna hatte das Gefühl zu erstarren. Deutlich spürte sie, wie alle Farbe aus ihrem Gesicht entwich und wie sich, in ihrem Magen, eine Art Knoten zu bilden schien. Sie zwang sich zum Sprechen. »Victor?«

»Du erinnerst dich. Ich fühle mich geschmeichelt.«

»Um Gottes willen, wo bist du?«

»Verlangst immer mehr, als ich dir geben kann«, sagte er resigniert.

»Wo bist du?«

»Wenn du mich das noch einmal fragst, lege ich auf!«

Donna geriet in Panik. »Bitte nicht, leg nicht auf!«

»Du hast genau sechzig Sekunden, um zu fragen, wie es deinen Kindern geht.« Donna konnte geradezu sehen, wie er einen Blick auf seine Armbanduhr warf.

Sie versuchte, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. »Wie geht es Adam, wie geht es Sharon?« fragte sie, sich genau an seine Anweisungen haltend.

»Ausgezeichnet«, erwiderte er kalt. »Sharon vermißt dich überhaupt nicht.« Donna dachte an ihr Töchterchen, sah die braunen Locken vor sich, die hellblauen Augen. Jene so ungewöhnlichen Augen, die alles in sich aufzunehmen schienen wie eine Instamatic-Kamera. Sie wird mich nicht vergessen, dachte Donna, sie wird mich nicht vergessen. »Adam hat nach dir gefragt.«

Donnas Herz begann zu hämmern. »Und was hast du zu ihm gesagt?«

»Daß du ihn nicht mehr sehen möchtest. Daß du eine andere Familie gefunden hast, die du mehr magst.«

»Victor, das kannst du nicht gesagt haben! Mein Gott, das hast du ihm doch nicht wirklich gesagt!« Doch er hatte ein Gespür dafür. Ein Gespür für ihre schlimmsten Ängste. Schon immer hatte er das gehabt. Wenn sie innerlich bereit war, Mel zu lieben, auch seine Tochter – eine andere Familie gefunden hast, die du mehr magst -, dann würde sie ihre Kinder verlieren, für immer.

»Deine sechzig Sekunden sind vorbei, Donna. Adieu.«

Die Leitung war tot. »Nein!« rief sie. »Victor! Victor.« Sein Lächeln, aus irgendeiner unbestimmten Ferne, schien körperlich spürbar. Sie knallte den Hörer auf die Gabel. Mrs. Harrison kehrte ins Zimmer zurück, und auf ihrem sanften schwarzen Gesicht erschien ein angemessener Ausdruck von Beunruhigung. Donna drängte an ihr vorbei, ließ sich in einen der wuchtigen Sessel mit den wulstigen Lehnen fallen. Und dort saß sie dann, reglos und stumm, bis Mel von seiner Arbeit heimkehrte.

Sie baten die Polizei, am Telefon eine Fangschaltung anzubringen: ein Gerät, mit dessen Hilfe man einem Anrufer eventuell auf die Spur kommen konnte. Doch erneut erhielten sie den Bescheid, dies sei keine »polizeiliche Angelegenheit«. Außerdem handele es sich um ein sehr kostspieliges Verfahren, das zudem nur dann Erfolg verspräche, wenn es Donna gelänge, den Anrufer für mindestens mehrere Minuten am anderen Ende der Leitung festzuhalten. Ein derartiges Risiko, das war Donna klar, würde Victor niemals eingehen. Sofern er überhaupt je wieder anrief. Allerdings: Irgendein Instinkt in ihr sagte ihr – ja, er würde es wieder tun. Offenkundig hatte er den »Spaß« viel zu sehr genossen, um einer weiteren Versuchung widerstehen zu können.

Enttäuscht und deprimiert verließen sie die Polizeistation.

»Wenigstens wissen wir, daß sie nicht im Ausland sind«, sagte Mel, während sie zum Auto gingen.

»Das wußten wir auch so.«

»Sicher, eigentlich schon.« Für einen Augenblick schwiegen beide. »Wie fandest du Annies Brief?« fragte er dann, und Donna spürte sein krampfhaftes Bemühen, ihre Gedanken in eine andere Richtung zu lenken. Mochte ja gut gemeint sein. Dennoch nahm sie's ihm übel. Sie wollte nicht, daß ihre Gedanken in eine andere Richtung gelenkt wurden. Sie war dazu nicht bereit.

»Hatte noch keine Zeit, ihn zu lesen.«

»Zwei Tage hattest du«, sagte er lächelnd.

»Hatte keine Zeit.«

»Klingt ungeheuer erwachsen, was sie da schreibt«, fuhr er fort und ignorierte die Schärfe in ihrer Stimme.

»Gut für sie.«

»Kate hat sich zusammen mit ihr offenbar ein paar Stücke am Broadway angesehen.«

»Das ist nett.«

»Scheint dich nicht sehr zu interessieren.«

»Ich höre doch zu, oder?«

Sie kamen zu der Parkuhr, wo der weiße MG stand. Ein gelber Strafzettel klebte am Fenster. »Die Parkzeit war abgelaufen«, sagte Mel nach einem Blick auf die Uhr. »Na, prächtig.« Er nahm den Zettel, steckte ihn in die Tasche seiner marineblauen Hose, zog in ein und derselben Bewegung die Autoschlüssel heraus. Zunächst schloß er die Tür für Donna auf, dann ging er um den Wagen herum und öffnete die Tür für sich. Donna war bereits angeschnallt, als er sich hinter das Lenkrad schob.

»Wohin?« fragte er.

Sie zuckte die Achseln.

»Eine Art Spritztour vielleicht?«

»Warum nicht?«

»Wir könnten nach Lauderdale fahren, auf ein Sandwich.«

»Eine ziemlich weite Strecke für ein Sandwich.«

»Jedenfalls eine schöne Fahrt. Am Ozean entlang.«

Wieder zuckte Donna die Achseln. »Ganz wie du willst.«

Er ließ den Motor an. Wortlos fuhren sie, bis sie das

Meer erreichten. Dann nahm Mel die Abbiegung in Richtung Süden. »Möchtest du über das sprechen, was dir zusetzt?«

Donna mochte ihren Ohren nicht recht trauen. Wo hatte Mel, in den letzten Wochen, nur seinen Verstand gelassen? »Was mir zusetzt? Ja, was glaubst du denn, was mir zusetzt, Himmelherrgott? Das Wetter?«

»Nicht gleich so aufgeregt, Donna.«

»Ja, was für eine Frage ist denn das? Ich bekomme einen Anruf von Victor, die Polizei sagt uns, wo der herkam, läßt sich nicht feststellen, und das wird praktisch hundertprozentig auch in Zukunft so sein – und du fragst mich, was mir zusetzt! Du erwartest von mir, daß ich mich mit dir über Annies Briefe unterhalte! Dabei sind wir genauso weit davon entfernt, meine Kinder zu finden wie an dem Tag, an dem Victor mit ihnen fort ist. Nur – von mir wird erwartet, daß ich mich so verhalte, als befänden sie sich in einem Schulheim oder einem Pensionat oder so! Ich soll reagieren wie eine Superdoofe oder wie die Superfrau. Ich bin weder das eine noch das andere, Mel.«

»Verlangt ja auch niemand von dir.«

»So? Und was verlangst du sonst!?«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts, lassen wir das Thema fallen. Tut mir leid, daß ich so ins Fettnäpfchen getreten bin.«

»Du bist enttäuscht, weil ich Annies Briefe nicht gelesen habe?««

»Ich meinte, du hättest die Zeit dafür finden können.«

»Die Briefe sind sämtlich an dich gerichtet.«

»Sie weiß doch, daß du sie lesen wirst.«

»Wenn sie möchte, daß ich sie lese, dann könnte sie sie auch an uns beide adressieren.«

»Du weißt doch, wie Kinder sind.«

Abrupt drehte Donna ihm den Kopf zu, und die Blicke, die sich kreuzten, waren eisig. »Entschuldige«, sagte er hastig. »Ich meinte nur, daß sie die Briefe genauso für dich schreibt wie für mich.«

»Eben das ist *nicht* der Fall, Mel. Hat sie in irgendeinem ihrer Briefe auch nur ein einziges Mal meinen Namen erwähnt? Wenigstens – ›liebe Grüße an Donna‹ oder so?«

»Nein.«

Donna lachte – ein sonderbar stockendes Lachen.

»Hast du ihr jemals geschrieben?« fragte er.

»Du erwartest, daß ich ihr schreibe?«

»Ich habe dich nur gefragt, ob du's getan hast.« Er schwieg. »Schau, Donna, wir beide haben ganz einfach einen miesen Start gehabt. Halt, nein. Der Anfang als solcher war an sich ganz ausgezeichnet. Während der ersten fünf Monate warst du noch du selbst. Bloß als es dann losging – so richtig zwischen euch beiden –, als alles auseinanderzufallen begann... Annie begreift durchaus, was du durchmachst; aber vergiß nicht – sie ist ein Kind. Und sie bekommt sehr genau mit, daß du ihr nicht allzuviel Aufmerksamkeit zuwendenst; daß du dich in Gedanken mit ganz anderem beschäftigst; daß sie eine Nebensache für dich ist, ein Nebengedanke...«

»Geschickt formuliert, Herr Doktor«, warf Donna ein.

Er ignorierte die Unterbrechung. »Sie ist sehr sensibel,

Donna. Eine Mutter hat sie bereits verloren. Naturgemäß widerstrebt es ihr, allzu viele Gefühle in jemanden zu investieren, bei dem – bei der – sie sich nicht sicher ist, daß es sich – nennen wir es ruhig so – für sie auszahlt. Sie besitzt ein starkes Eigenbewußtsein. Und im Augenblick weiß sie genau, daß du sie zwanzigmal hingeben würdest, um deine eigenen Kinder zurückzuerhalten.«

Donna atmete langsam aus. Alles, was er sagte, war wahr. »Was sollte ich nach deiner Meinung tun?« fragte sie, und sie meinte es aufrichtig. Was, um Himmels willen, war nur mit ihr los? Sie liebte diesen Mann doch. Und es würde für sie ein leichtes sein, auch seine kleine Tochter zu lieben. Hätte es jedenfalls sein sollen.

Warum verhielt sie sich Annie gegenüber so – so reserviert, fast gemein? An sich verlangte es sie doch danach, dieses kleine Mädchen zu lieben. Ja, ganz gewiß. Doch da war dieser verfluchte, nur halbformulierte Gedanke in ihr: Daß sie, indem sie Annie die Tür öffnete, eben diese Tür vor ihren eigenen Kindern zuschlug. Wie hatte Victor doch noch gesagt? »Du hast eine andere Familie gefunden, die du mehr magst.« Sie schüttelte den Kopf – versuchte, den Gedanken zu verbannen. Nie werde ich euch vergessen, meine Kinder, dachte sie, und sah Adam und Sharon vor sich, nie, niemals.

»Wäre nett, wenn du ihr schreiben würdest. Ich bin sicher, daß sie sich darüber freuen würde.«

Donna nickte. »Okay, ich werde ihr schreiben.« Sie lehnte sich zurück. Wild blies der Wind durch die geöffneten Fenster, zauste in Donnas Haar, erfüllte den

winzigen Raum mit Brandungsgeräuschen und Meeresgeruch. Donna versuchte, ihren Körper zu entspannen – gleichsam zum Rhythmus der Brandung. Es war besser als irgendeine dieser komischen Massagen, die man über sich ergehen ließ. Wie, so fragte sie sich unwillkürlich, konnte jemand, der einmal am Meer gelebt hatte, es ertragen, irgendwo anders zu leben?

»Fühlst du dich jetzt besser?« Nach fast einer halben Stunde Schweigen brach Mel die Stille.

Mit einem Lächeln blickte sie zu ihm. »Ja.« Er hatte noch immer gewußt, wann es vernünftig war, sie in Ruhe zu lassen.

»Sind wir bald da?« fragte sie mit kindlicher Stimme.

»Noch fünf Minuten.«

Donna streckte die Hand aus und legte sie auf Mels Oberschenkel. »Bin wohl ziemlich mit mir selbst beschäftigt gewesen in deinen Augen, oder?«

»Ich kann warten.«

Donna schüttelte verwirrt den Kopf. »Wie kommt's, daß du so ein netter Mensch bist?«

»Gute Erbmasse.«

Donna lachte, und zum erstenmal seit Wochen dachte sie wieder an ihre Mutter. Wie hätte die sich wohl unter all diesen Umständen verhalten? fragte sie sich unwillkürlich.

Sie bogen vom Highway ab und fuhren nun in westlicher Richtung. »Sobald wir wieder zu Hause sind, schreib ich an Annie«, versicherte sie entschlossen. Genau das würde ihre Mutter getan haben.

Aber als sie dann, gegen fünf Uhr nachmittags, daheim

anlangten, blickte sie zum Telefon im Wohnzimmer, und plötzlich fühlte sie sich sehr müde. Sie werde sich einen Augenblick ausruhen, sagte sie zu Mel; und er möge sie aufwecken, wenn er sein Abendessen wünsche.

Natürlich tat er's nicht. Als sie dann von selbst wach wurde, war es bereits drei Uhr früh, und er lag in tiefem Schlaf neben ihr.

Leise stieg Donna aus dem Bett. Jetzt erst wurde ihr bewußt, daß Mel sie bereits entkleidet hatte. Sie warf sich einen Morgenmantel über und stieg die Treppe hinunter, zur Küche. Dort schaltete sie das Radio an, das Mel vor kurzem für sie gekauft hatte, und begann, gleichsam automatisch, an der Arbeitsplatte herumzuwischen. Nach etwa einer Viertelstunde holte sie zielstrebig Fantastik und andere diverse Reinigungsmittel hervor. Erst gegen halb fünf schaltete sie das Radio aus, löschte das Licht – und kehrte zurück nach oben, ins Bett.

Donna saß in dem Schlafzimmer, das sie mit Mel teilte, und starrte die rot-weiße Tapete an. Sie könne mit dem Raum machen, wozu sie Lust habe, hatte Mel zu ihr gesagt, und so ging Donna jeden Nachmittag, gleich nach Annies Rückkehr von der Schule, hinauf ins Schlafzimmer, wo sie sich auf dem Fußboden niederließ und auf hübsche Einfälle hoffte. Allmählich wurde dies zu einer Art Ritual. Allerdings: In den letzten Tagen überließ sie sich einfach der Monotonie des Musters. Und wenn ihr überhaupt irgendwelche Gedanken kamen, so hatten sie mit der Umgestaltung des Zimmers nichts zu tun.

Das Telefon läutete mehrmals, bevor Donna es wahrnahm. Hastig erhob sie sich und lief zum Nachttisch, um den Hörer abzuheben.

»Hallo.«

Die Stimme klang sehr ruhig. »Du bist außer Atem.«

»Victor?«

»Sharon weint.«

Er legte auf.

»Victor? Victor? Hallo! Hallo!« Verzweifelt tippte Donna mehrmals auf die Gabel; doch es war hoffnungslos, sie wußte es. Langsam legte sie auf und stand dann wie erstarrt.

»Wieder ein Anruf?« fragte, von der Tür her, die

Kinderstimme.

Donna drehte den Kopf und sah, wie Annie ins Zimmer trat. Sie nickte. In den letzten drei Monaten hatte Victor viermal angerufen.

»Was hat er diesmal gesagt?« fragte das Kind.

»Nichts.«

»Kannst es mir doch sagen.« Eine Art Vortasten.

»Hast du keine Schularbeiten?« Schroffes Zurückweisen.

»Ich bin doch erst acht, verdammt.«

»Fluch nicht.«

»Kommandier mich nicht rum.«

»Laß mich zufrieden, Annie. Ich bin wirklich nicht in der Stimmung.«

»Du bist ja nie in der Stimmung – egal in welcher.«

»Wo ist Mrs. Harrison? Vielleicht ist sie in Stimmung für deine Frechheiten.«

Über die Augen des Kindes glitt es wie ein dünner Nebelschleier. »Sie ist einkaufen«, sagte Annie, während ihre Unterlippe zu zittern begann.

Unwillkürlich wandte Donna den Blick ab. Ein intensives Schuldgefühl überkam sie. Annie hatte Mels große braune Augen, und die Art, wie sie ihren Körper geradehielt, erinnerte Donna an ihre eigene Mutter. Verdammt noch mal! dachte sie. Wie schafft sie's nur, daß ich mich auf einmal so ungeheuer schuldig fühle? Sie ist doch bloß ein Kind. Mels Kind. Jawohl, Mels Kind. Nicht *mein* Kind. Mein kleines Mädchen ist Gottwer-weiß-wo. Victor hat gesagt, daß sie weint. Und wenn Sharon weint, kannst du von mir

aus auch ruhig weinen, verdammt! Sie blickte wieder zu Annie.

Annie stand bewegungslos. Und mit aller Selbstbeherrschung, derer sie fähig war, hielt sie die Träne zurück, die sich im Winkel ihres linken Auges gebildet hatte: ließ nicht zu, daß sie hinabrollte über die Wange. Donna fiel in die Knie, streckte dem Kind die Arme entgegen. »Tut mir leid, Annie«, sagte sie leise. »Tut mir aufrichtig leid. Aber wenn Victor anruft, bin ich immer so durcheinander, daß ich Minuten brauche, bis ich wieder einigermaßen zu mir komme. Bitte, Liebling, komm zu mir, in meine Arme.«

Annies Reaktion war so heftig, daß Donna unwillkürlich zusammenfuhr. »Hör auf, mich rumzukommandieren!« schrie sie und ließ ihren Tränen jetzt freien Lauf. »Du bist nicht meine Mutter! Du bist eine ganz schlechte Mutter! Kein Wunder, daß Victor dir deine Kinder weggenommen hat! Ich hasse dich!«

Und sie hastete hinaus, während Donna ihre Hände sinken ließ und auf den Fußboden stützte.

»Du bist noch nicht umgekleidet?« fragte Mel, während er ins Schlafzimmer trat, dessen Wände absolut kahl waren, seit drei Wochen schon. Mit ungeheurer Sorgfalt hatte Donna die alte Tapete entfernt, bis zum letzten Fetzen. Und bislang machte sie nicht die leisesten Anstalten, den jetzigen Zustand zu beheben. Sie saß auf dem Bettrand und beobachtete, wie Mel zum Frisiertisch trat, um sich im

Spiegel zu betrachten.

»Ich weiß nicht, was ich anziehen soll«, sagte sie tonlos.

»Irgendwas. Rod hat gesagt, es wird eine ganz zwanglose Angelegenheit.«

»Auf meine weiße Hose habe ich Kaffee geschüttet.«

»Dann zieh die blaue an.«

»Welche blaue?«

»Welche du willst.«

»Du bist eine große Hilfe.«

»Tut mir leid, aber ich weiß einfach nicht, was ich sagen soll.«

»Ich bitte dich um einen kleinen, ganz kleinen, klitzekleinen Rat, doch das ist schon zuviel verlangt.«

»He...«

»Ich bin mir einfach nicht sicher, was ich anziehen soll. Immerhin handelt es sich um eine Party, die dir wichtig genug erscheint, um darauf zu bestehen, daß ich mitkomme...«

»Ich glaube, daß es wichtig ist, daß wir häufiger unter Menschen kommen.«

»Du unterbrichst mich – ich hatte dich um einen einfachen Rat gebeten, um einen Rat, der mir bei der Entscheidung hilft, was ich anziehen soll. Doch das ist dir die Mühe nicht wert – einfach nicht wichtig genug.«

»Ganz gewiß nicht wichtig genug, um sich deshalb zu zanken.«

»Vielleicht bin ich da anderer Meinung.«

»Bist du's?«

Donna bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Rasch trat Mel zu ihr, setzte sich neben sie, legte einen Arm um ihre Schultern. »Was ist denn? Hat Victor heute angerufen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.« Fünf Wochen waren seit dem letzten Telefonanruf vergangen. »Aber ich dachte, er würde es vielleicht tun. Ein paar Stunden lang saß ich buchstäblich neben dem Apparat und wartete.«

»Das ist nicht gut.«

»Gib mir etwas zu tun.«

Ein kurzes Schweigen. »Du kannst nicht so herumsitzen, Monat für Monat. Das ist für dich nicht gut. Es ist für keinen von uns gut.«

»Ich kann nicht fort. Victor könnte anrufen.«

»Könnte aber auch sein, daß er nie wieder anruft. Du kannst hier nicht herumsitzen und darauf warten, daß das Telefon läutet.«

»Was schlägst du vor?«

»Warum suchst du dir nicht einen Job? Fängst wieder an zu arbeiten.«

»Als ob das so leicht wäre. Ich bin ja schon eine Ewigkeit aus dem Beruf raus.«

»Ich weiß.«

»Sieben Jahre lang habe ich nicht gearbeitet.«

»Sagt ja keiner, daß es so leicht wäre. Aber versuchen könntest du's doch. Das dürfte doch nicht zu schwierig sein.«

»Was du nicht sagst. Ich hebe einfach den Telefonhörer ab und rufe Steve McFaddon an.«

»Warum nicht?«

»Oh, Mel, sei nicht so naiv.«

»Oh, Donna, sei nicht so negativ.«

»Rutsch mir doch den Buckel runter«, sagte sie, und sie sagte es ganz ruhig, gleichsam beiläufig. Zu ihrer Überraschung nahm er es auch genauso auf. Er zuckte kurz die Achseln, löste den Arm von ihrer Schulter. Dann stand er auf und ging zum Frisiertisch. »Im übrigen«, fügte sie hastig hinzu, »dachte ich immer, es sei dir angenehm, wenn ich zu Hause bin, Annies wegen.«

»Das war eine gute Idee.« Er betonte das Wort »Idee«.

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, es wäre für alle – Annie miteingeschlossen – besser, wenn du häufiger aus dem Haus kämst.«

»Hat Annie irgendwas zu dir gesagt?«

»Annie hat im vergangenen Monat kaum zehn Sätze von sich gegeben.«

»Du meinst, das ist meine Schuld?«

»Ich meine, du solltest dich anziehen, damit wir aufbrechen können.«

Donna blieb auf dem Bettrand sitzen. »Ich habe dir gesagt, daß ich nicht weiß, was ich anziehen soll.«

Mel trat zum Schrank und nahm eine blaue Hose heraus sowie ein dazu passendes gestreiftes Oberteil. »Warum nicht dies hier?«

Donna zuckte die Achseln. »Ginge schon.«

»Nun?« fragte er.

»Müssen wir denn wirklich dort hin?«

»Ja«, erwiderte er kurz. »Wir müssen.« Er warf einen

Blick auf seine Armbanduhr. »Jetzt gehe ich noch auf ein paar Minuten zu meiner Tochter. Wenn du fertig bist, komm in ihr Zimmer und sage gute Nacht.«

Donna salutierte. »Jawohl, Sir.«

Mel sah sie an. »Das war kein Befehl, Donna.« Er ging zur Tür, wandte sich dort abrupt herum. »Schau, wenn dir die Party so sehr gegen den Strich geht, dann solltest du's vielleicht besser bleiben lassen.«

»Und du – du bliebest zu Hause?«

»Nein, ich gehe zur Party.«

»Du möchtest nicht, daß ich mitkomme?«

»Ich möchte, daß du tust, was dir das liebste ist.« Er ließ ihr keine Zeit zur Antwort. »Ich bin in Annies Zimmer zu finden.« Minutenlang blieb Donna auf dem Bettrand sitzen. Dann erhob sie sich und begann sich zum Ausgehen anzukleiden.

Deutlich registrierte Donna Mels Verblüffung, als er die Autotür öffnete und sie im Wagen sitzen sah. Minutenlang schwieg er, obwohl ihm deutlich anzumerken war, daß er nur zu gern etwas gesagt hätte. Statt dessen biß er die Zähne aufeinander, starre angestrengt geradeaus und ließ den Motor an. Ohne auch nur einmal zu ihr zu blicken, manövrierte er das Auto von der Einfahrt auf die Straße. Noch nie hatte sie auf seinem Gesicht einen solchen Ausdruck von – von Verstörtheit gesehen. Tut mir so leid, Mel, wollte sie sagen. Wollte die Hand ausstrecken und seine Wange berühren. Um jene Wärme

wiederzugewinnen, die, wie sie wußte, durch ihre Schuld verlorenzugehen drohte. Wie wunderschön wär's, wenn ich das könnte: deine Tochter lieben – und dir all die Liebe zeigen, die ich, wie du weißt, für dich empfinde. Bitte, verstehe. Verstehe, wie es für mich ist. Er hat mir meine Kinder genommen. Und nie, niemals verläßt mich dieses Bewußtsein, egal was ich sage oder tue oder unternehme. Überall sehe ich Victors Gesicht, wie er mich verhöhnt, über mich lacht. Und ich sehe meine Kinder, die nach mir verlangen, sich weinend nach mir sehnen. Immer, wenn ich Annie anblicke, so... so sehe ich nur mein kleines Mädchen, das einmal, wenn sie in Annies Alter ist, irgendwo in der Fremde sein wird – eine Fremde für mich, wie ich für sie. Das ist der Grund dafür, daß ich Annie meide. Deshalb bin ich nicht in ihr Zimmer gekommen, um ihr gute Nacht zu sagen. War dazu einfach nicht fähig. Kannst du verstehen, wie das für mich ist? Tag für Tag warte ich auf einen Anruf von Victor. Und das Warten darauf ist schlimmer als der eigentliche Anruf. Klingt irgendwie verrückt, nicht? Aber wenn er sich telefonisch meldet, habe ich das Gefühl, meinen Kindern auf irgendeine Weise näher zu sein. Bitte, Mel, sag mir, daß du verstehst.

»Du solltest dich lieber anschnallen«, sagte er, nachdem sie etwa fünf Minuten unterwegs waren.

Sie tat es. Warum fuhren sie nur zu dieser blöden Party? Was für einen Sinn hatte das? Falls Victor anrief, war sie nicht zu Hause. Mrs. Harrison würde sagen, Mrs. Cressy ist für den Abend ausgegangen; und Victor würde auflegen –

und vielleicht niemals wieder anrufen. Warum hatte sie sich für die Party umgekleidet? Weshalb war sie nicht zu Hause und wartete für den Fall, daß Victor anrief? Für den Fall, daß er ihr sagte, wo sich ihre Kinder befanden.

»Fährst du nicht furchtbar schnell?«

Mel warf einen Blick auf den Tachometer. »Vielleicht ein bißchen«, sagte er und verlangsamte das Tempo.

Donna ruckte unruhig auf ihrem Sitz. »Wie weit ist es noch?«

»Nicht sehr weit. Drüben in Boynton.«

»Sind dort lauter Ärzte?«

»Ein paar schon, glaube ich. Wieso? Klingt fast, als könntest du Ärzte nicht ausstehen.«

»Na, du weißt doch, wie die auf Partys sind – reden nur mit anderen Ärzten. Lauter Fachsimpelei.«

Aus Mels Stimme klang unverkennbar Ungeduld. »Nun«, sagte er, »verschaffen wir uns doch mal einen kurzen Überblick. Das Thema Medizin bedeutet für dich von vornherein öde Fachsimpelei. Das Thema Kinder scheidet aus, weil es Wunden aufreißt. Das Thema Filme kommt nicht in Frage, weil wir seit Monaten nicht im Kino waren. Ein Buch oder auch nur eine Illustrierte hast du in demselben Zeitraum ebensowenig gelesen, können wir also gleichfalls streichen. Was irgendwer über irgend etwas zu sagen hat, interessiert dich nicht. Somit bliebe nur ein einziges Gesprächsthema – du. Doch über *dich* können wir ja nicht reden, da du ja nichts tust...«

In einer Mischung aus Verblüfftheit und Wut starnte Donna zu Mel. »Da hat sich bei dir ja wohl eine Menge

aufgestaut, wie?« fragte sie.

Sehr langsam atmete Mel aus. Dann nickte er mehrmals, als sei er mit sich selbst zu einer inneren Übereinkunft gelangt. »Dies ist nicht der Zeitpunkt«, entschuldigte er sich. »Tut mir leid. War falsch von mir.«

»Da hast du verdammt recht«, erklärte Donna, jetzt noch wütender – weil er sich entschuldigt hatte und das Thema damit praktisch beendet war.

Plötzlich faßte sie nach dem Türgriff auf ihrer Seite.

»Was ist denn?« fragte Mel, und zum erstenmal, seit sie losgefahren waren, blickte er zu ihr.

»Nichts weiter«, erwiderte Donna. »Macht mich nur ein bißchen nervös, wie scharf du die Kurven nimmst, das ist alles.«

»Nur mit der Ruhe, Donna. Was kann uns schon Schlimmeres passieren, als daß ich uns in den Tod fahre.«

»Großartig.«

»Dachte mir, daß dir das gefällt.«

»Was soll das heißen?«

»Nichts weiter.«

»Nein, erklär mir, was du damit sagen wolltest.«

»Lassen wir das Thema fallen, Donna.«

»Ich will's nicht fallenlassen.«

»Aber ich.«

»Und es geht immer nach deinem Willen, wie?«

»Klingt in meinen Ohren gar nicht so übel.«

»Und wie's in meinen Ohren klingt, danach fragst du nicht?«

Mel, die Fäuste am Lenkrad, den Blick starr geradeaus

durch die Windschutzscheibe gerichtet, gab keine Antwort. »Ich habe gefragt, ob's dich interessiert, wie das in meinen Ohren klingt«, hakte sie nach.

»Und ich habe dich gebeten, das Thema fallenzulassen. Ist einfach lächerlich, dies Gespräch.«

Noch etwa eine Viertelstunde fuhren sie. Dann bog Mel in die Einfahrt zu einem riesigen Gebäude in Boynton Beach ein. Er hielt in jenem Bereich, der als Parkraum für Gäste markiert war, und löste seinen Sicherheitsgurt.

»Ich meine, wir sollten dies klären, bevor wir hineingehen«, sagte Donna.

Mel sah sie an. »Donna, weißt du überhaupt wirklich noch, warum du dir soviel Mühe gibst, dich in Rage zu bringen?« Unwillkürlich wich sie seinem Blick aus. »Also was ist? Kommst du mit hinein, oder möchtest du lieber, daß ich dich nach Hause zurückfahre?« Ohne ein Wort zu sagen, schnallte Donna sich los und glitt rasch aus dem Auto. »Du kommst also doch mit«, hörte sie Mel gleichsam zu sich selbst sagen, bevor sie die Autotür zuwarf.

Donna stand allein in irgendeinem Winkel des Raums und beobachtete Mel. Er stand auf der Terrasse mit Ausblick auf den Ozean und hatte seinen Arm um eine hochgewachsene, üppige Rothaarige geschlungen. Seit einer Viertel-, wenn nicht halben Stunde »plauschten« die beiden miteinander auf echt intime Weise. Im Spiegel über der Bar sah Donna sich selbst. Hatte Mel nicht immer gesagt, ihr Haar gefiele ihm am besten, wenn es rot war...?

Sie ließ ihren Blick durch den Raum gleiten, der ganz in Beige und Gelb gehalten war. Warme Farbtöne. Doch sie

wies sie sofort zurück. Genauso wie sie zuvor die höflichen Gesprächsansätze zurückgewiesen hatte, die in ihrer Richtung unternommen wurden. Im übrigen hatte sie in ähnlicher Weise auch Mel zurückgewiesen. Sie blickte wieder zur Terrasse. Die Rothaarige drängte sich enger an Mel; lachte über irgend etwas, das er gesagt hatte. Oh, Mel, dachte sie, warum hast du mich hierher mitgeschleppt?

»Entschuldigen Sie«, sagte sie, während sie auf den Gastgeber zutrat. »Dürfte ich Ihr Telefon benutzen?«

»Selbstverständlich. Da ist eins im Schlafzimmer, wo Sie ungestörter sind.«

Er deutete nach rechts, und Donna drängte sich zwischen den Gruppen und Grüppchen durch und gelangte in das besagte Schlafzimmer, wo sie sich aufs Bett setzte, das Telefon in bequemer Reichweite. Kaum hatte sie die Nummer gewählt, meldete sich am anderen Ende der Leitung auch schon Mrs. Harrison.

»Hat irgendwer angerufen, Mrs. Harrison?«

»Nein, Ma'am. Ist alles ruhig hier. Annie hat ein Weilchen gelesen und ist dann eingeschlafen.«

»Aber niemand hat angerufen?«

»Niemand.«

Langsam legte Donna den Hörer wieder auf die Gabel. »Niemand«, wiederholte sie. »Niemand.« Dann stand sie auf und ging in den großen Raum zurück. Die Türen zur Terrasse waren geöffnet, und selbst hier, sechs Stockwerke über dem Boden, drang das Rauschen der Brandung herauf: das einzige Geräusch, das Bestand zu

haben schien.

Sie hielt Ausschau nach Mel, konnte ihn jedoch nicht sehen. Die Rothaarige stand noch immer dort. Vermutlich holte er ihr einen neuen Drink. Wo steckte er nur? Es war fast elf. Sie wollte nach Hause.

»Bist du bereit heimzufahren?« fragte er, unversehens hinter ihr auftauchend, und seine Stimme klang anders als sonst.

»Ich bin schon den ganzen Abend dazu bereit«, erwiderte sie.

»Das ist mir nicht entgangen. Fehlte eigentlich nur, daß du die Autoschlüssel klirrend in meine Richtung geschwenkt hättest.« Ihre Augen blitzten zu ihm herum. »Frag mich nicht, wie ich das meine, denn es könnte glatt sein, daß ich's dir diesmal sage.«

Er nahm sie beim Arm und steuerte mit ihr zornig auf den Ausgang zu. »Warum bist du so wütend?« flüsterte sie. »Ich bin's doch nicht gewesen, die den ganzen Abend mit so einem sexy Rotschopf rumgefliert hat.«

»Nein, das war ich«, sagte er, während er zum Abschied in Richtung des Gastgebers winkte. »Und sofern dir das bisher nicht aufgefallen sein sollte – das ist für gewöhnlich nicht mein Stil. Um dir die Wahrheit zu sagen – die Person, von der ich wirklich enttäuscht und auf die ich wirklich zornig bin, die bin ich selbst. Zu einem solchen Trick habe ich seit meiner Highschool-Zeit nicht mehr gegriffen – damals hatte mir meine Freundin ziemlich mitgespielt, also ging ich mit ihrer besten Freundin aus.«

»Soll das heißen, ich war schuld daran, daß du dich

heute abend so benommen hast?« Sie warteten auf den Fahrstuhl, der sofort herbeiglitt. Sie stiegen ein, standen an entgegengesetzten Seiten.

»Das soll heißen, daß es meine Schuld war«, sagte er. »Du kannst für meine Handlungsweise nicht verantwortlich sein.«

Der Fahrstuhl hielt, sie stiegen aus und gingen zu ihrem Auto. Mel strebte sofort seiner Seite zu, öffnete die Tür, stieg ein. Eine Sekunde lang dachte Donna, er werde einfach losfahren und sie stehenlassen. Doch dann streckte er den Arm aus und öffnete ihre Tür von innen, wenn auch nur einen winzigen Spalt. Sie ließ die Tür ganz aufschwingen und stieg ein. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dies sei praktisch alles, was sie in letzter Zeit tat: in Autos steigen, aus Autos steigen.

»Nun, was ist es, was du sagen möchtest?« fragte sie, als er in den Highway einbog.

»Lassen wir die Sache ruhen, bis wir zu Hause sind, okay?« Es war eher eine Feststellung als eine Frage. »Im Augenblick koche ich so sehr vor Wut, daß ich meine ganze Konzentration brauche, nur um dieses Auto zu lenken.«

»Möchte mal wissen, weshalb *du* wütend bist.«

»Das wirst du schon erfahren«, erklärte er.

Als sie daheim ankamen, lag das Haus im Dunkeln, vom Außenlicht abgesehen. Sie traten ein, und Mel knipste die Lampe an, löschte sie sofort wieder aus. Für ein, zwei

Sekunden erschien alles, wie von einer »blitzenden« Kamera auf ein Foto gebannt. Dann gewöhnten sich die Augen ans Halbdunkel. Durch das Fenster oberhalb der Tür fiel Mondlicht ein. Es war jetzt halb zwölf.

Beide schwiegen. Und mit leisem Schrecken wurde Donna bewußt, daß sie sich scheute, etwas zu sagen. Noch nie hatte sie Mel in einem solchen Zustand erlebt. Für gewöhnlich dauerte es lange, bis er in Harnisch geriet. Donna betrachtete sein Gesicht. Es wirkte fast maskenhaft und sehr ernst. Im Halbdunkel sah sie sein Profil, und im ungewissen Licht war nicht zu erkennen, wo der Bart aufhörte und die glatte Wange begann – die Wange, die sie jetzt gern gestreichelt hätte. Doch sie fühlte sich gehemmt. Und so hob sie nicht den Arm, streckte nicht die Hand aus.

»Gehen wir ins hintere Zimmer«, sagte er. Ohne Donna einen Blick zuzuwerfen, setzte er sich in Bewegung. Sie folgte wortlos.

Der Raum hatte ursprünglich Kate als Nähzimmer dienen sollen, war in den letzten Jahren jedoch kaum benutzt worden. Als Donna ihn zum erstenmal sah, dachte sie sogleich: ein prächtiges Spielzimmer für die Kinder.

Warum führte er sie ausgerechnet dorthin? Er wußte doch, daß sie diesen Raum als Spielzimmer für Adam und Sharon vorgeplant hatte.

»Wieso können wir nicht im Wohnzimmer miteinander sprechen?« fragte sie von der Türöffnung her.

Mel, bereits in der Mitte des Raums, drehte sich zu ihr um, und zum erstenmal, seit sie die Party verlassen hatten,

blickte er ihr in die Augen. »Weil ich vermeiden möchte, daß Annie oder Mrs. Harrison wach werden.«

»Hast du vielleicht vor, ein bißchen herumzubrüllen?« fragte sie in einem bemüht scherhaften Ton – und hoffte, daß ihr die Szene erspart bleiben würde, für die fast ausschließlich sie selbst verantwortlich war. Schon seit Monaten, das wurde ihr jetzt bewußt, braute sich da etwas zusammen. Und am liebsten hätte sie zweierlei zugleich getan: in wilder Flucht davonstürzen, in wildem Angriff voranpreschen.

»Ich bin mir nicht sicher, was ich vorhave.« Keine Zeit für Scherze. Für Scherze viel zu spät.

»Ich möchte dieses Zimmer nicht betreten.«

»Was du nicht sagst.« Kurze Pause. »Und warum nicht?«

Sie zögerte. »Du weißt, wie ich dieses Zimmer verwenden wollte.« Sie hielt ihm den Schwarzen Peter hin.

Er ging auf ihr Spiel nicht ein. »Lassen wir solche Albernheiten, Donna. Komm herein und mach die Tür hinter dir zu. Du kannst doch keine Erinnerungen haben an etwas, das in dieser Weise nie existiert hat.«

»Meine Kinder haben existiert!«

»Und sie existieren noch! Wenn es in diesem Zimmer irgendwelche >Geister< gibt, Donna, dann stehen sie in deinen Schuhen!«

Donna spürte, wie sich der Zorn in ihr zu stauen begann. Und dieser Zorn war es auch, der sie gleichsam vor sich her schob und die Tür hinter ihr schloß. Sie blickte sich im Zimmer um. Es war ziemlich groß. Regale voller Bücher,

zwei gleichartige Liegen und ein langer, niedriger Tisch.

»Wie wär's mit ein wenig Klartext, Herr Doktor?«

»Muß ich's dir wirklich vorbuchstabieren, Donna?«

»Ja, mußt du wirklich.«

»Du hast keine Ahnung, worauf ich hinauswill?«

»Hör auf, in Rätseln zu sprechen, verdammt noch mal.

Du bist es doch, der reden will!«

Mel setzte sich in Bewegung. Ging zornig auf und ab.

»Ich begreife immer noch nicht, weshalb du so wütend bist«, fuhr Donna fort, und eigentlich sprach sie nur, um ihn nicht zum Reden kommen zu lassen. »Ich bin doch mitgekommen zu deiner blöden Party, oder? Wo ich dann beobachten durfte, wie du spätestens nach einer Stunde so richtig in Aktion warst – um mit jedem greifbaren weiblichen Wesen zu flirten. Bis du dich dann am Schluß ausschließlich deiner Rothaarigen widmetest, der mit dem dicken Busen. Ich meinerseits habe mich auf keinen der verfügbaren Herren gestürzt. Habe dir keine peinliche Szene bereitet.«

»Oh, nein, du hast dich absolut korrekt verhalten! Du hast mich zu der Party begleitet. Du hast zu Rod und Bessie >Hallo< gesagt. Mag sogar sein, daß du gelächelt hast. Ich bin mir da nicht sicher – könnte sich um reines Wunschdenken meinerseits handeln. Mehr hast du allerdings auch nicht getan – außer alle drei Minuten einen Blick auf deine Armbanduhr zu werfen.«

»So nach und nach werden das für mich richtig altvertraute Töne«, unterbrach Donna. »Und in einer Minute wirst du mir sicher erklären wollen, es sei samt und

sonders meine Schuld, daß du dich so verhalten hast...«

»Nein!« Mit der Wucht eines Hammerschlags knallte die Antwort zwischen beide. »Ich habe dir bereits gesagt, daß ich ausschließlich selbst für mein Verhalten verantwortlich bin. Und wenn du's wirklich wissen willst – mein Verhalten heut abend kotzt mich an. Ich habe Menschen benutzt. Es ist lange her, seit ich Menschen so schamlos benutzt habe.«

»Highschool«, erklärte Donna kurz. »Du hast mir's erzählt.«

»Ich kapiere jetzt, wieso es für mich so wichtig war, daß wir zu dieser Party fuhren. Sicher, ich meinte, es sei notwendig, daß wir beide mal von zu Hause fortkämen. Aber das war nicht der Hauptgrund. Der Hauptgrund für mich bestand darin, eben der Szene aus dem Wege zu gehen, die wir jetzt haben – wenigstens für ein paar Minuten oder für ein paar Stunden. Doch es klappte nicht so, wie ich es mir erhofft hatte. Allzu lange schon hatte sich's in mir aufgestaut. Und wenn es nicht auf die eine Weise hervorbrach, dann auf die andere. Und so verwandelte sich der Dr. Mel Segal urplötzlich in einen höchst begehrenswerten Dr. Mel Segal. Auf der Party heute abend gab's wohl keine einzige Frau, die nicht meinen Arm um sich gespürt hätte. Und ein paar davon reagierten durchaus. An der Rothaarigen war durchaus mehr dran als nur ein Paar üppige Titten, und es ist eine sehr einfache Sache...« Er brach ab, schluckte kurz; bewegte sich dann langsam um den Tisch herum. Donna beobachtete ihn, wortlos. »Ich hab ihn mal gehabt«, fuhr er fort, »ja, ich

erinnere mich noch.« Er legte eine Pause ein, der Wirkung halber. »Einen Sinn für Humor«, ergänzte er. »Einen Sinn für Komik, selbst wenn rundum so ziemlich alles in die Brüche ging.« Er hob beide Arme empor, als müsse er sich ergeben, weil ein geladenes Schießeisen auf ihn gerichtet war. »Das ist's. Nur ein bißchen... Leben.« Er schwieg einen Augenblick, fuhr dann fort. »Ich unterhielt mich mit ihr, und zum erstenmal seit Monaten wurde mir bewußt, daß ich mich für nichts entschuldigte. Ich hörte ihr zu, und – Wunder aller Wunder – sie hörte mir zu, hörte mir richtig zu. Sie meinte, ich könne vielleicht etwas sagen, das interessant sei. Sie lachte sogar über ein paar von meinen Witzen. Ich erwähnte, ich hätte eine Tochter, und die Reaktion dieser Rothaarigen war ein Lächeln. Sie bekundete sogar Interesse an dem Kind. Natürlich kapiere ich sehr wohl, daß dieses Interesse nur ein Teil ihres Interesses an mir war – ein Interesse, das ich nicht erwiderte und nicht erwidern konnte, weil ich nämlich immer noch dich liebe...« Er brach ab, und Donna sah seine Tränen. Er versuchte nicht, sie zu verbergen oder zurückzuhalten. »Auch wurde mir bewußt, daß ich mich wie ein Schwein benahm – dir gegenüber, Caroline, der Rothaarigen, gegenüber; und nicht zuletzt gegen mich selbst.« Wieder schwieg er, umkreiste abermals den Tisch. »Tinka Segaldu erinnerst dich, daß ich dir von ihr erzählt habe: Sie war eine reizvolle Dame; und natürlich vollgepropft mit jeder Menge Hausmanns-, nein Hausfrauensprüchen. Aber so was gehört nun mal zum mütterlichen Wesen. Einer ihrer Lieblingssprüche stammte

von Shakespeare, dem wir ja so manches >geflügelte Wort< verdanken. Mal sehen, ob ich's noch zusammenkriege. >Vor allem sei dir selber treu<, pflegte sie zu sagen.« Unwillkürlich hielt Donna den Atem an. Es war einer jener Sprüche, den auch ihre Mutter gebraucht hatte. »Nun«, fuhr er fort, »augenscheinlich war ich in unserem Verhältnis an einem Punkt angelangt, wo ich nicht länger mir selber treu war. Oder zumindest nicht mehr mir selber treu und zugleich Teil dieses Verhältnisses bleiben konnte.«

Donna spürte plötzlich die Kälte in ihrem Körper. Nein, nein, dies träumte sie nur. In ihrer Kehle begann es zu würgen.

»Ich liebe dich, Donna. Ich liebe dich wirklich. Glaub mir, daß ich sehr wohl weiß, was du durchgemacht hast und noch immer durchmachst. Wenn's nur um mich ginge, könnte ich's vielleicht noch ein bißchen länger aushalten. Ich bin mir da nicht sicher. Ich weiß es wirklich nicht. Doch das ist eine müßige Frage, denn es geht nicht nur um mich. Da ist ein achtjähriges Mädchen, das bald schon, wenn ich nicht höllisch aufpasse, ihren vierzigsten Geburtstag feiern wird. Vor einem halben Jahr war sie das glücklichste Kind in der ganzen Gegend. Inzwischen ist sie völlig verkrampt. Als sie neulich abends ihre Milch verschüttete, bist du auf sie los, als hätte sie's aus purer Gemeinheit gegen dich getan. Sie traut sich nicht mehr, in deiner Gegenwart etwas zu sagen, weil's ja doch unweigerlich was Falsches ist! Donna, hör genau zu, dämmert dir da nicht was? Klingt da nicht irgendwas geradezu schmerzlich vertraut?«

Sie wollte sprechen, brachte jedoch kein Wort hervor.

»Überlege doch mal, Donna«, fuhr Mel fort. »Überlege doch mal einen Augenblick, was du meinem Kind antust.« Wie hilflos sah er sich im Zimmer um. »Und auch mir!« Plötzlich begann er zu brüllen. »Ja, wenn wir schon dabei sind, ist es wohl das beste, wir schaffen uns richtig Luft. Weißt du, wie ich mir immer vorkomme? Als ob ich über ein Minenfeld stakse, und – wumm! – jeden Moment kann so ein verdammt Ding in die Luft gehen und uns sozusagen in Stücke reißen. Bei jedem Satz, jedem Sätzchen, das ich von mir gebe, schalte ich vorher die innere Zensur ein. Vielleicht wäre was über einen interessanten Fall in der Klinik zu berichten, doch sofern daß was mit Kindern zu tun hat – schnipp! schon ist die Schere des Zensors am Werk. Mir fällt so etwas doppelt schwer. Es macht mir nämlich Spaß, über Kinder zu sprechen, weil ich nämlich – Himmelherrgott noch mal – an meinem eigenen Kind soviel Freude habe. Allem Anschein nach bin ich in den letzten Monaten von einer falschen Voraussetzung ausgegangen. Von der Voraussetzung nämlich, daß die Donna, in die ich mich verliebte, nach einer ce iD r ~~seinem~~ ^{seinem} Donnah»b

leben kann.« Hektisch drehte Donna ihren Kopf hin und her. »Also auch du verläßt mich? Na schön, meine Kinder sind verschwunden; warum ich nicht gleich mit? Schlußstrich unter allem, inklusive Donna – ja?«

»Ich wollte es nicht – nicht so.«

»Du bist, was du tust, Doktor!« fauchte sie ihn an. Mel senkte unwillkürlich seinen Blick. »Du hast gesagt, du würdest mich niemals verlassen. Du hast es geradezu geschworen!«

Langsam hob er den Kopf, sah sie an; doch er sprach nicht. Sie gewahrte nur Schmerz, Qual.

»Du hast versprochen, mir bei der Suche nach meinen Kindern zu helfen!«

»Wir haben's doch versucht, Donna. Wir haben alles Menschenmögliche versucht. Doch wie lange kannst du dein Leben leben, indem du auf das Läuten des Telefons wartest? Und dann – willst du ewig hinter kleinen Jungen herrennen in der Hoffnung, es könnte Adam sein? Oder hinter so winzigen Püppchen, weil du hoffst, womöglich sei das Sharon? Ich sage ja wahrhaftig nicht, daß du völlig resignieren sollst...«

»Nein!« Es war ein Schrei, und sie hörte ihm ganz einfach nicht mehr zu.

Aber er sprach weiter. »Ich versuche doch nur, dir klarzumachen – ob du deine Kinder nun findest oder nicht – du, Donna Cressy, hast dein eigenes Leben zu leben.«

Sie war hysterisch, nicht mehr zu beruhigen. »Du hast mich angelogen«, schrie sie. »Du hast gelogen!«

»Donna...« Er trat auf sie zu.

»Lügner! Lügner!«

»Donna...« Er hob die Arme, schien sie an sich ziehen zu wollen, um sie zu trösten.

»Nein!« schrie sie.

»Versuche doch, dich zu beruhigen.« Er bewegte sich in Richtung Tür. »Ist wohl das beste, wir kühlen uns für ein paar Minuten ab. Ich werde irgendeinen Drink für dich holen.«

»Ich will nichts von dir! Ich will nur hier raus!« Sie bewegte sich gleichfalls in Richtung Tür.

»Du kannst heute nacht nirgends hin!«

»Und ob ich kann, Teufel noch mal!«

»Donna, es kommt unter keinen Umständen in Frage, daß du um diese Zeit noch irgendwohin... Laß uns jetzt versuchen, ein wenig zu schlafen – wir werden uns morgen früh weiterunterhalten.«

Sie versuchte, an ihm vorbei zur Tür zu drängen. »Ich schlafe nicht hier! Und du kannst mich nicht zum Bleiben zwingen!«

Ihr Körper drängte gegen seinen Körper.

»Donna...«

»Geh mir aus dem Weg. Ich brauche dich nicht. Du bist nichts als ein Lügner! Laß mich raus, oder ich schlage einen solchen Krach, daß hier alle aufwachen; das verspreche ich dir!«

Wieder streckte Mel ihr seine Arme entgegen, doch sie klatschte mit ihren Händen dagegen. »Geh mir aus dem Weg! Rühr mich nicht an!« Und dann verwandelten sich die Laute in ein gutturales Geheule, das direkt aus ihrem

Herzen zu dringen schien. Sie kreischte, als sei er im Begriff, ihr, dem waidwunden Tier, den Todesstoß zu geben.

Und plötzlich hob Mel die Hand, preßte sie gegen ihre Lippen, um das Schreien zu ersticken, wenigstens zu drosseln. Donna empfand tiefen Schrecken. Der Atem ging ihr aus. Mit aller Kraft biß sie ihm in die Hand. Jetzt schrie er auf, im unerwarteten Schmerz. Und er versuchte, ihren Körper mit seinem größeren und schwereren Körper unter Kontrolle zu bringen. Doch sie schlug und stieß und kratzte. »Geh mir aus dem Weg!«

Er gab nicht nach. »Ich hasse dich, gottverdammst noch mal!« schrie sie. Und schlug ihm mit der Hand ins Gesicht.

Instinktiv hob er seine rechte Hand und schlug mit gleicher Kraft zurück. Und dann fuhren beide gleichzeitig auseinander, entsetzt über das, was sie getan hatten.

Als erster fand er zur Sprache zurück. »Donna, es tut mir so leid...«

»Nein«, schnitt sie ihm das Wort ab, »ich will nichts weiter hören.« Sie blickte ihm in die müden braunen Augen. »Du bist schlimmer als Victor«, sagte sie mit ruhiger Stimme. »Victor hat vieles getan, aber geschlagen hat er mich nie.«

Während Donna zur Tür ging, trat Mel beiseite. Hinter ihr erklang leise seine Stimme. »Manchmal ist es leichter, jemanden umzubringen, als Hand an ihn – oder sie – zu legen.«

Donna öffnete die Tür und trat hinaus, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzuwenden.

Seit einem Monat kam sie Tag für Tag zu diesem Spielplatz. Zuerst nur ein Zufall, war es inzwischen zum festen Ritual geworden: Jeden Nachmittag von drei bis fünf saß Donna auf derselben niedrigen grünen Bank bei dem kleinen Spielplatz in der Nähe des Flagler Boulevard und sah den Kindern beim Spielen zu.

Irgendwie erschien es ihr als passendes Ende für jeden Tag: für all die Tage, die sie mit leeren Gedanken füllte, bis es dunkel genug wurde, um wieder zu Bett zu gehen, um wieder zu schlafen. Morgens wachte sie zwischen sieben und acht Uhr auf und verbrachte eine kleine Ewigkeit mit Waschen und Zähneputzen und was sonst noch, bevor sie sich anzog. Sie schlüpfte in die Kleidung, die gerade in ihrer Reichweite lag, bis sie schließlich so schmutzig war, daß sie das unmöglich noch länger tragen konnte. Dann unternahm sie lange Spaziergänge, manchmal am Meer entlang, mitunter auch bis zur Worth Avenue, wobei sie den gutgekleideten Touristen nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Gelegentlich führten ihre Schritte sie zur Palm Beach Mall oder in Richtung Southern Boulevard. Dann und wann aß sie irgendwo eine Kleinigkeit; meistens verzichtete sie darauf. Regelmäßig jedoch kam sie am Ende zu diesem kleinen Spielplatz. In welche Richtung sie zuerst auch aufgebrochen sein mochte: Alle Wege führten schließlich

hierher.

Es war einer von Adams Lieblingsspielplätzen gewesen, vermutlich wegen der vielen Wippen und Rutschbahnen usw. in Tiergestalt. Natürlich rechnete sie nicht wirklich damit, ihn hier zu sehen. Andererseits (dies ihre vagen Gedanken) konnte man ja nie wissen. Schien es nicht wenigstens denkbar, daß Victor mit den Kindern Palm Beach überhaupt nicht verlassen hatte? Oder eher noch: daß er mit ihnen nach kurzer Abwesenheit wieder zurückgekehrt war? Sie versuchte, sich von diesen unsinnigen Überlegungen zu befreien. Nein, nein, nein. Palm Beach war ein viel zu kleiner Distrikt. Es gab zahlreiche Menschen, die ihn und die Kinder erkennen konnten, erkennen würden. Überdies hatte der Detektiv den gesamten Staat durchkämmt, hatte alle möglichen Agenturen abgeklappert: für Immobilien, für Hauspersonal, selbst für Kinderschwestern. Victor befand sich garantiert nicht in Florida. Oder hatte sich hier jedenfalls nicht befunden, flüsterte es aus irgendeinem Winkel ihres Gehirns. Denn es *konnte* doch sein, daß er inzwischen zurückgekehrt war.

Sie sah, wie ein kleiner, dunkelhaariger Junge vom Parktor her auf ein grellbemaltes Klettergestänge zulief. Im Nu hatte er sich emporgeturnt und hing dann ganz oben, Kopf nach unten. Wo blieb seine Mutter? fragte Donna sich gereizt. Kleine Kinder läßt man auf gar keinen Fall unbeaufsichtigt – wie leicht können sie sich was tun!

Der Junge war nicht älter als Adam. Ja, er hatte sogar ein wenig Ähnlichkeit mit ihm, zumindest aus dieser

Entfernung. Außerdem blickte sie gegen die Sonne, und wenn sie ihre Augen ein wenig verengte, konnte sie sich fast vorstellen...

»Todd, wo bist du?« rief eine helle Frauenstimme. Und dann sah Donna die Frau selbst. Sie hastete auf den Spielplatz, näherte sich mit zornigen Blicken dem kleinen Jungen. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß du auf mich warten und nicht so weit vorauslaufen sollst? Du weißt doch, daß ich mich jetzt nicht so schnell bewegen kann.«

Die Frau, rund ein Halbdutzend Jahre jünger als Donna, mußte im sechsten oder siebten Monat sein. Unwillkürlich blickte Donna an sich hinab. Sie war so dünn wie nie zuvor, und ihre Magerkeit wurde noch betont durch das Haar, das sie eine Idee zu lang trug, als daß es attraktiv wirken konnte.

»Allmächtiger, wie ich mit zweien fertig werden soll, weiß ich beim besten Willen nicht«, sagte die Frau, während sie schwerfällig auf die Bank zuschritt, auf der Donna saß, und neben ihr Platz nahm. Zu ihrer eigenen Verwunderung freute Donna sich darüber: über die Gelegenheit, mit einem anderen Menschen zu sprechen. Es war schon ziemlich lange her, daß sie mehr Worte gewechselt hatte als die unerlässlichen Floskeln wie »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen«.

»Sie werden schon zurechtkommen«, erwiderte sie lächelnd. »Zuerst ist es schwer, und man glaubt, man schafft es nie. Aber man schafft es doch, und dann ist es wunderschön.«

»Wirklich?« fragte die Frau und strich sich das von

einem Stirnband gehaltene Haar glatt. Es war blond, doch im Sonnenlicht sah man deutlich den schwarzen Haaransatz, etwa einen Zentimeter lang. »Na, hoffentlich. Wir können uns nämlich keine Hilfe leisten. Und Todd – also als Baby war's mit ihm nicht zum Aushalten. Schrie unentwegt. Noch mal könnte ich das wohl kaum durchmachen.«

»Mit meinem ersten war es das gleiche«, sagte Donna. »Ein ganzes Vierteljahr lang schrie er, mein kleiner Adam. Aber dann hörte er damit auf, und er war sehr lieb. Sharon hat überhaupt nie geschrien. Vielleicht haben Sie mit Ihrem zweiten ebensoviel Glück.«

»Na, hoffentlich.« Die Frau blickte zu den spielenden Kindern, ein knappes Dutzend insgesamt. »Welche sind Ihre?«

Die Frage traf Donna völlig unvorbereitet. Unwillkürlich geriet sie in ein Stammeln. »Sie – sie sind nicht hier.« Die Frau musterte sie überrascht. Am liebsten hätte Donna gefragt: Muß man denn Kinder haben, wenn man bei einem Spielplatz auf einer Bank sitzt? Statt dessen sagte sie: »Sie sind mit ihrem Vater unterwegs. Er macht mit ihnen einen Abstecher nach Disneyland.«

»Oh, wie schön. Wir waren voriges Jahr dort. Mir hat's besser gefallen als Todd.« Donna lächelte. Die Frau sah sie fragend an. »Sie verbringen Weihnachten nicht zusammen?«

Donna starre verblüfft. Wie hatte sie nur vergessen können, daß es nur noch wenige Tage bis Weihnachten war? Unwillkürlich drehte sie den Kopf. Sah die Palmen,

das grüne Gras, spürte die warme Dezemberluft. In einer solchen Umgebung war es wahrhaftig keine Kunst, Weihnachten zu vergessen, ging es ihr durch den Kopf. Das Wetter blieb mehr oder minder stets gleich, mal ein bißchen heißer, mal ein bißchen weniger heiß. Geschenke brauchte sie für niemanden zu kaufen. Auch war keiner da, der Tag für Tag fragte: Ist denn immer noch nicht Weihnachten? Niemand hatte ihr eine Weihnachtskarte geschickt – wie denn auch, da keiner wußte, wo sie sich befand? Im Mt. Vernon Motel hatte sie eine Art Dauerquartier bezogen. Ursprünglich was das als Übergangslösung gedacht gewesen, bis sie irgendwo ein geeignetes Appartement fand. Der Mietvertrag für das Haus, in dem sie seinerzeit mit den Kindern gewohnt hatte, war inzwischen abgelaufen, die Eigentümer zurückgekehrt. So hatte sie einen Teil ihrer beweglichen Habe ins Mt. Vernon Motel geschafft und den Rest eingelagert. Sobald die Touristen-Saison vorüber war, würde sie sich auf die Suche nach einem Appartement machen. Wahrscheinlich.

»Ich hatte ganz vergessen, daß Weihnachten vor der Tür steht«, sagte Donna – und bedauerte den Satz, kaum daß er ihr rausgerutscht war.

Die jüngere Frau schien sich buchstäblich zurückzuziehen. In ihren Augen zeigte sich ein eigentümlicher, fast furchtsamer Ausdruck. Und plötzlich erinnerte Donna sich an den riesigen Weihnachtsbaum am Ende der Worth Avenue. Sie sah ihn im Lichterglanz, vor dem Hintergrund des dunklen Abendhimmels; sie sah die erleuchteten Schaufenster, weihnachtlich geschmückt. Es

war schon erstaunlich, wie das funktionierte mit dem Verdrängungsmechanismus (so nannte man das ja wohl). Sie hatte es tatsächlich fertiggebracht, Weihnachten für sich *nichtexistent* zu machen. Eine beachtliche Leistung, wenn man so wollte.

Die jüngere Frau ließ ein gezwungenes Lächeln sehen. Dann er hob sie sich nicht ohne Mühe, murmelte irgend etwas: Sie müsse ihrem Söhnchen helfen oder so. Mit erstaunlich schnellen Schritten (zumindest für eine Frau in ihrem Zustand) näherte sie sich ihrem kleinen Sohn, der fröhlich herumturnte, sagte irgend etwas zu ihm – und setzte sich dann auf eine Bank auf der anderen Seite des Spielplatzes. Sie zog ein Buch aus ihrer Handtasche und vermied jeden Blick in Donnas Richtung.

Wer kann auch Weihnachten vergessen, dachte Donna für sich. Doch nur jemand, der nicht ganz richtig im Kopf ist. Sie stand auf und ging langsam in Richtung Parkausgang.

Der Mann war schlank, fast knochig. Mit John Travolta besaß er überhaupt keine Ähnlichkeit, fand Donna, und sie fragte sich, wie es nur kam, daß sie zunächst diesen Eindruck gewonnen hatte. John Travolta war dunkelhaarig und hatte elastische Hüften. Dieser Junge – denn mehr als ein Junge war er kaum, wie sie jetzt trotz des trüben Lichts sehen konnte – hatte absolut durchschnittliches braunes Haar, besaß einen eher mäßigen Sex-Appeal, und was seine Hüften betraf, so *bemühten* sie sich um Elastizität.

Was hatte er hier zu suchen? Nein, das war falsch formuliert. Was suchte er hier? Schließlich befanden sie sich in ihrem Motelzimmer. Donna saß auf ihrem Bett; er

stand drüben beim Toilettentisch vorm Spiegel und kämmte sich das Haar. Hautenge schwarze Jeans und Stiefel mit hohen Absätzen trug er. Kein Hemd. Rasch blickte Donna an sich hinab – sie hatte noch die hellblauen Velourshorts mit dem passenden Oberteil an, die sie nun schon seit mehreren Tagen trug. Hatten sie sich bereits geliebt? War sie schon wieder angekleidet und wartete darauf, daß er endlich fertig wurde und ging?

Sie blickte zu dem Jüngling. Ja, das war wohl das richtige Wort, so altmodisch es auch klingen mochte. Jüngling. Kein Junge mehr, aber auch noch kein Mann. Er war mindestens zehn Jahre jünger als sie. Was suchte er in ihrem Motelzimmer? Wo hatte sie ihn – aufgegabelt?

»Welcher Tag ist heute?« fragte sie ihn plötzlich.

Langsam drehte er sich zu ihr um. Auf seinem Gesicht spiegelte sich Verwunderung. »Freitag«, erwiderte er. Seine Stimme klang für sie fremd. Hatte sie ihn schon einmal sprechen hören, oder war dies das erstemal? »Bin in ein paar Sekunden bei dir, Baby.« Im Spiegel betrachtete er sein Profil. Gar kein Zweifel: Er war weit mehr an seiner eigenen Vollkommenheit interessiert als an ihr.

»Welches Datum haben wir?« Auch ihre eigene Stimme klang ihr fremd. Als hörte sie sich auf einer Tonbandaufnahme zu. Mehr noch: Bei der ganzen Szene schien sie Zuschauerin zu sein, alles von der anderen Seite des Raums beobachtend: zwei Fremde, der Mann – oder Jüngling – halbbekleidet vor dem Spiegel, in die Betrachtung seines eigenen Spiegelbildes versunken, die

Frau auf dem Bett sitzend, noch vollständig angekleidet und wartend. Wartend worauf? Daß er ging? Daß er sich ihr näherte? Daß er sie liebte? Wer war dieser Junge? Wie war er in ihr Motelzimmer gelangt?

»Welches Datum haben wir?« fragte die Stimme wieder, fast fieberhaft.

»He, Baby, das fragst du mich nun dauernd. Was ist denn los? Stimmt irgendwas nicht mit dir?«

»Welches Datum haben wir?« Sie hatten also schon miteinander gesprochen.

»Es ist noch immer Freitag, der 31. Dezember.« Er wandte sich wieder dem Spiegel zu, warf dann einen Blick auf seine Armbanduhr, die er auf den Toilettentisch gelegt hatte. »Wie ich dir schon im Park gesagt habe – lange kann ich nicht bleiben. Hab'ne Verabredung für heute abend.« Er lächelte dümmlich. »Is ja klar, nich? Silvester und so.«

Hatten sie sich bereits geliebt? War er deshalb hier? Wieder fühlte sie sich wie eine Beobachterin außerhalb – oder doch am Rande – der Szene. Geschickt streifte er seine Stiefel ab und näherte sich dann bis auf einen halben Meter der verwirrten Frau auf dem Bettrand. Jetzt sahen gleichsam beide Frauen zu, während er aufreizend seinen Gürtel löste und die schwarzen Jeans Zentimeter für Zentimeter seine Hüften hinabgleiten ließ. Unterwäsche trug er nicht.

»Sie haben eine hübsche Figur«, hörte sie die Frauenstimme sagen. Er streifte die Jeans ab und tanzelte dann wieder in Richtung Spiegel, um sich von allen Seiten

zu betrachten.

»Phantastisch, was?« sagte er. Es war weniger eine Frage als eine Feststellung. »Ich trainiere auch jeden Tag in einer Sporthalle. Sozusagen gleich um die Ecke vom Park. Muß mich doch in Form halten«, sagte er und näherte sich wieder der Frau, »für die Weiber, weißt schon.«

Mit atemberaubender Geschwindigkeit spult das ab, dachte Donna, die Beobachterin auf der anderen Seite des Zimmers. Bitte, Herr Filmvorführer, hätten Sie vielleicht die Freundlichkeit, den Film zu stoppen, zurückzuspielen und von vorn zu beginnen? Ich weiß überhaupt nicht, worum's geht. Diese Leute sind mir unbekannt, ich habe keine Ahnung, wie der Titel lautet – und so weiter und so fort. Was, um alles in der Welt, suchte dieser Junge im Zimmer dieser Frau? Warum sieht sie so verwirrt aus? Ich habe keine Ahnung, worum sich das Ganze dreht. War mir schon immer zuwider, mitten in einen laufenden Film zu platzen. Bitte, Herr Vorführer, hätten Sie die Güte, den Streifen von vorn zu starten, damit ich mir ein Bild machen kann, wer diese Leute sind.

»Für so was sind Sie doch ein bißchen alt, finden Sie nicht?« hörte sie die Frauenstimme fragen. Er hing, die Knie über die oberste – grüne – Stange des Klettergerüsts gehakt, mit dem Kopf nach unten. Schwarze Jeans, schwarzes T-Shirt – das ein ganzes Stück verrutschte, so daß sie seinen nackten Leib oberhalb des Bauchnabels sehen konnte – und dieser Bauchnabel schien sie geradezu anzulächeln. Rasch schwang er herum, herunter, stand dann vor ihr und blickte sie an. Irgendwie sah er wie

John Travolta aus, fand sie.

»Sind Sie eine Parkaufseherin oder was?« fragte er, während er heftig auf seinem Kaugummi herumkaute.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nein. Ich komme nur manchmal hierher.«

»So?« fragte er, uninteressiert. »Haben Sie Kinder hier?«

»Nein«, erwiderte sie und schüttelte den Kopf.

Er nickte und schaute sich um. In der Nähe spielten ein paar Kinder. Als er wieder zu der Frau blickte, starnte sie ihn noch immer an.

»Sie kommen, äh, nur mal so hierher, wie?«

»Ganz recht.«

»Ja. Weiß schon, wie es ist.«

»Wie was ist?«

Er zuckte die Achseln. »Weiß nicht.« Er blickte zu dem Klettergerüst.

»Ich heiße Donna.«

»Ja?«

»Ja.«

Er zeigte ein vorsichtiges Lächeln. »Nett, Sie kennenzulernen, Donna.«

»Welchen Tag haben wir heute?«

»Welchen Tag? Ah, Freitag. Es ist Freitag.«

»Freitag der wievielte?«

Das Lächeln begann zu verblassen. »Freitag, der 31. Dezember, Silvester.«

»Jetzt?«

»Wie meinen Sie das – *jetzt*? Es ist kurz nach drei Uhr

nachmittags. Später. Ich meine, in ein paar Stunden ist es dann wirklich soweit – Silvester. Möchten Sie vielleicht wissen, welches Jahr wir haben?« Die Stimme klang sarkastisch – aber kaum weniger verwirrt.

Sie schüttelte den Kopf. Das Jahr war unwichtig. Unausgesetzt starre sie den jungen Mann an.

»Hören Sie, ich muß jetzt gehen. Hab für heute abend'ne große Verabredung. Sie wissen, wie so was ist.«

»Wie was ist?«

Er drehte sich langsam von ihr fort. »Nun, ein glückliches neues Jahr.« Er begann, sich von ihr zu entfernen.

Die Frau folgte ihm mit zaudernden Schritten. »Warten Sie!«

»Ich kann wirklich nicht bleiben«, sagte er und blickte zu ihr zurück.

»Hätten Sie Lust, mit mir ins Bett zu gehen?«

Donnerwetter, dachte Donna, während sie das »Replay« beobachtete. Diese Frau hat wirklich eine Menge Mumm.

»Soll das ein Scherz sein?« Er hatte sich umgedreht, kam zurück.

»Überhaupt kein Scherz. Willst du mit mir ins Bett gehen? Ich wohne drüben am Belvedere.«

»Bist schon'n tolles Weib«, sagte er lachend. »Aber klar – ich mach mit dir'ne Nummer. Bloß lange bleiben kann ich nicht.«

»Hast du ein Auto?«

»Ein Stück die Straße abwärts geparkt.«

Donna beobachtete den Jungen – oder Jüngling – und die Frau. Während sie gemeinsam den Park verließen, glitt

seine Hand über ihr Hinterteil.

Und jetzt befanden sie sich in dem Motelzimmer. »Meinst du nicht, du solltest dir dies ausziehen?« fragte er und zupfte an ihrem hellblauen Velouroberhülle. Donna, die Beobachterin von der anderen Zimmerseite, sah genau zu. Wie ein Kind hob die Frau auf dem Bettrand die Arme in die Höhe, und der junge Mann – der Jüngling – zog ihr das Oberteil über den Kopf. »He, ein BH!« sagte er lachend. »Hab so'n Ding schon seit Jahren nicht mehr gesehen.« Er betrachtete das »Objekt«, als handle es sich um einen Gegenstand von einem anderen Planeten – sodann glitten seine Hände auf ihren Rücken, um den BH aufzuhaken.

»Der wird vorne aufgehakt«, murmelte sie.

»Wirklich? Na, was sagt man. Habe dir ja gesagt, daß ich mit so was schon eine Ewigkeit nicht mehr zu tun hatte.« Er fand den Haken, löste ihn mühelos. »Na, das Gefühl dafür habe ich wohl noch immer«, stellte er fest, während er unablässig den Kaugummi in seinem Mund herumwälzte. Er löste den BH, ließ ihn auf den Boden fallen. »Ist wohl wie eine dieser Fick-Phantasien, bei denen einem kein verklemmter Reißverschluß in die Quere kommt, wie?« fragte er, während er sie aufs Bett zurückdrängte, um ihr – in ein und derselben Bewegung – sowohl ihre Shorts als auch ihr Höschen abzustreifen.

»Solche Phantasien habe ich schon längst aufgegeben«, sagte die Stimme der Frau. Donna, auf ihrer Beobachterposition auf der anderen Seite des Zimmers, bewegte sich unruhig. Irgendwie klang die Stimme jetzt allzu vertraut. »Ich war einmal in einem Flugzeug«, fuhr die

Stimme fort. »Ist schon lange her. Eine Nonne beschlagnahmte den Sitz, den ich eigentlich für Warren Beatty reserviert hatte. Soviel zum Thema Phantasien.«

Donna lachte. Dieser Junge oder Jüngling lachte nicht. Er stellte das Kaugummikauen ein, richtete seinen (bislang über die Frau gebeugten) Körper auf. Starr war sein Blick auf sie geheftet, geradezu klinisch betrachtete er sie. Donna bemerkte, daß es mit seiner Erektion abwärts ging.

»Stimmt irgendwas nicht?«

»Was ist das hier?« fragte er.

»Was?«

»Dies. Sieht wie'ne Narbe aus.« Seine Finger zogen eine Line nach, die von ihrem Nabel bis zum Schamhaar reichte.

Donna, die Beobachterin, hatte das Gefühl, daß die Frau sie zu sich zog, zu ihrem Bett. »Meine Babys«, sagte die Stimme, und sie sagte es zögernd.

»Babys? Du hast Babys?«

»Zwei«, erwiderte sie langsam. »Beide durch Kaiserschnitt.«

Der Jüngling setzte sich, ein Stück von der Frau entfernt. »Ist echt schade. Nichts, was man gegen die Narbe tun kann, oder?«

Urplötzlich befand sich Donna wieder ganz im Körper der Frau. Doch irgendwie schien nichts richtig zu passen. Sie wollte weg von hier, fort von diesem Jungen oder Jüngling, wer immer er auch sein mochte. Albernes Gespräch, von dem sie sich befreien wollte. Doch schien sie festzustecken in der Haut dieser fremden Frau: eine Art

Gefangene im Leib eines weiblichen Wesens, das der Situation kaum gewachsen schien. »Ich habe noch nie viel darüber nachgedacht«, sagte sie. Und dies war ihre eigene Stimme. Und es war wahr. Victor hatte ihre Narbe stets als etwas behandelt, das sozusagen eine besondere Auszeichnung verdiente. Was Mel betraf, so hatte er überhaupt nicht davon gesprochen – außer daß es ausgezeichnet »gemacht« sei, wozu dann noch zarte Küsse kamen, aufwärts wie abwärts. Sie hielt inne. Nein, an Mel konnte, wollte sie nicht denken. Sie blickte wieder zu dem Jungen, dem Jüngling – und gewahrte sehr deutlich das Unbehagen in seinen Augen. »Du hast etwas gegen Narben, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie machen mich nicht direkt an, soviel ist klar. Aber, wie mir scheint, kümmert euch moderne Frauen so was herzlich wenig...«

»Moderne Frauen?« Wovon sprach er überhaupt?

»Nun, ihr rasiert euch nicht mehr die Achselhöhlen aus, ihr rasiert euch nicht mehr die Beine...«

Donna blickte auf ihre Beine, tastete nach ihren Achselhöhlen.

Er hatte recht. Wie lange war es her, daß sie daran gedacht hatte, sich dort zu rasieren? Sie wußte es einfach nicht. »Da biete ich wohl einen erstaunlichen Anblick«, sagte sie.

Er lachte. »Hör mal«, sagte er, während er aufstand und wieder zum Spiegel zurückstritt, »vielleicht tun wir es ein andermal. Ist schon ziemlich spät. Und ich habe diese Verabredung, weißt du...«

Donna nickte wortlos. Selbst mit »zufälligen« Parkbekanntschaften wollte es nichts werden.

»Bist du geschieden?« fragte er, während er sich wieder seine schwarzen Jeans überstreifte.

»Ja.«

»Ja, nun... -« Er zog sein T-Shirt über den Kopf. »Könnte ja sein, daß ihr beide bald schon wieder zueinanderfindet.« Wer sonst sollte verrückt genug sein, um zu...

»Vielleicht«, sagte Donna, und ihre Stimme nahm wieder diesen angenehm fremden Klang an. »Vielleicht war alles gar nicht so schlimm, wie ich glaubte.« Langsam drehte sie den Kopf, blickte sich im Zimmer um. »War's denn wirklich so schlimm?« fragte sie sich selbst. Zumindest würde sie ihre Kinder wiederhaben.

Als sie erneut zum Toilettentisch blickte, war der Junge verschwunden. Und während sie in Schlaf sank, fragte sie sich, ob es da überhaupt jemanden gegeben hatte.

Zwanzig Minuten später wachte sie abrupt wieder auf und ging ins Badezimmer. Dort öffnete sie das Arzneischränkchen, nahm den Lady Shave heraus, ersetzte die alte Klinge durch eine neue. Dann seifte sie sich die Achseln ein und rasierte sich sämtliche Spuren der »modernen Frau« fort.

Hier und dort versuchte sie ihre Haut zu verschönern, wobei sie die nicht zu beseitigenden Narben ignorierte; dann widmete sie sich ihren Beinen. Sie hob ein Bein ins Waschbekken, rieb mit einem nassen Lappen darüber,

trug Seifenschaum auf. Anschließend ließ sie den Rasierer mit ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen auf und ab gleiten.

Trotzdem schnitt sie sich, zuerst rein zufällig. Es handelte sich um eine neue Klinge, und Donna hatte offenbar zu fest aufgedrückt. Dann passierte es wieder, diesmal aus Unachtsamkeit. Doch beim dritten Mal war es Absicht. Genauso beim vierten, fünften und sechsten Mal. Anschließend rasierte sie sich das andere Bein, wiederholte dort die Prozedur und beobachtete, wie sich die schmalen roten Rinnseale zu breiteren vereinigten. Eigentümliche Gebilde schlängelten sich dahin, den Flüssen auf einer Landkarte gleich – rote statt blaue Flüsse. In den Schnittwunden spürte sie ein Stechen, von der Seife. Doch der Schmerz tat – sonderbarerweise – gut. Victor allerdings würde so etwas niemals gutheißen, und er hätte natürlich recht. Wie gewöhnlich. In allem. Wenn sie ihn doch nur finden und es ihm sagen könnte. Vielleicht würde er sie wieder aufnehmen. Denk darüber nach, Donna, sagte sie zu sich selbst, während sie das Bad verließ und wieder in ihre blauen Shorts und das dazugehörige Oberteil schlüpfte. So schlimm, wie du's immer hingestellt hast, war's doch auch wieder nicht. Sei aufrichtig gegen dich selbst. War's wirklich so schlimm?

»Allmächtiger, was ist denn mit Ihren Beinen?«

Donnas Blick löste sich vom Gesicht der verblüfften Friseuse. Sie ließ ihre Augen an sich hinabgleiten. »Hab

mich geschnitten, als ich sie rasierte.«

»Womit haben Sie sich denn rasiert, mit einer Axt?« fragte die Frau.

»Wann können Sie mich drannehmen?«

Die junge Frau mit den purpurfarbenen Strähnen im vorderen Teil ihres Haares blickte sich ratlos in dem Frisiersalon um, in dem es sehr geschäftig zuging. »Ich weiß nicht, Mrs. Cressy«, sagte sie. »Heute ist ja Silvester. Und da haben wir schon seit Wochen für praktisch jede Minute Voranmeldungen.«

»Bitte...«

»Also schön, kommen Sie in einer Stunde wieder. Will mal sehen, ob ich Sie irgendwie dazwischenschieben kann.« Sie sah Donna an. »Was genau möchten Sie denn gemacht haben?«

Donna betrachtete die Frau, in deren Salon sie im Jahr nach Sharons Geburt so häufig zu finden gewesen war. Die Friseuse trug ihr Haar ziemlich kurz. In der Form wirkte es geometrisch, und die Farben – eine rötliche Messingtönung mit breiten purpurnen Strähnen vorn. »Gefällt mir, so wie Sie's haben«, sagte Donna.

Was sie hierhergeführt hatte, wußte sie nicht. Gewiß, ihr blieb eine Stunde Zeit, bevor sie wieder zu Lorraine, der Friseuse mußte. Aber das beantwortete noch lange nicht die Frage nach dem Warum. Seit dem Begräbnis war sie nicht mehr hier gewesen, und nie hatte sie das Gefühl gehabt, daß der Friedhof – oder Grabstein – sie ihrer

Mutter irgendwie näherbringen könnte. Weshalb kam sie jetzt hierher?

Donna ging zwischen den Reihen der Gräber entlang, die mit frischen Blumen geschmückt waren – Bitte, keine künstlichen Blumen, stand auf dem Schild. Wie friedlich es hier war. Ein Scherz aus Kindertagen fiel ihr ein: Du, da gibt's einen neuen Friedhof, und die Leute bringen sich um, bloß um dorthin zu kommen! Sie beschleunigte unwillkürlich ihre Schritte und fand dann die Reihe, die sie suchte, und den Grabstein.

SHARON EDMUNDS

1910 – 1963

geliebte Gattin von Alan

geliebte Mutter von Donna und Joan

»Eine sanfte Seele; ein gütiger Geist«

Lange Sekunden verharrte Donna vor dem Grabstein. Mit den Fingerkuppen zog sie ganz langsam die Furchen der gravierten Buchstaben nach, fast als lese sie die Worte in Blindenschrift. Und sie tat es mehrmals, ehe sie mit der ganzen Hand über die glatte Oberfläche strich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, dachte sie. Ich weiß nicht, wie ich zu dir sprechen soll. Dann ließ sie sich langsam zu Boden sinken, saß auf der Erde neben dem Grab ihrer Mutter und blickte mit gleichsam leeren Augen zum Grabstein. Ich weiß nicht, was ich zu dir sagen soll, wiederholte sie für sich und wußte: Wenn es irgendeine Möglichkeit gab, daß ihre Mutter sie hörte, so würde ebendies geschehen, auch ohne ein gesprochenes Wort. Bitte, sag mir, was ich tun soll. Bitte, sag mir, wer ich bin. Was habe ich aus meinem

Leben gemacht? Was habe ich fortgeschleudert? Angestrengt starre sie auf die eingemeißelten Buchstaben. War mein Leben mit Victor wirklich so schlimm? Bitte, hilf mir. Mutter. Ich brauche eine Antwort. Ich brauche dich, damit du mir sagst, was ich tun soll!

Doch es kamen keine Stimmen, kein abgründiges Raunen, keine geheimnisvollen Zeichen, die von übernatürlichen Kräften kündeten. Nichts. Nur Stille. Donnas Blick glitt über die geometrischen Reihen. Ungestört lagen sie. Keine Geister erhoben sich, keine schlanken, durchsichtigen Gestalten in weißen, flutenden Gewändern. Nichts. Plötzlich hörte sie Mels Stimme. »Wenn es in diesem Zimmer irgendwelche >Geister< gibt, Donna, dann stehen sie in deinen Schuhen!«

Sie verdrängte die Gedanken an Mel, wie sie es stets zu tun pflegte. Diesmal jedoch kehrten sie hartnäckig zurück.

»Bist du bereit heimzufahren?« Mel.

»Ich bin schon den ganzen Abend dazu bereit.« Donna.

»Das ist mir nicht entgangen. Fehlte eigentlich nur, daß du die Autoschlüssel klirrend in meine Richtung geschwenkt hättest.«

Geh fort, Mel.

»Du sagst mir, daß du mich nicht mehr hierhaben willst?«

»Ich sage dir, daß ich Donna Cressy liebe. Aber daß ich mit der Frau, zu der sie sich hat werden lassen, nicht mehr leben kann.«

Donna lehnte sich gegen den Grabstein ihrer Mutter. Unmittelbar hinter ihr erklang Mels Stimme.

»Du warst sechs Jahre lang mit Victor verheiratet, Donna. Ich meine, das sollte uns beiden genügen.«

Mit rasender Geschwindigkeit schien in Donnas Gehirn ein Film abzuspielen. Rückwärts zunächst. Dann vorwärts. Die sechs Jahre mit Victor. Wörter. Mehr Wörter. Endlose Folgen von Wörtern. Ermahnungen. Anweisungen. Befehle. Halbwahrheiten. Aber auch Fast- oder Ganzwahrheiten. Genügend zum Schlingenlegen, Fallenstellen. Genug, um sie von einer Erwachsenen in ein Kind zurückzuverwandeln – in ein unselbständiges Geschöpf, von dem so etwas wie Wundergläubigkeit erwartet wurde.

Ein Gedicht von Margaret Atwood ging ihr plötzlich durch den Sinn, und die Worte schienen zu erstarren. Noch mehr Worte.

*du fügst dich in mich
wie ein Haken in ein Auge
ein Fischhaken
in ein offenes Auge*

Die richtigen Worte. Plötzlich mußte sie an Victors Mutter denken; vergeudete Hoffnung, verschwendetes Warten, über ein Dutzend Jahre. Und Victors erste Frau. Drei Jahre habe ich auf der Psychiater-Couch zugebracht wegen diesem Lumpenhund, hatte die Frau gesagt. Noch immer voll Zorn nach all den Jahren. Und sie – Donna – ihrerseits? Die Melodie von Paul Simons Song klang wie von fern an ihre Ohren. Was ließ sie sich von Victor antun?

SHARON EDMUNDS

Donna starre auf den Namen ihrer Mutter. »Ja«, sagte sie laut, während die letzten Bilder ihres Lebens mit Victor an

ihrem inneren Auge vorübergliitten und der Film plötzlich zu Ende war. »Es war so schlimm.«

Sie erhob sich. Meinte, Mel neben sich zu spüren.

»Soll das heißen, ich war schuld daran, daß du dich heute abend so benommen hast?« Donna. An jenem Abend, wo sie ihn geohrfeigt und dann verlassen hatte.

»Das soll heißen, daß es *meine* Schuld war. Du kannst für meine Handlungsweise nicht verantwortlich sein.« Mel. Kannst du nicht verstehen, was ich dir die ganze Zeit über zu sagen versuche?

Sie verstand. Warum nur waren die einfachsten Wahrheiten immer am schwersten zu verstehen?

Victor war längst nicht mehr für ihr Leben verantwortlich. Und niemand sonst würde ihr irgendwelche Antworten geben.

Konnte ihr irgendwelche Antworten geben. Die Antworten mußten aus ihr selbst kommen. Sie war als einzige für sich verantwortlich – für alles, was sie damit tat. Für den fremden Jungen oder Jüngling in ihrem Motelzimmer, für die Schnitte an ihren Beinen; für alles, was sie – und niemand sonst – mit sich geschehen ließ.

Ihr Blick glitt über den Friedhof. »Nichts als ein Haufen Tote hier«, sagte sie laut und hatte das Gefühl, daß ihre Mutter ihr prompt zustimmte.

Nein, hier gibt es keine Antworten, dachte sie, während ihre Augen über die Gräber streiften. Hier sind bloß Tote. Aber es gilt einzig das Leben. Und es kommt darauf an, daß man lernt, das Leben zu leben.

Mel arbeitete noch spät, um sich den nächsten Tag frei nehmen zu können.

Als Donna die Stufen zu seiner Praxis hochstieg, fühlte sie, wie ihr Herz zu rasen begann; wie bei einem Teenager, dachte sie. Und sie begriff auch, wie groß die Möglichkeit – wenn nicht gar Wahrscheinlichkeit – war, daß er sie gar nicht mehr haben wollte. Allzuviel Zeit war verstrichen, allzuviel hatte sie ihm zugemutet.

Sie verhielt mitten auf der Treppe. Die Luft war ihr knapp geworden, sie atmete tief. Wenn er sie nun nicht mehr haben wollte, was dann? Weitere endlose Spaziergänge ins Irgendwo? Wieder irgend so ein Fremder, den sie auf einem Kinderspielplatz auflas? Wieder Blut im Waschbecken des Badezimmers? Nein, beschloß sie, während sie die Treppe weiter emporstieg. Sie hatte sich zur Genüge selbst gestraft. Keine Blasen mehr. Kein Blut mehr. Sie hatte bereits bezahlt.

»Komme gleich«, rief er aus seinem Zimmer, nachdem sie das Wartezimmer betreten hatte. Keine Sprechstundenhilfe mehr, niemand. »Muß nur noch was fürs Laboratorium fertig machen. Dauert nicht lange.«

Donna stand in der Mitte des Raums und wartete. Ich werde überleben, sagte sie zu sich selbst. Wenn du mich von dir fortschickst, werde ich überleben, trotzdem. Und ich bin auch die einzige, die's schaffen kann – für mich.

»Bitte um Entschuldigung. Wußte nicht, daß noch jemand angemeldet war...« Kaum, daß er sie erkannte, brach er

ab. Und Donna sah, wie in seinen Augen Tränen aufstiegen, fühlte aufsteigende Tränen auch in ihren Augen.

Doch ihre Stimme klang sehr klar, und es war ganz und gar ihre eigene Stimme. »Bitte, laß mich alles sagen, das zu sagen ich hergekommen bin, bevor du irgend etwas sagst.« Er nickte wortlos. »Ich bin ein Dummkopf gewesen, oder wie immer du mich nennen möchtest. Die letzten neun Monate meines Lebens habe ich damit vergeudet, den verdamten Felsbrocken über den Gipfel hinwegrollen zu wollen, obwohl doch jeder weiß, daß das absolut unmöglich ist. Der rollt einfach zurück, über mich hinweg – und auch über jeden, der zufällig in meiner Nähe steht.« Er schwieg, weil er wußte, daß da noch mehr war, was sie sagen wollte.

»Ich habe heute einen ganz enormen Tag hinter mir«, fuhr sie fort. »Ich las irgendeinen Jüngling im Park auf und nahm ihn mit auf mein Motelzimmer. Dann amputierte ich mir beim Abrasieren der Beine diese sozusagen ums Haar. Auch hätte ich mir fast das Haar purpur gefärbt.« Sie hielt für einen Augenblick inne. »Und ich ging meine Mutter besuchen, auf dem Friedhof.« Wieder schwieg sie für einen Moment. »Auf dem Weg hierher mußte ich ununterbrochen an das Buch denken. An das Buch von Albert Camus über Sisyphos. Und ich glaube, so wird's wohl sein müssen. Nur auf diese Weise werde ich überleben können. Ich meine, was Victor getan hat, ich muß es als Tatsache hinnehmen. Muß mir richtig klarmachen, daß es praktisch keine Hoffnung gibt, meine Kinder jemals zurückzubekommen. Je mehr ich hoffe, desto mehr verzweifle ich. Und für Verzweiflung ist in mir einfach kein

Platz mehr.«

Sie weinten nun beide. Weinten ohne Scheu, fast hemmungslos. »Wie du mir gegenüber jetzt empfindest, weiß ich natürlich nicht. Ich weiß nur, daß ich dich liebe. Daß ich mich sehr danach sehne, mit dir zusammen zu sein. Deine Frau zu sein und Annies Mutter. Aber ich weiß auch, daß ich nicht zerbrechen werde, falls du mir sagst, es sei zu spät.« Sie lachte, unter Tränen. »Es würde mir ganz verteufelt zusetzen«, erklärte sie. »Aber zusammenbrechen – nein, zusammenbrechen würde ich nicht. Das verspreche ich dir.« Sie ließ eine Pause eintreten. »Das ist alles, was ich zu sagen habe. Nun bist du an der Reihe.«

Er lächelte traurig. Und bevor er sprach, verging eine geraume Zeit. »Purpurfarbenes Haar?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Heißt das, daß du mich liebst?«

»Das heißt, daß ich dich irrsinnig liebe.«

Im nächsten Bruchteil einer Sekunde gab es zwischen ihnen keine räumliche Entfernung mehr, und Worte – Worte waren ohnehin überflüssig.

Donna saß über einem gewaltigen Stapel von Quittungen und unbezahlten Rechnungen, die sie alphabetisch einzuordnen versuchte. Welche junge oder auch nicht so junge Dame hierfür als letzte verantwortlich gewesen war – kein Wunder, daß man sich an »Kelly Girl« gewendet hatte, um sie zu ersetzen.

Das Telefon schrillte. Nein, natürlich, hier *schrillte* es nicht. Es spielte irgendeine kaum erkennbare Melodie. Warum nur läutete es nicht so wie überall? Sie hob den Hörer ab. »Tut mir leid, der Apparat ist besetzt. Wenn Sie bitte eine Minute warten würden. Fein, ich werde Sie sobald wie möglich verbinden.« Sie drückte die entsprechenden Tasten und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem gigantischen Stapel von Quittungen und unbezahlten Rechnungen zu. Doch schon wieder erklang jenes melodische Gezirp. Nicht ganz das gleiche. Diesmal war es nicht das Telefon, diesmal war es die Tür. Ein hochgewachsener, gutgekleideter, tiefgebräunter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren näherte sich ihr.

»Mr. Wendall?«

»Einen kleinen Augenblick, bitte.« Sie drückte eine Taste. Dies war es, was sie immer und ewig tat: Tasten drücken. »Ihr Name, bitte?«

»Ketchum.«

»Mr. Wendall, hier ist ein Mr. Ketchum, der Sie sprechen möchte. Ja. Gut. Werde ich tun. Nehmen Sie bitte Platz, Sir. Er wird Ihnen gleich zur Verfügung stehen.« Sie ließ die Taste los. Abermals zirpte es. Diesmal war es wieder das Telefon. Und dann kam jemand durch die Tür herein und näherte sich ihr. Noch mehr Tasten. Noch mehr Gezirp. Guter Gott, kein Wunder, daß ihre Vorgängerin alles in einer solchen Unordnung hinterlassen hatte – ihr war nie eine Chance geblieben, irgendwas in Ordnung zu bringen. In den zwei Stunden, seit Donna hier arbeitete, hatte sie kaum Gelegenheit gehabt, die A's von den B's zu scheiden. Ein wenig verheißungsvoller Auftakt.

Inzwischen warteten drei Leute an den Enden irgendwelcher Telefonleitungen und zwei hier auf Stühlen, während ein Schreibtisch voller unerledigter Quittungen und unbezahlter Rechnungen der Erledigung harrte. Erneut erklang das Telefon. »Household Finance«, meldete sie sich mit freundlicher Stimme und ließ dann ein breites Lächeln sehen, als sich der »Teilnehmer« vom anderen Ende meldete. »Ist das reine Tollhaus hier. Dabei haben wir schon fast Mittagszeit, und geschafft – geschafft habe ich überhaupt noch nichts. Wie läuft's bei dir? Oh, nur einen Augenblick, Mel, ist gerade noch jemand eingetreten.« Sie erledigte, was zu erledigen war. »Inzwischen warten hier drei Leute, die zu Mr. Wendall wollen. Keine Ahnung, was er dort hinten treibt. Ja, es macht mir Spaß. Ist irgendwie ganz lustig. Anders als auf der Bank.«

Seit sie, inzwischen waren es drei Wochen, zu »Kelly Girl« gehörte, hatte Donna für Savings and Loan

gearbeitet, für eine Bank. Für ein oder gar zwei Wochen würde sie hier tätig sein: in einer Art Personalunion als Empfangsdame und Buchhalterin in diesem Büro mit der Bezeichnung Household Finance. Als ein »Kelly Girl« mußte sie meist bei Jobs einspringen, die wenig Eigenverantwortlichkeit und -initiative verlangten, dafür aber um so mehr Frondienst. Doch erfüllte dies, für den Augenblick, seinen Zweck: Donna gewöhnte sich wieder ein in die alltägliche Arbeitswelt, und während sie dort bereits aktiv war, konnte sie sich in aller Ruhe überlegen, welche Art Job ihr für die Zukunft wünschenswert schien. Ihre Freundin Susan hatte ihr bereits erklärt, sie habe da ein paar neue Ideen für Donna. Bei der Party am Samstag abend wollten sie darüber sprechen.

»Okay, schönen Dank für den Anruf, Liebling. Übrigens – du weißt doch, daß ich später mit Annie bei Saks verabredet bin. Anschließend werden wir noch eine Kleinigkeit essen. Nein, du bist nicht eingeladen. Annie meinte, es handle sich um eine ausschließlich weibliche Gesprächsrunde. Ich bin ein Nervenwrack. Ja, mach ich. Okay, Schatz. Bis später dann, tschüß.«

Kaum hatte sie aufgelegt, läutete – oder zirpte – das Telefon schon wieder. Um die Mittagszeit warteten dann: vier Leute an den Enden diverser Telefonleitungen und sechs weitere hier im Büro. Alle hofften darauf, endlich zu Mr. Wendall »vorzudringen«, doch hatte dieser Donna gerade über die Sprechanlage verkündet, er werde jetzt zum Lunch gehen. Vor sich auf dem Schreibtisch sah sie die nach wie vor unsortierten Haufen von Quittungen und

unbezahlten Rechnungen, und an ihren Schläfen spürte sie so etwas wie einen sich steigernden Trommelwirbel.

Annie wollte mit ihr sprechen. Worüber wohl?

Bislang harmonierten sie wunderbar miteinander. Zwischen beiden herrschte ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und wechselseitiger Achtung wie noch nie zuvor. Gewiß, in den ersten Tagen nach Donnas Rückkehr hatten sich beide verhalten wie wachsame Katzen mit aggressionsbereiten Krallen: eine Art Ausbalancieren »territorialer Anprüche«. Doch das gab sich schon bald. Sie waren froh, einander wiederzuhaben – zu altvertrauten Umarmungen, zu herhaftem Lachen.

Allem Anschein nach war Annie wirklich glücklich darüber, daß Donna und Mel heiraten wollten; und als Donna sie aufgefordert hatte, bei Saks gemeinsam mit ihr ein Kleid für die bevorstehende Verlobungsparty auszusuchen, war das Mädchen sogleich Feuer und Flamme.

Aber dann hatte sie so etwas wie eine kleine Bombe geworfen: Sie würde mit Donna gern unter vier Augen sprechen, ohne daß ihr Vater dabei war. Zu welchem Zweck? Wollte sie Donna vielleicht mehr oder minder deutlich sagen: Bitte tu, was du willst, aber laß um Gottes willen die Finger von meinem Pa – verschwinde!

Ehe Donna auf ihre eigene Frage eine plausible Antwort finden konnte, zirpte schon wieder das Telefon; überdies traten noch zwei Leute ein.

»War ein irrer Nachmittag, kann ich dir nur sagen.«

»Erzähl mal.«

Donna blickte lächelnd zu dem Mädchen, das ihr in Dohertys Restaurant gegenüber saß und eifrig bemüht war, sich ein komplettes Sandwich auf einmal in den Mund zu schieben. In Annies Augen spiegelte sich die Neugier des Kindes. Und von Tag zu Tag schien sich jene altkluge skeptische Haltung um ein wenig zu verringern. Was Donna betraf, so war sie von Mal zu Mal glücklicher, daß sie diese zweite Chance erhalten hatte. Deutlich bemerkte sie, wieviel es dem Kind bedeutete, von ihr ins Vertrauen gezogen zu werden. Wenn sie Annie etwas über ihr Alltagsleben mitteilte, so hieß das für das Mädchen, daß sie dieses Leben gleichsam mit Donna teilte – mit ihr teilen durfte. »Also da geht es ganz schön rund«, sagte Donna. »Ich hatte ja nicht die leiseste Ahnung, daß es in diesem Nest so viele Leute gibt, die so tief in der Kreide stecken.«

»Was heißt das – in der Kreide stecken?«

»Schulden haben. Sie leihen sich Geld und müssen's dann zurückzahlen.« Annie nickte; jetzt hatte sie verstanden. »Und dieser Mr. Wendall ist schon eine echte Type. Scheint mir fast, daß er sich ein paar fremde Gehirne ausgeliehen hat, um diesen Posten zu ergattern – und sie dann allzu früh zurückzugeben.« Annie lachte. »Er ist so langsam – bewegt sich wie eine Schnecke. Mit seinen Terminen gerät er völlig durcheinander. Und so sitzen da Leute und warten stundenlang auf ihn. Natürlich fragen sie mich dauernd, wie lange es denn noch dauern wird. Ich bin diejenige an der Front, und so kriege ich sie ab, die

ganze...«

»Scheiße?«

»Ja. Das trifft's. Danke.« Sie lachte.

Sie bissen beide in ihre Sandwiches, dann fuhr Donna fort: »Heute nachmittag wurde es dann total albern. So etwa zehn Leute warteten auf ihn, darunter auch ein paar, die sich vorher nicht angemeldet hatten. Also versuchte ich dauernd, über die Sprechanlage zu ihm durchzukommen. Keine Antwort. Schließlich stand ich auf und ging in sein Büro. Er ist nicht dort. Niemand ist dort. Ich gehe zu meinem Schreibtisch zurück, und da höre ich plötzlich seine Stimme: »Mrs. Cressy?« Ich bleibe stehen, drehe den Kopf. Niemand. Ich will weitergehen, da höre ich wieder diese Stimme: »Mrs. Cressy?« Also erwidere ich: »Mr. Wendall?« Und die Stimme sagt: »Ja.« Aber er ist nirgends zu sehen. Möchtest du wissen, wo er gesteckt hat?«

Annie kicherte bereits. »Wo?«

»Im Schrank. Dort hatte er sich versteckt!« Donna schüttelte wie fassungslos den Kopf. »Da war eine Frau, die unangemeldet eingedrungen war. Offenbar nicht zum erstenmal. Er hatte sie dauernd auf dem Hals, und sie war schon häufiger in sein Büro gestürmt, um ihn sich dort direkt vorzuknöpfen. Als er sie diesmal kommen sah, verschwand er sofort im Schrank. Eine geschlagene halbe Stunde hatte er dort drin gestanden.«

»Kam er heraus?«

»Ja. Und kaum hatte er's getan, platzte sie auch schon durch die Tür herein und stellte ihn. Es war einfach herrlich.

Ich bin schon auf morgen gespannt. Mal sehen, was er da anstellt.«

Das Kind lachte, doch dann wurde sein Gesicht ernst.

»Bist du jetzt glücklich, Donna?«

Donna betrachtete Annie mit zärtlichem Blick. »Ich komme dem immer näher.«

»Hast du mich jetzt lieber?«

»Ich habe *mir selbst* lieber. *Dich* habe ich immer lieb gehabt.«

Annie lächelte. »Fehlen dir Adam und Sharon?«

»Ja.«

»Denkst du viel an sie?«

»Möglichst nicht zu oft. Ich versuch es jedenfalls.«

Annie blickte auf den Rest ihres Sandwiches, dann zu Donna, dann wieder auf ihren Teller. »Du gehst doch nicht wieder fort, nicht?« fragte sie leise.

Donna streckte ihren Arm über den Tisch, schob ihre Hand über die Hand des Kindes. Sie schüttelte den Kopf. »Wer sollte mir dann beim Aussuchen meiner Kleider helfen?«

»Im Ernst.« Aus Annies Stimme klang leiser Tadel.

Und aus Donnas Antwort klang der Ernst, den das Kind forderte. »Ich bin hier und werde hier bleiben, Annie.«

Auf dem Gesicht des Mädchens erschien ein strahlendes Lächeln.

»War es das, worüber du mit mir sprechen wolltest?«

Annie schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Ich wollte nur sicher sein, daß du wirklich bleibst – und dir dann erst die Fragen stellen.«

»Fragen – worüber?«

»Über Sex.«

»Sex?«

»Ja, du weißt schon.«

»Oh, ja, natürlich weiß ich. Was ist damit?«

Annie drehte den Kopf, um sich zu vergewissern, daß niemand sie hören konnte. »Nun ja, mein Pa hat mir alles erklärt und so, und meine Mutter auch. Ich weiß Bescheid über Penis und Vagina und so weiter...« Angestrengt starrte Donna auf Annies Mund. Sie hatte ganz einfach Angst – Angst, daß sie loslachen würde, wenn sie in die ernsten Augen des kleinen Mädchens blickte. »Was ich nicht verstehe ist – wie kommt der Penis überhaupt in die Vagina?«

»Du möchtest wissen, wie der Penis in die Vagina gelangt?«

»Und erzähl mir nicht, daß Mann und Frau ganz dicht beieinander liegen, denn das weiß ich bereits; doch das beantwortet die Frage nicht.«

Nunmehr war sozusagen Donna an der Reihe: den Kopf zu drehen, um sich zu vergewissern, daß niemand zuhörte. »Mußt du darauf auf der Stelle eine Antwort haben? Ich meine, mir scheint, daß du nicht bis zu den Sommerferien warten möchtest, um dann deine Mutter zu fragen?«

»Du bist für mich jetzt doch auch eine Art Mutter, oder nicht?«

Donna zeigte ein strahlendes Lächeln. »Ich liebe dich, Annie.«

»Würdest du mir jetzt bitte sagen, wie der Penis in die

Vagina kommt? Benutzt der Mann seine Hand, um ihn hineinzuschieben?«

Vor Donnas innerem Auge tauchte eine wahre Flut überaus präziser Bilder auf. Sie gab sich alle Mühe, korrekt zu antworten, ohne den leisesten Hauch von Spott oder Herablassung.

»Nun, wenn er das will, kann er es sicher tun. Aber es ist eigentlich nicht nötig. Der Penis füllt sich nämlich mit Flüssigkeit aus den Hoden. Du weißt, was Hoden sind?«

»Natürlich.« Souveräne Gebärde einer Achtjährigen – eine Demonstration ganz besonderer Art, dachte Donna unwillkürlich.

»Nun, diese Flüssigkeit läßt den Penis steif werden, so daß ihn der Mann einfach...«

»... hineinschieben kann?«

»Das beschreibt es so ziemlich genau.« Donna nahm einen großen Schluck Wasser.

»Tut es weh?«

Donna schüttelte den Kopf. »Es ist ein schönes Gefühl.«

Wieder blickte Annie sich vorsichtig um. Eine leichte – wie schuldbewußte – Röte überhauchte ihre Wangen. »Das habe ich alles schon gewußt«, gestand sie, nachdem Donna für sie einen Schokoladen-Sundae bestellt hatte.

»Du hast es gewußt? Weshalb hast du mich dann gefragt?«

»Ich wollte hören, was du sagen würdest«, erwiderte Annie verschmitzt.

»Ich habe den Test doch bestanden, oder?«

Das Mädchen ignorierte Donnas Frage. »Was du da

gesagt hast über das schöne Gefühl, also, das wußte ich noch nicht.« Eine lange Pause trat ein. »Ich habe dich lieb, Donna.«

Ich habe den Test bestanden, dachte Donna fast verwundert, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Diesen jedenfalls. Wie viele erwarten mich noch?

»Du siehst phantastisch aus.«

Mit gleitenden Bewegungen drehte Donna sich einmal um sich selbst. »Ist wirklich hübsch, nicht?«

»Hinreißend. Ist dies das Kleid, wo Annie dir beim Aussuchen geholfen hat?«

»Sie war mit sich selbst hochzufrieden.«

Mel trat zu Donna, nahm sie in die Arme. »Sie hat einen ausgezeichneten Geschmack bewiesen.« Sie küßten sich. »Und was wirst du anziehen?« fragte sie ihn.

»Keine Ahnung. Wie wär's, wenn du etwas für mich heraussuchst?«

»Okay.« Mel wandte sich zur Tür. »Wo willst du hin?« fragte sie.

»Ich habe Mrs. Harrison versprochen, noch die Feinabstimmung am Fernseher einzustellen, für den Samstagabendfilm.«

Er begann, die Treppe hinunterzusteigen. »Mach nicht zu lange«, rief sie hinter ihm her. »Wir sind schließlich die Ehrengäste, vergiß das nicht.«

»Bin gleich wieder da«, rief er zurück.

Donna betrachtete sich noch einmal im Spiegel. Ja, sie

konnte wirklich zufrieden sein. Sie setzte sich auf den Bettrand. Die neuen Bezüge, ganz in sanftem Blau und Creme gehalten, paßten gut zu den frischtapezierten Wänden. Überhaupt schien alles ins Lot zu kommen – in diesem Zimmer, in ihr selbst, in ihrem Leben. Nur daß etwas fehlte. Zweimal etwas, wenn man so wollte. Sie erhob sich und warf einen Blick auf die Uhr. Sieben Uhr abends – Mütter, weißt ihr, wo eure Kinder sind?

Sie trat zum Toilettentisch und griff nach der Haarbürste, die sie bei ihrem letzten Besuch im Frisiersalon gekauft hatte. (Nur ein wenig kürzen, bitte. Nichts Drastisches.) Wild begann sie, sich das Haar zu bürsten, aus Zorn auf sich selbst. Weil sie es zugelassen hatte, daß ein Funke Hoffnung in ihre Gedanken eindrang. Sie durfte nicht an Adam und Sharon denken. Auf gar keinen Fall würde sie es sich gestatten, in innere Unruhe zu geraten. Heute abend war ihre Verlobungsparty. Donna Cressy, dies ist ihr Leben! hörte sie den Moderator sagen, während ringsum Trompeten schmetterten und triumphales Glockengeläut ertönte. Lauter. Lauter.

Es war das Telefon. Das normale Schrillen kannte sie kaum noch, nur dieses Gezirpe. Sie trat zum Apparat, hob ab. »Hallo?«

»Wie geht's dir denn so?«

Mit einem Anruf von *ihm* hatte sie nicht gerechnet. Sie war nicht darauf vorbereitet, daß er sich einmischen würde in diesen neuen Anfang, zu dem sie sich entschlossen hatte. Ein neuer Anfang, ein neues Leben – seine sadistischen Anrufe durften einfach nicht mehr

dazugehören.

»Ruf mich nicht mehr an, Victor«, sagte sie und wollte auflegen.

»Moment, Donna – hier ist jemand, dem du vielleicht einen kurzen Gruß sagen möchtest. Sharon, komm doch mal her. Da ist eine Lady, die zu dir >hallo< sagen will.«

Donna glaubte fast, ihn vor sich zu sehen – wie er dem Kind den Telefonhörer entgegenstreckte; und so gern sie auch ihren eigenen Hörer auf die Gabel geknallt hätte, ihm gleichsam ins Ohr, sie konnte sich einfach nicht bewegen. Mein Baby, dachte sie. Ich kann mit meinem Kind sprechen. Vielleicht – sie hörte das Lachen spielender Kinder und im Hintergrund ein vertrautes Geräusch, das die Entfernung zwischen ihnen, über die Leitung hinweg, sozusagen überbrückte.

»Sie will nicht mit dir sprechen«, sagte Victors Stimme – ein unangenehmer Klang in ihrem Ohr. Es war, als spüre sie den Ruck einer Angelschnur – zu spät wurde dem dummen Fisch bewußt, daß er nach einem Köder geschnappt hatte, in dem sich ein mörderischer Haken verbarg. Und während sie sich energisch zu befreien versuchte, schlitzte dieser Haken ihr Fleisch auf. Doch sie spie ihn aus; legte den Telefonhörer hastig auf. Alles schien wieder im Lot. Im altgewohnten Lot?

Als Mel Sekunden später die Treppe heraufgestürmt kam, saß sie ruhig auf dem Bett.

»Ich habe unten abgehoben«, erklärte er, »und dann mitgehört.«

»Er wird nicht mehr anrufen.«

»Bist du soweit okay?«

Sie nickte.

»Was ist mit deinem Mund? Da ist ja Blut!«

Er griff nach einem Kleenex und eilte auf sie zu.

Donna tastete mit der Zunge ihre Mundhöhle ab. »Hab mir in die Wange gebissen«, sagte sie. »Ist schon gut. Tut nicht weh.«

»Möchtest du am liebsten schreien, um dich schlagen?«

Donna nahm das Papiertuch und tupfte damit über ihren Mundwinkel. »Nein«, sagte sie und stand auf.

»Du solltest es ruhig tun, falls dir danach ist, Donna. Es wäre nur eine natürliche...«

»Ist schon gut«, versicherte Donna benommen und in Gedanken noch bei dem Telefonanruf. Dann ging sie zu Mels Schrank, um für ihn etwas Passendes zum Anziehen herauszusuchen, für diesen besonderen Abend.

Es regnete sozusagen Glückwünsche, Donna schüttelte Hände, empfing Küsse auf beide Wangen – und zahllose Komplimente: über ihr Kleid, ihre Frisur, ihre ganze Erscheinung. Wirklich wunderschön, hallte ein wahrer Chor von Stimmen. Doch all dies nahm sie nur verschwommen wahr.

»Moment, Donna – hier ist jemand, dem du vielleicht einen kurzen Gruß sagen möchtest. Sharon, komm doch mal her. Da ist eine Lady, die zu dir >hallo< sagen will.«

Verdammst sollst du sein, Victor, dachte sie und versuchte ihren eigenen Zorn unter ihren Füßen zu

zertreten. Du sollst mir den Spaß an Partys nicht länger verderben. Ich werde nicht an dich denken.

Sharon.

Adam.

Meine Kinder.

»Meinen herzlichen Glückwunsch, Donna. Du siehst zauberhaft aus.«

»Oh. Oh, danke.«

»Du kriegst einen guten Mann.«

»Ja. Ja. Ich weiß.«

Das Geräusch spielender Kinder.

»Die allerbesten Glückwünsche.«

Jemand anders.

»Ja, hat sich hier denn noch nicht herumgesprochen, daß man nicht der Frau gratuliert? Sondern nur dem Mann? Er gilt als der Glückliche, weil er sie – Donna – gefunden hat.«

Donna blickte zu der Sprecherin, die auch die Gastgeberin war. Bessie Milford, da gab es keinen Zweifel, war eine reizende Dame. Und Rod, ihr Mann, stand ihr in puncto Nettigkeit wahrhaftig nicht nach. Es war schon wunderbar von ihnen, daß sie als Gastgeber fungierten bei dieser Verlobungsparty für Donna und Mel, zumal Donna sich ja bei der letzten Party hier, an der sie teilgenommen hatten, recht merkwürdig aufgeführt hatte.

Unwillkürlich blickte Donna zu dem Balkon, als sie sich diese letzte Party ins Gedächtnis zurückrief. Eine Rothaarige war heute abend jedenfalls nicht anwesend. Nur ein kleiner Kreis ausgewählter enger Freunde. Schade nur, dachte Donna, daß ich nicht wirklich daran teilhaben kann,

nicht jetzt.

All ihren guten Vorsätzen und ihren Versuchen zum Trotz war sie mit ihren Gedanken woanders. Wieder dachte sie an den Anruf.

Da war noch etwas gewesen. Das Geräusch spielender Kinder, ja. Aber zusätzlich etwas anderes.

Etwas Vertrautes.

»Donna, wie fühlst du dich?«

Donna drehte den Kopf, sah ihre Freundin Susan. »Gut«, erwiderte sie, nur halb bei der Sache.

»Du siehst hinreißend aus.«

»Danke.«

»Und außerdem scheinst du woanders zu sein.«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, du bist nicht hier. Wo bist du?«

»Wie spät ist es, Susan?«

Susan blickte auf ihre Uhr. »Neun. Zehn nach neun, um genau zu sein. Warum willst du das wissen? Hast du einen Kuchen im Backofen?«

»Er rief um sieben an.«

»Wer?«

»Er rief um sieben an und sagte, die Kinder seien beim Spielen.«

»Victor hat angerufen?«

»Er hielt den Hörer so, daß ich die Geräusche hören konnte.«

»War es Victor, der anrief?«

»Sieben Uhr, und sie waren beide noch auf und spielten? Da stimmt doch irgendwas nicht. Ich meine, um

sieben steckt Sharon immer schon im Bett, Licht aus und so weiter. Victor nimmt's damit pedantisch genau.«

Susan schwieg.

»Es sei denn, es war noch gar nicht sieben.«

»Ich versteh nicht.«

»Ergibt nur einen Sinn, wenn sie sich in einer anderen Zeitzone befinden.«

»An der Westküste?«

Das Geräusch spielender Kinder. Und noch etwas.

Etwas Vertrautes.

Donna entfernte sich von Susan, trat auf die Terrassentür zu. »Könnten wir sie bitte öffnen?« fragte sie.

Plötzlich war Mel an ihrer Seite. »Brauchst du frische Luft, Liebling?«

Die Doppeltür ging auf – schien sich zu teilen wie die Fluten des Roten Meeres, ging es Donna durch den Kopf. Sie trat auf die sonnenfarbenen Fliesen und lehnte sich dann gegen das dunkle, schmiedeeiserne Geländer.

Etwas Vertrautes.

Sie starre in die Finsternis. Eine sternenlose Nacht. Laut Wettervorhersage standen die Chancen für morgen sechzig zu vierzig. Für Regen. Und während sie noch stand, nahm sie den Ozean wahr. Sie brauchte ihn gar nicht zu sehen, um seine Nähe und seine Gewalt zu spüren – zu hören. Hintergrundgeräusche. Und doch so viel mehr als nur das, als nur Hintergrund. Etwas, das man als so selbstverständlich nahm wie die Luft, die man atmete. Eine Gewalt. Eine Urgewalt. Eine lebendige Kraft.

Und diese Kraft hatte sich ihr, in einem sehr nüchternen

Sinne, mitgeteilt – über eine Telefonleitung hinweg, mehr als viertausend Kilometer. Jenes vertraute Geräusch. Jenes andere vertraute Geräusch. Jenes altvertraute Rauschen. Der Ozean.

Sie blickte zu Mel, der jetzt neben ihr stand. »Sie sind in Kalifornien«, sagte sie.

Annie saß auf ihrem Bett und starre aus leeren Augen. Sie weigerte sich, Donna anzusehen, und wenn sie sprach, dann nur zu ihrem Vater.

»Es ist doch nur für vier Wochen, Annie«, wiederholte Donna zum soundsovielten Mal. »Wenn wir innerhalb dieser Zeit auf keine Spur stoßen, kehren wir zurück. Das verspreche ich.«

Annie blieb stumm. Und Donna, die Tränen niederkämpfend, fuhr fort – um vielleicht doch noch die Sperrmauer zu durchdringen, die das Kind um sich errichtet hatte. »Dies hat nichts mit meiner Liebe zu dir zu tun. Verstehst du das?« Sie kniete vor dem Kind nieder. »Ich liebe dich, Annie. Ich liebe dich wirklich. Du bist mein kleines Mädchen.«

»Ich bin ein großes Mädchen.«

Donna nickte. »Mein großes Mädchen«, stimmte sie zu. »Ich liebe dich.«

Zum erstenmal seit über einer Stunde blickte Annie in Donnas Richtung. »Und warum verläßt du mich dann?«

»Nur für vier Wochen«, warf Mel ein. »Und Mrs. Harrison wird bei dir sein...«

»Weil auch Sharon und Adam meine Kinder sind, und weil ich sie wieder bei mir haben möchte«, erwiderte Donna, gleichsam durch Mels Stimme hindurch; denn sie begriff nur zu genau, daß solche Dinge für das Kind kaum eine Rolle spielten: die Länge der Abwesenheit, die Tatsache, daß Mrs. Harrison inzwischen für sie »da« sein werde. »Ich habe alles versucht, doch es geht einfach nicht. Ich meine, ich kann meine Kinder nicht einfach vergessen – aus meinem Leben streichen. Sie existieren. Ich liebe sie. Ich möchte sie wiedersehen. Ich kann nicht ohne die Hoffnung leben, daß mir das vielleicht gelingen wird. Ich habe es versucht, aber so bin ich wohl einfach nicht – gebaut.« Sie schwieg, atmete tief durch. »Es wird nicht mehr so sein, wie's vorher war, Annie. Ich meine, damals war ich ja blind für alles andere. Ich hatte nur den einen Gedanken – wie ich sie wiederfinden könnte. Außer dieser Idee gab es in meinem Leben praktisch nichts und niemanden. Das soll nie wieder geschehen. Das schwöre ich dir.« Annie starnte auf den Fußboden. Deutlich bemerkte Donna, Welch übergroße Anstrengung es das Mädchen kostete, nicht in Tränen auszubrechen. »Ich liebe dich. Ich liebe deinen Vater. Nie werde ich euch – oder einen von euch – gehen lassen...«

Annie schlang ihre Arme um Donnas Hals, und die beiden drückten sich so fest aneinander, daß ihnen fast der Atem ausging. Jede vergrub ihr Gesicht im Haar der anderen.

»Hoffentlich findet ihr sie, Donna«, sagte das Kind, als sie sich schließlich voneinander lösten.

»Das hoffe ich auch«, erklärte Donna.

Mel bewegte sich in Richtung Tür. »Wir müssen los. Das Flugzeug fliegt in knapp einer Stunde.«

Und als sie dann im Auto die Straße entlangjagten, winkte Annie ihnen nach.

»Woran denkst du?« fragte er sie, als sie sich in gut zehntausend Meter Höhe befanden.

»Daß sich diese ganze Sache entpuppen könnte als eine buchstäblich >irre Jagd<«, erwiderte sie. »Guter Gott, da steht ja schon wieder >Bitte anschnallen! Wie kommt es, daß es immer grad dann irgendwelche Turbulenzen gibt, wenn die anfangen, das Essen zu servieren?«

Mel schüttelte den Kopf. »Vermutlich torkelt irgendein Betrunkener im Gang herum.«

»Was willst du damit sagen?«

Er beugte sich dichter zu ihr. »Ein Freund von mir«, begann er zu erzählen, »machte mal so einen Flug, und der Zufall wollte es, daß er den Piloten kannte. Plötzlich kam die Ankündigung, man müsse mit schweren Turbulenzen rechnen, und jeder möge sich anschnallen und auf seinem Platz bleiben. Wenige Minuten später tauchte die Stewardess auf. Ob mein Freund Lust habe, das Cockpit zu besichtigen – er sei vom Piloten herzlichst dazu eingeladen. Er brachte eine Art Protest vor. Angesichts der herrschenden Turbulenzen sei es doch wohl ratsam, wenn er auf seinem Sitz bliebe. Die Stewardess schien ziemlich hartnäckig zu sein, und so begab er sich schließlich zum

Cockpit. Sein Freund, der Pilot, machte einen absolut vergnügten Eindruck. Er führte ihn herum und fragte ihn schließlich, ob er nicht Lust habe, sozusagen mal auf dem Fahrersitz Platz zu nehmen, so mit allem Drum und Dran. Mein Freund konnte es nicht recht fassen. Was ist mit der Turbulenz? wollte er wissen. Ach, das, erwiderte man ihm. Es gibt überhaupt keine Turbulenz. Das sagen wir nur, damit die Gänge frei werden und die Stewardessen mit ihren Karren durchrollen können.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Zu diesem Trick greift man offenbar auch, wenn jemand betrunken ist oder randaliert oder so. Damit sich die Lage erst mal ein bißchen abkühlt.«

»Und dieses Kribbeln in meinem Magen ist also für nichts und wieder nichts?«

»Zum Teil jedenfalls.«

Sie lächelte. »Warum bin ich so sicher, daß sie sich in Kalifornien befinden?«

»Deduktives Denken. Ehrlich, ich bin ziemlich stolz auf dich; eine Art weiblicher Sherlock Holmes...«

»Kalifornien ist ein riesiger Staat.«

»Wir brauchen uns nur um die Küste zu kümmern.«

»Die Küste – umfaßt ja wohl noch immer eine *ziemliche* Menge Quadratkilometer.«

»Willst du umkehren?« »Wie soll es nach unserer Ankunft weitergehen?« fragte sie, ohne eine Antwort zu geben.

»Wir mieten uns ein Auto.«

»Da habe ich ein ziemlich schlechtes Gewissen.«

»Inwiefern?«

»Weil du dauernd am Lenkrad sitzen mußt.«

»Soll sich dort ja sehr hübsch fahren.«

»Das meine ich nicht.«

Die Stewardeß kam mit dem Lunch. Donna und Mel reagierten wie die berühmten »konditionierten« Pawlowschen Hunde. Schon hatten sie das Tischchen herabgeklappt, schon löste Donna das Zellophan, stocherte mit der Plastikgabel im Salat.

»Nach unser Rückkehr«, sagte sie entschlossen, »fange ich wieder mit dem Autofahren an. Ein verspäteter Neujahrsvorsatz, wenn du so willst. Und ich tu's, egal, was wir in Kalifornien erreichen.«

»Gut.« Mel biß in das feste Brötchen. »Inzwischen kannst du ja die >Behüterin der Schlüssel< spielen.«

»Wie ist deine Schwester?«

»Nette Frau. Wird dir gefallen.«

»Es ist wirklich reizend von ihr, daß wir bei ihr wohnen können.«

»Na, die ist doch vor lauter Erwartung schier aus dem Häuschen. Ich habe meine Neffen zwei Jahre lang nicht gesehen. Ist für alle ein Riesending.«

»Hoffentlich gefalle ich ihnen.«

»Da würde ich mir nun wirklich keine Sorgen machen.«

Donna legte ihre Gabel auf das Tablett zurück und blickte starr geradeaus. »Nichts mehr von >Anschnallen<. Offenbar keine Turbulenzen mehr.«

»Da wird der Betrunkene wohl wieder auf seinem Sitz sitzen.«

»Mel...«

»Was?«

Sie zögerte. »Ich weiß nicht.«

Er drehte den Kopf, sah Donna an. »Du fragst dich, was werden wird, wenn wir sie nicht finden.«

Sie erwiderte seinen Blick, sehr direkt. »Es ist inzwischen elf Monate her«, sagte sie. »Adam wird bald sechs. Sharon ist fast schon drei. Sie werden sich womöglich überhaupt nicht mehr an mich erinnern. Sie wollen mich vielleicht gar nicht mehr. Und Victor. Seit fast einem Jahr habe ich Tag für Tag gebetet, daß dieser Mann krepieren möge. Alles nur denkbar Böse habe ich ihm an den Hals gewünscht, jede Krankheit, jeden Unfall. Je schrecklicher, desto besser. Wie wird es sein, wenn ich ihn wiedersehe? Was sage ich? Was tue ich? Mel...«

»Was?«

»Es ist wirklich verrückt. Ich mache mir weniger Sorgen über das, was geschehen wird, wenn wir sie nicht finden. Ich mache mir vielmehr Sorgen, was passiert, *wenn* wir sie finden.«

Gleichsam auf dieses Stichwort hin machte das Flugzeug einen plötzlichen Hüpfen, und über Lautsprecher erklang die Stimme des Piloten: eine weitere Turbulenz; und würde sich bitte jeder anschnallen und auf seinem Platz bleiben.

Die Landschaft war eigentlich noch schöner, als man sie in Büchern beschrieben fand: auf der einen Seite der Pazifische Ozean, auf der anderen Seite die Santa Lucia Mountains, die sich immer näher und mächtiger heranzuschieben schienen.

Durch das Autofenster genoß Donna der Blick auf die Küste. Eine rauhe Küste war es, ein Streifen von wilder Schönheit, insgesamt rund einhundertfünfzig Kilometer lang: Big Sur – von San Simeon im Süden bis nach Carmel im Norden. Ein so atemberaubender Anblick, wie sie ihn nur je gesehen. Rauh und wild, ja, und dennoch gleichzeitig irgendwie immateriell, unkörperlich. Ein schmaler Küstenstreifen, im wirklichen Sinne dieses Wortes sperrig: in diesem ansonsten so stark bevölkerten Staat war es ihm gelungen, abseits des anderen zu bleiben; und wer hier entlangfuhr, mochte sich sehr wohl daran erinnert fühlen, daß es auf dieser Erde noch immer so etwas wie unberührte Flecken gab, wo der Mensch keine – oder doch keine sichtbaren – Spuren hinterlassen hatte.

In den Reiseführern konnte man nachlesen, daß sich der Name Big Sur vom Spanischen herleitete: *el pais grande del sur* – das große Land des Südens. Aber Donna ließ diese Interpretation für sich nicht gelten. Der Name (so ihre eigene Erklärung) entsprang und entsprach einem Gefühl,

einer gesteigerten Empfindung, fast als sei man durch eine Droge berauscht – die Klippen, das Meer, die Berge. Gar kein Zweifel: Sur kam von Surf – Brandung. Und Big Surf bedeutete Riesenbrandung, optisch ebenso überwältigend wie akustisch.

Ja, es *war* atemberaubend. Langsam blies Donna die in ihrer Lunge gestaute Luft von sich. Mel warf ihr einen kurzen Blick zu.

»Alles okay?«

»Ja«, erwiderte sie. »Es ist wunderschön hier.«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte er zu. »Spürst du noch keinen Hunger?«

»Doch, ein bißchen.« Durch die Windschutzscheibe blickte sie auf das schmale Band des Highways, auf dem sie fuhren, und lächelte. »Meinst du, daß es hier in der Nähe irgendwelche guten Restaurants gibt?«

»Wir dürften eigentlich nicht mehr weit von jener kleinen Galerie sein – erinnerst du dich?« Bei ihren Nachforschungen hatten sie in San Simeon unter anderem mit einer Dame aus einem Immobiliengeschäft gesprochen. Diese riet ihnen, zwischendurch in einer kleinen Kunstgalerie Station zu machen. Diese befindet sich irgendwo in den Wäldern an der Küste. Die Leute dort seien sehr freundlich, auch könne man von ihnen jederzeit ein Sandwich als Imbiß haben. Im übrigen hätten sie ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Gesichter sowie für das, was sie zufällig an Gesprächen aufschnappten.

Jetzt hielten Donna und Mel Ausschau nach dieser kleinen rustikalen Galerie. Viel erwarteten sie sich davon

wirklich nicht. Im Grunde nur irgendeinen kleinen Happen sowie die Möglichkeit, das Telefon zu benutzen. Es wurde für sie Zeit, sich vereinbarungsgemäß mit Los Angeles in Verbindung zu setzen. Die Galerie lag noch versteckter, als sie gedacht hatten. Um ein Haar wären sie daran vorbeigefahren. Eigentlich war es nur der Geruch von Rauch, der ihnen den richtigen Weg wies – hier wurde im Ofen oder im Herd Holz verbrannt. Mel bog mit dem Mietwagen, einem weißen Buick, in die kiesbestreute Anfahrt ein, die zwischen üppigem Laub fast zu verschwinden schien. Sie stiegen aus, und unwillkürlich zog Donna ihren Sweater straffer an ihren Körper. Daß es in der Bergregion so kühl sein konnte! Damit hatte sie in Los Angeles nicht gerechnet. Dort war es warm gewesen, ähnlich wie in Florida. Daß sie überhaupt warme Kleidung mitgenommen hatte, verdankte sie Brenda, Mels Schwester. Zumal am frühen Morgen, hatte diese gesagt, werde sie ganz gewiß so etwas brauchen. Nicht ohne ein Gefühl zärtlicher Sympathie dachte Donna an Brenda zurück (inzwischen war es schon eine Woche her, daß sie von ihr Abschied genommen hatten). Eine wirklich hilfsbereite Frau, stets mit einem guten Wort und einer warmen Mahlzeit zur Stelle, wenn Donna und Mel am Ende eines weiteren erfolglosen Tages entmutigt zurückkehrten.

Zehn Tage hatten sie sich in Los Angeles aufgehalten; waren durch jeden Bezirk und jeden winzigen Ort gefahren; hatten die Strände von Malibu und Pacific Pallisades durchkämmt; waren die Straßen von Newport Beach und Long Beach zu Fuß entlanggegangen; hatten endlose und

recht mühselige Gespräche mit den Einwohnern von Palos Verdes und anderen Küstenorten geführt. Es war praktisch hoffnungslos. Es gab einfach zu viele Möglichkeiten, zu viele »Variablen«. Da Victor an einem Samstag angerufen hatte, schien es durchaus denkbar, daß er mit den Kindern nur für einen Tag – oder übers Wochenende – an den Strand gefahren war; vielleicht auch, um dort Freunde zu besuchen. Und wo deren Haus zu suchen war – guter Gott, es konnte ebensowohl Westwood sein wie Beverly Hills, ja, selbst das San Fernando Valley.

Sie hatten sich bei sämtlichen bedeutenden Immobilienhändlern im Großraum Los Angeles umgetan: War bei ihnen im Laufe des letzten Jahres jemand erschienen, auf den Victors Beschreibung paßte, und hatte ein Haus gekauft oder gemietet? Und erneut gab es zu viele Möglichkeiten – zu viele Agenten, zu viele Häuser; doch zu wenig Zeit und zu wenig Interesse. Auch bei sämtlichen Versicherungsgesellschaften in Los Angeles prüften sie nach – arbeitete dort in irgendeinem Büro irgend jemand, auf den Victors Beschreibung paßte?

Zehn Tage verbrachten sie auf diese Weise, ließen auch Kindergärten, selbst Grundschulen nicht aus, besuchten Parks, Spielplätze, lokale Touristenattraktionen. Nichts.

Mitunter glaubte Donna ein Kind zu erblicken, das Adam sein mußte. Oder Sharon. Natürlich irrte sie sich jedesmal. Auf Brendas Drängen engagierten sie schließlich wieder einen Privatdetektiv, der ihnen bei ihrer Suche helfen möchte. Was sie selbst betraf, so nahmen sie sich die Küste in Richtung Norden vor, ließen dabei keinen auch

noch so kleinen Ort aus. Im übrigen setzten sie sich tagtäglich mit dem Detektiv, einem gewissen Marfleet, in Verbindung. War er inzwischen auf eine Spur gestoßen? Und natürlich setzten sie ihn ihrerseits ins Bild – zumindest über ihre nächsten Ziele. Denn was »Spuren« betraf, so gab es bislang bei allen Fehlanzeige, bei Mr. Marfleet ebenso wie bei Dr. Segal und Mrs. Cressy.

»Hmm, riecht gut hier«, sagte Donna, während sie die Autoschlüssel, die Mel ihr reichte, in ihre Handtasche steckte. Deutlich spürte sie die Feuchtigkeit, spürte sie durch ihre wollene Bekleidung. Mel schritt schon voraus, auf das Blockhaus zu. »Oh, schau nur, Mel«, rief Donna. Er drehte den Kopf und sah, wie ein großer Schäferhund herbeitrottete und seine Schnauze gegen ihre Handfläche drängte. Augenscheinlich wollte er gestreichelt werden. Donna tat ihm sofort den Gefallen. »Na, so ein lieber Hund«, schmeichelte sie ihm. Einige Sekunden später gab sie ihm einen abschließenden Klaps und folgte Mel ins Haus.

Es war genauso, wie Donna sich diese Häuser immer vorgestellt hatte – ein echtes Blockhaus innen wie außen. Da war ein Bretterfußboden, da war eine balkengestützte Decke, und von dieser hingen verschiedene große und runde Lampen aus Holz herab. Die diversen Teppiche (oder Brücken) waren handgewebt und besaßen eine ovale Form. Das Mobiliar, sämtlich aus Kiefernholz, gehörte in die sogenannte koloniale Stilrichtung. Vielleicht, dachte Donna unwillkürlich, wäre es noch interessanter gewesen, in diese urtümliche Umgebung etwas aus Chrom und

Plexiglas zu setzen, als Kontrast sozusagen – der moderne Mensch gegen die Elemente und so weiter und so fort. Allerdings: innenarchitektonisch hätte das doch wohl eher störend gewirkt – würde die Aufmerksamkeit abgelenkt haben von den Gemälden und Zeichnungen, die gut verteilt rings in diesem Raum hingen. Überall waren die Preise angegeben, und sie betrugen zwischen sechzig und zweihundert Dollar. Was die Bilder als solche betraf, so schienen sie samt und sonders Durchschnitt zu sein. Ihren Reiz bezogen sie aus ihrer Umgebung.

»Hätten Sie gern etwas?«

Die Stimme klang freundlich, fast derb. Und genauso wirkte auch die Frau, zu der sie gehörte: eine ziemlich große Frau von etwa vierzig Jahren mit fast männlichem Körperbau und langen braunen Haaren, nachlässig zum Pferdeschwanz gebunden. Ein Make-up trug sie nicht, und ihre Haut war übersät mit Sommersprossen sowie späten Spuren jugendlicher Akne. Es war ein freundliches, aber auch entschlossenes Gesicht. In ihm spiegelte sich gleichsam die halbe Wildnis wider, in der man sich hier befand – einerseits. Andererseits aber auch die anheimelnde Wärme dieses Blockhauses. Im Hintergrund nahm Donna einen Mann wahr. Er mußte etwa im gleichen Alter sein, und er trug Jeans und Cowboystiefel – eine Art verkörperter Mythos des freien, wilden Westens.

»Ist wirklich ganz reizend hier«, sagte Mel, und Donna war froh, daß er sprach. Für sie wurde es von Mal zu Mal schwieriger, irgend etwas Vernünftiges von sich zu geben. Wie wohltuend, ihn bei sich zu wissen, mit seiner ruhigen,

fast sanften Art. Sie, Donna, neigte manchmal dazu, überhastet in etwas hineinzustolpern, was es vorsichtig zu erforschen galt. Die Menschen waren Fremden gegenüber mißtrauisch, und viele Fragen stimmten sie nur skeptischer. Man mußte ihnen zunächst einmal ein wenig näherkommen, und sei es auch noch so oberflächlich. Es kam weniger auf das an, was man tat (ging es Donna durch den Kopf), als auf das, was man zu tun schien.

»Gibt nicht viele, die bei uns einkehren«, sagte die Frau. »Ist sicher unsere eigene Schuld. Ich meine, wir liegen ziemlich abseits. Möchten Sie etwas zu essen haben? Sandwiches? Kaffee?« Bei Sandwiches und Kaffee erfuhren Donna und Mel dann, daß dieses Paar, David und Kathy Garratt, die kleine Galerie schon seit über fünfzehn Jahren in ihrem Haus hatten; ihr Schlafzimmer und die sonstigen Privaträume befanden sich im oberen Stockwerk. Was die Bilder betraf, so handelte es sich entweder um Eigenproduktionen oder um die Arbeiten von Freunden; und sie verdienten gerade genug für ihren Lebensunterhalt. Im übrigen nahm David in der Umgegend mal diesen, mal jenen Job an – von Beruf war er Zimmermann. Irgendwann war ihnen die Idee gekommen, ihr Haus interessierten Touristen zugänglich zu machen. Sie mochten Menschen, und so hatten sie Gelegenheit zum täglichen Kontakt mit der Außenwelt. Und war es ihnen einmal zuviel, wollten sie allein sein, so hängten sie an die Eingangstür ganz einfach ein Schild: Heute geschlossen. Donna hörte mit einer Mischung aus Ungeduld und Interesse zu. Und als die Ungeduld schließlich überhand

nahm, unterbrach sie: »An die Leute, die hier einkehren, würden Sie sich an die wohl erinnern?«

Kathy Garratt warf ihr einen neugierigen Blick zu. »Haben Sie jemand Besonderen im Sinn?« fragte sie, wohl wissend, daß dem so sein mußte.

»Einen Mann. Er heißt Victor Cressy. Er ist neununddreißig, ziemlich groß, dunkelhaarig...«

»Gutaussehend?«

Donna nickte, wenn auch widerstrebend. Aus ihrer Handtasche holte sie ein Bild von Victor. »Hier ist er. Das Bild ist schon mehrere Jahre alt. Mag sein, daß er inzwischen einen Schnurrbart oder Vollbart trägt...«

Kathy und David Garratt steckten die Köpfe zusammen, starnten beide auf das Foto. Währenddessen fuhr Donna fort: »Er hatte wahrscheinlich zwei Kinder bei sich. Einen kleinen Jungen, Adam, ungefähr fünf Jahre alt, sowie ein kleines Mädchen, Sharon, etwa zwei. Allerdings spreche ich von einem Zeitpunkt, der fast ein Jahr zurückliegt.«

Kathy Garratt erhob sich und trat zu einer Art Pult. »Na, sehen wir doch mal im Gästebuch nach. Falls er hier war, hat er sich auch eingetragen. Wann, haben Sie noch gesagt...«

Donna spürte, wie ihr Herz schneller zu schlagen begann; und als sie aufstand, hatte sie eigentlich weiche Knie. »Im letzten April – aber prüfen Sie bitte auch Mai und Juni. Könnten wir nicht die ganze Zeit seit dem vergangenen April durchgehen?«

Die Frau machte hinter dem Pult für Donna Platz. »Bitte, sehen Sie selbst«, sagte sie.

»Darf ich Ihr Telefon benutzen?« fragte Mel. »Gespräch nach Los Angeles. Die von der Vermittlung können uns dann ja die Gebühren nennen.«

Ohne ein weiteres Wort führte David Garratt seinen Gast zu dem altmodischen Telefon an der Holzwand. Währenddessen suchten Donnas Augen im Gästebuch hastig nach Victors Namen.

»Ist hier nicht zu finden«, erklärte sie eine Viertelstunde später, als Mel an ihrer Seite auftauchte.

»Ich habe gerade mit Marfleet gesprochen«, sagte er, und aus seiner Stimme klang ein Hauch von Ermutigung. »Er versichert, daß er womöglich auf etwas gestoßen ist. Augenscheinlich in Carmel. Er wartet auf Informationen von einer seiner Quellen. Ich habe ihm gesagt, wir werden heute abend dort sein – und ihn dann anrufen.«

Kathy Garratt schritt vor ihnen auf und ab. »Ich versuche, mich zu erinnern«, sagte sie, mehr für sich als für jemanden sonst. »Und ich weiß noch, daß im letzten April oder Mai ein Mann mit zwei Kindern hier war...« Sie blickte zu ihrem Mann. »Erinnerst du dich nicht mehr, David? Das kleine Mädchen hatte so eine Riesenangst vor Muffin, das ist unser Hund da draußen.«

Donna dachte an den großen Schäferhund vor dem Blockhaus. Und sie erinnerte sich – Sharon hatte gerade in letzter Zeit Angst vor Hunden gezeigt, zumal vor großen.

»O ja, ich erinnere mich an ihn. Er hat ein Bild gekauft!«

»Hatte er nicht zwei Kinder bei sich?«

»Ja, scheint so. Aber ich weiß nicht mehr, ob es sich um einen Jungen und ein Mädchen handelte.«

Mel schaltete sich ein. »Moment. Sie sagen, er hat ein Bild gekauft. Haben Sie darüber Unterlagen?«

»Natürlich haben wir darüber Unterlagen«, entgegnete Kathy Garratt ziemlich spitz. »Damit nehmen wir es sehr genau. Uns liegt nicht daran, das Finanzamt um die paar Extrapennys zu betrügen. Bei uns geht alles ordnungsgemäß über die Bühne.«

Mel entschuldigte sich prompt. »Tut mir leid. Ich wollte damit wirklich nicht sagen...«

»Es ist nur, daß wir schon so lange suchen«, schaltete Donna sich ein.

»Denken Sie sich nichts weiter dabei«, verkündete David Garratt. Mit einem Buch, das offenbar so etwas wie sein Geschäftsbuch war, ging er zum Sofa. »Das ist nämlich so ein wunder Punkt zwischen Kathy und mir. Hat mit Ihnen überhaupt nichts weiter zu tun, verstehen Sie«, fuhr er fort, während er das Buch aufschlug. »Wenn's nach mir ginge, wären wir nämlich nicht so überehrlich bei der ganzen Sache...«

»Und du würdest im Kittchen sitzen«, erklärte Kathy, während sich alle um ihren Mann versammelten. »Und wir könnten diesen Menschen ganz und gar nicht helfen.« Ihre Stimme klang wieder ziemlich derb. Sie wendete ein paar Seiten, fünf oder sechs. »Hier«, sagte sie, und der Triumph war unüberhörbar. »>Einsamkeit«, das war der Name des Gemäldes, das er gekauft hat – bezahlte achtzig Dollar dafür, am 21. Mai.« Sie legte das Buch zurück. »Aber der Name ist nicht derselbe. Victor Cressy, haben Sie gesagt?« Donna nickte. »Nein, der Name dieses Mannes

war Mel Sanders.«

»Mel?« fragte Donna. »Mel Sanders?« Sie blickte zu Mel. »Meinst du, daß er so etwas tun würde? Deinen Namen verwenden? S – Sanders statt Segal? Ein abschließender grausamer Scherz?«

»Spaß würde ihm so etwas wohl schon machen«, stimmte Mel zu. »Selbst wenn er der einzige wäre, der eine solche Ironie genießen könnte.«

»Um so mehr sogar in einem solchen Fall.« Donna kehrte zu Pult und Buch zurück. »Am 20. Mai?«

»Am einundzwanzigsten.«

Rasch fand Donna im Gästeregister die entsprechende Stelle.

»Hier ist es. Mel Sanders.«

»Sieht das nach seiner Handschrift aus?«

»Schwer zu sagen. Ist ziemlich gekritzelt. Könnte sein.«

Mel trat zu ihr und betrachtete eingehend die Eintragung.

»Mel Sanders, 1220 Cove Lane, Morro Bay. >Großartige Szenerie, wunderbare Gastfreundlichkeit.<.«

»Aus Morro Bay sind wir doch gerade gekommen«, murmelte Donna.

»Es würde nur eine Stunde dauern, um zurückzufahren und nachzuprüfen.«

»Ich dachte, wir hätten da so ziemlich jeden Quadratzentimeter abgesucht.«

»Es ist deine Entscheidung.«

»Nun ja, es ist eine Chance. Und wir müssen sie wohl wahrnehmen.«

»Eine ziemlich schwache Chance«, warnte Mel. »Ein

Mann mit zwei Kindern, wobei nicht mal sicher feststeht, daß eines von beiden ein Bub war; der sich hier etwa einen Monat nach dem Verschwinden sehen läßt...«

Donna blickte zu David Garratt. »Hat er bar bezahlt oder per Scheck?«

David Garratt sah im Buch nach. »Bar.«

»Er sah wie auf dem Foto aus«, sagte Kathy Garratt, und ihre Erinnerung schien von Minute zu Minute stärker zu werden. »Und ich weiß auch noch, daß das kleine Mädchen weinte, wegen dem Hund. Sie fing an, nach ihrer Mami zu rufen. Entsinnt du dich nicht mehr, David?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, überhaupt nicht mehr.«

»Aber so war's«, beharrte die Frau. »Und er versuchte, sie zu beruhigen, und er hielt sie in seinen Armen und sagte, die Mami könne nicht mehr helfen, weil sie nicht mehr da wäre, und alles würde schon wieder gut werden. Erinnerst du dich daran nicht mehr?«

»Nein«, wiederholte er – und blickte dann zu Donna und Mel.

»Aber was mein Gedächtnis betrifft, so kann ich mich mit Kathy wirklich nicht vergleichen. Die erinnert sich ja an alles, was jemand jemals gesagt oder getan hat. Über solche Sachen streitet man mit ihr besser nicht, soviel steht fest.«

Donna und Mel bezahlten die Garratts für die Sandwiches und den Telefonanruf; dann trugen sie sich ins Gästebuch ein (mit angemessenen Superlativen) und gingen zu ihrem Auto. Donna reichte Mel die Schlüssel. Es wurde jetzt wärmer. Bevor sie die Tür öffnete, warf Donna

einen letzten Blick zurück und streifte sich dann den Sweater über den Kopf.

Das Haus war weder groß noch klein. Es war weiß, bedurfte jedoch dringend einer Renovierung. Im übrigen stand es auf einem kleinen Stückchen Land wie praktisch alle Häuser in Cove Lane. Fast hätte man meinen können, daß jeder Hausbesitzer dort eine Art Gelübde geleistet habe, das ihn dazu verpflichtete, nichts, aber auch gar nichts zu tun, was die äußerliche Symmetrie der Siedlung in irgendeiner Weise stören könne. Ihr Charme, ihr Appeal, ihre Einzigartigkeit lag in ihrer Uniformität. Überall die gleichen kleinen Blumenkästen an den vorderen Fenstern, sämtlich gefüllt mit den gleichen roten und weißen Blumen. Und natürlich war auch alles andere praktisch völlig identisch, von den Hecken bis zu den Briefkästen. Ganz nebenbei fragte sich Donna, ob es nicht ratsam sei, über sämtliche Häuser der Straße mit ein und demselben weißen Pinsel hinwegzustreichen.

»Nun, was meinst du?« fragte Mel.

»An sich ist es ein Haus, wie er sich's kaufen würde...«

»Aber?«

»Aber?« wiederholte sie.

»Klang mir ganz so, als ob du mit einem Aber fortfahren wolltest.«

Sie lachte. »Mag schon sein.« Sie schwieg und rutschte ein kleines Stück auf ihrem Sitz vor. Das Auto, in dem sie saßen, stand auf der Südseite der Straße, schräg

gegenüber von 1220 Cove Lane. »Aber«, betonte Donna, »ich kann mir Victor in einer solchen Nachbarschaft nicht vorstellen. Es ist so – ruhig.«

»Na, Palm Beach ist aber auch nicht gerade eine besonders laute Stadt«, hielt er ihr entgegen.

»Ich weiß, aber – ich kann's nicht erklären. irgendwie sagt mir mein Gefühl, daß dies kaum was für Victor wäre.«

Mel warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es ist jetzt zwei. In etwa einer Stunde müßten die Kinder von der Schule heimkommen. Kann auch sein, daß es noch zwei Stunden dauert, falls sie nicht direkt heimkommen. Wir können ganz einfach warten – oder aber zu den Nachbarn gehen und ihnen Fotos zeigen.«

»Nein. Könnte doch sein, daß er sich mit irgendwem angefreundet hat. Und der oder die würden ihn dann womöglich warnen. Laß uns ganz einfach warten. Falls es eine falsche Spur ist, haben wir nichts weiter verloren als ein paar Stunden.«

»Möchtest du dir ein bißchen die Beine vertreten?«

Donna lehnte sich gegen die rote Polsterung zurück. »Nein. Ich fühle mich etwas müde. Ehrlich gesagt, mir ist nicht besonders gut. Muß an der inneren Anspannung liegen.«

Mel legte seinen Arm um sie. »Du wirst dich schon wieder besser fühlen. Nur – schraub deine Hoffnungen nicht zu hoch.«

Donna schloß die Augen. Minutenlang herrschte Schweigen.

»Schläfst du?« fragte Mel leise.

»Nein«, erwiderte sie, ohne die Augen zu öffnen. »Ich habe nur nachgedacht. Über das, was ich mit meinem Leben anfangen möchte, wenn wir wieder zu Hause sind. In beruflicher Hinsicht, meine ich.«

»Und was wäre das?« Sie spürte, wie er sie auf die Stirn küßte. »Nun, es hat mir soviel Spaß gemacht, unser Schlafzimmer umzugestalten«, begann sie verträumt. »Und als wir dann in dieser Galerie waren – also, kaum hatte ich den ersten Blick in dieses Blockhaus geworfen, schon kamen mir alle möglichen Prachtideen.« Sie öffnete die Augen und sah Mel an. »Ich glaube, für so was hätte ich ein ganz gutes Auge, allerdings habe ich da nie irgendwelche Übung gehabt. Ich meine, irgendwie brachten es die Umstände immer mit sich, daß dort, wo ich wohnte, alles bereits eingerichtet war. Was ich sicher nicht mal als unangenehm empfand. Ich meine, es ersparte mir allerlei Entscheidungen.« Sie setzte sich gerade auf. »Und jetzt beginne ich zu begreifen, daß es mir Spaß macht, Entscheidungen zu treffen.« Mel lächelte. »Und so habe ich den Entschluß gefaßt, in eben dieser Minute habe ich ihn gefaßt, daß – ob wir meine Kinder nun finden und mit uns nach Hause nehmen oder nicht – ich in Florida die entsprechenden Kurse absolvieren werde, um mich im Fach Innenausstattungen betätigen zu können. Wie findest du das?«

»Ich finde, daß du die schönste Frau bist, die ich je gesehen habe.«

Donna lachte. Dann verzerrte sich ihr Gesicht. »Was ist denn?« fragte Mel hastig.

»Ich weiß nicht. Als ich eben lachte, hatte ich so einen Seitenschmerz.« Sie drehte sich, lachte beklommen. »Und jetzt scheint er nicht weggehen zu wollen.«

»Wo?«

»Hier.« Donna deutete auf einen Punkt: links, knapp oberhalb ihrer Taille. »Ich werde doch hoffentlich keinen Herzanfall haben, oder?«

»Das ist das Faszinierende an dir, Donna«, sagte Mel, während er sich in die entsprechende Position brachte, um die Sache besser unterscheiden zu können. »Du denkst immer gleich in bedeutenden Kategorien. Was für eine Art Schmerz ist es denn?«

»So eine Art Brennen. Wie von einem Stich oder so.«

»Laß mich mal sehen.«

»Wie meinst du das?«

»Schieb deinen Sweater hoch.«

Donna tat es. »Nun? Siehst du irgendwas?«

»Nur so eine Art Muttermal«, sagte er, während er den Sweater wieder über ihren Bauch zog und sich auf seinem Sitz zurücklehnte.

»Was soll das heißen: nur so eine Art Muttermal?«

»Ein Muttermal, was kann ich sonst noch sagen?«

»Dort habe ich doch so was gar nicht.«

»Hast du doch. Hab's ja grad gesehen.«

»Hast du's je zuvor gesehen?«

Aufmerksam beobachtete sie seine Augen. »Nein«, erwiderte er und schob den Sweater wieder hoch und betastete den runden schwarzen Fleck.

»Au!« sagte sie unwillkürlich, während seine Finger sie

zu zwicken schienen.

»Sieht aus wie eine Zecke!« erklärte er verwundert.

»Eine Zecke!? Wie sollte ich zu einer Zecke kommen?«

»Keine Ahnung. Aber genauso sieht's aus.«

»Und wie werde ich das los?«

»Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Eine sterilisierte Nadel und kochendes Wasser oder ein Streichholz. Doch leider gehört nichts davon zur Ausrüstung dieses Autos.«

»Dann muß die Sache eben warten.«

»Aber nicht zu lange. Diese Zecken können verdammt gefährlich werden. Winzige Biester, aber sie haben's in sich. Bohren sich tiefer und tiefer, je länger man wartet.«

»Willst du, daß ich mich übergebe?«

»Ich möchte, daß du begreifst, wie wichtig es ist, daß du dieses Dreckding möglichst bald los wirst.«

»Woher kann ich diese Zecke nur haben?« fragte sie entmutigt. »Der Hund! Der elende Hund! Muffin!« rief sie dann, die Wörter geradzu von sich speiend.

Mel schob sich wieder hinters Lenkrad und drehte den Zündschlüssel.

»Was tust du?«

»Ich will zu einer Apotheke fahren. Dort können wir eine Salbe oder sonstwas bekommen, damit du möglichst rasch diese verdammt Zecke los wirst.«

»Nein!«

»Donna...«

»Nicht jetzt.«

»Du begreifst nicht...«

»Ich weiß, daß solche Sachen sehr gefährlich sein können. Ich begreife durchaus, Mel. Aber ein oder zwei Stunden – ich werde schon nicht sterben, wenn wir ein oder zwei Stunden warten, oder?«

»Sterben wirst du nicht.«

»Bitte, Mel.«

»Also gut«, gab er widerstrebend nach. »Aber wenn du dich wirklich mies fühlst – bitte, sag's mir.«

»Okay.« Sie küßte ihn auf die Wange. »Danke.«

»Zwei Stunden«, erklärte er. »Äußerstenfalls.«

»Zweieinhalb«, konterte sie mit einem hartnäckigen Lächeln.

»Zwei«, wiederholte er mit Nachdruck. »Schluß der Diskussion.«

Sie warteten zwei Stunden und zwanzig Minuten. Dann erschien der braune Ford-Kombi und bog in die seitliche Einfahrt zu 1120 Cove Lane ein.

»Jetzt ist jemand gekommen«, sagte Mel, während er Donna wachrüttelte. In der letzten Stunde war sie immer mehr in Lethargie versunken. Augenscheinlich fühlte sie sich ganz und gar nicht wohl. Dennoch weigerte sie sich, ihren »Posten« zu verlassen.

»Ist es Victor?«

»Kann's nicht sagen.« Er öffnete die Autotür auf seiner Seite.

»Willst du hier warten?«

»Soll das ein Scherz sein?« Sie öffnete die Tür auf ihrer Seite.

»Wirst du's auch durchstehen?«

»Aber sicher.«

Doch kaum hatten ihre Füße den Boden berührt, so wurde ihr auch schon bewußt, wie schwach sie sich fühlte, wie ungeheuer nervös sie war; und bitte, lieber Gott – so in etwa klang ihr Gebet – laß mich nicht ohnmächtig werden, bevor wir zum Haus gelangen.

In genau demselben Augenblick, da die Bewohner von 1120 Cove Lane aus der Garage kamen und zum Haus gingen, trafen auch Mel und Donna dort ein.

Ein Mann. Ziemlich groß, dunkelhaarig, Victor nicht unähnlich. Aber nicht Victor.

Irgendein anderer Mann.

Und seine zwei Kinder – irgendwelche Kinder.

Donna sackte zusammen. Fiel auf die frischgemähte vordere Rasenfläche.

Noch nie hatte sie solche Farben gesehen, soviel war Donna klar. Intensiv betrachtete sie alles. Und flüchtig ging ihr die Frage durch den Kopf: Wo befand sie sich eigentlich? Und wie war sie hierhergelangt? Grün, üppiges Grün; und regendunkle Braun- und Schwarztöne. Wie auf einem Gemälde von Georges Rousseau. *Mußte* sich wohl um ein Bild von Rousseau handeln. Bloß, daß es schlicht unmöglich war. Was, um alles auf der Welt, hatte sie auf einem Gemälde von Georges Rousseau zu suchen?

Sie trat ins Moos, und sofort spürte sie, wie ihr Fuß einzusinken begann. Irgendein Schleim schob sich empor an ihrer Haut. Kalt und fremd umhüllte es ihre Beine, schien

daran zu haften wie Dutzende gieriger Blutegel. Sie zog den Fuß wieder hoch und fand zu ihrem Entsetzen eine leuchtend königsblaue Schlange um ihr Fußgelenk geringelt. Mit aller Kraft versuchte sie, diese Schlange von sich abzuschütteln. Doch diese haftete an ihr fest, als sei das leuchtende Königsblau ein Stück ihrer eigenen Haut.

Der Dschungel – es war ein Dschungel, das erkannte sie jetzt deutlich – schloß sich immer enger um sie. Von allen Seiten streckten sich Äste und Zweige nach ihr, und an ihren alleräußersten Spitzen hatten sie auf einmal Saugnäpfe, die wie gierige Mäuler nach ihr zu schnappen schienen.

Als Donna wieder an sich herabblickte, zu den Füßen, war die königsblaue Schlange fort. Und die Oberfläche des Bodens erschien klar, geradezu durchsichtig. Deutlich konnte sie unter sich Fische schwimmen sehen, Aale schlängelten sich unmittelbar unter ihren Zehen dahin, und Wasserpflanzen schwankten geradezu aufreizend hin und her, schienen sie zum Bade zu laden. Plötzlich befand sie sich bis zum Hals im Wasser, schwamm durch den Dschungel, betrachtete die untere Hälfte ihres Körpers, als gehöre diese einem anderen Menschen; und sie sah, wie ihre bloßen Beine in der Stille Wasser traten, sah auch das wie vibrierende, fleischfarbene Tier – was für eine Art Tier war das nur? fragte sie sich flüchtig und beobachtete, wie der schneckengleiche Körper und die menschenartigen Hände sich ihr näherten – sich um sie schlängen und sie tiefer zogen. Hinab. Hinab.

Unter die Oberfläche. Ihr Kopf verschwand in dem, was

nun wieder Schleim oder Schlamm zu sein schien. Ihre Nasenlöcher verstopften sich mehr und mehr mit Morast. Ich bekomme keine Luft, ich bekomme keine Luft.

Stimmen. Sie wurde sich bewußt, daß da Stimmen waren, ferne Stimmen. Aber Stimmen, die bereit waren, ihr zu Hilfe zu eilen. Ist alles in Ordnung, ist doch bloß ein Traum.

Sie öffnete die Augen. Eine große blaue Schlange – dort über ihr, zusammengeringelt und angriffsbereit. Und sie griff an. Wand sich um ihren Hals, ließ den Druck auf die Kehle von Sekunde zu Sekunde unerträglicher werden.

»Nein!« Schreiend stützte sie sich hoch, zerrte an der Schlange.

»Donna! Donna!«

Wieder öffnete Donna die Augen. Und jetzt sah sie Mels Gesicht vor sich, spürte, wie seine Hände ihre Arme zu bändigen versuchten, die wild um ihren Körper schlugen. »Oh, Gott«, schluchzte sie. »Was ist denn? Was ist denn nur?«

Sie ließ sich von Mel gegen die Kissen stützen und fühlte, daß ihr ganzer Körper von Schweiß überströmt war. Sie befand sich in einem fremden Bett in einem fremden – jedoch keineswegs ungemütlichen Zimmer. In ihrem Blickfeld war ein eingeschalteter Fernsehapparat.

»Du bist jetzt wieder in Ordnung«, erklärte er. »Allerdings warst du für ein paar Stunden nicht so ganz auf der Höhe.«

»Für ein paar Stunden? Wie spät haben wir's denn jetzt?« Sie atmete mehrmals tief durch.

»Kurz nach Mitternacht.« Donna blickte zum Fernseher.

Sie erkannte Johnny Carson. Aha, die späte und sehr populäre Talk-Show. Eine junge und hübsche Blondine war damit beschäftigt, eine riesige Boa Constrictor in einem Kasten zu verstauen. Mel beobachtete Donna, während sie zum Fernseher blickte. »Ist eine ganz interessante Show«, lachte er. »Eine Dame aus dem Zoo. Irgend so ein Starlet, das sagte, sie sei in Pat Boones Swimmingpool getauft worden. Und er habe ihren Kopf so lange unter Wasser gedrückt, daß sie schon fürchtete zu ertrinken, statt wiedergeboren zu werden.« Er befühlte ihre Stirn. »Du hattest die Augen zwar immer wieder mal offen, doch dann warst du auch bald wieder weg. Das Fieber bist du los.«

Hastig tastete sie nach ihrer linken Seite.

»Vorsicht. Da ist ein Verband.«

»Die Zecke?«

»Von der bist du längst befreit.«

Sie strich sich mit der Hand durch das feuchte Haar. »Und wieviel von meinem Leben habe ich verpaßt?«

»Bevor oder nachdem du den armen Mr. Sanders halb zu Tode erschrecktest, indem du inmitten seiner Begonien in Ohnmacht sankst?«

»Oh, Gott. Erzähle.«

»Er hat sich im Grund ganz reizend verhalten. An meiner Stelle rief er die Ambulanz herbei, und dann schafften wir dich ins Krankenhaus.«

»Ins Krankenhaus? Befinden wir uns hier in einem Krankenhaus?«

»Nein. Dies ist ein Motel. Im Krankenhaus behielt man dich nur gerade so lange, um die Zecke zu entfernen und

dich entsprechend medikamentös zu behandeln.«

»Mr. Sanders war also...«

»Mr. Sanders war Mr. Sanders. Punkt. Hatte vor anderthalb Jahren seine Frau verloren und muß sich nun um die beiden kleinen Mädchen kümmern.«

»Beides Mädchen?«

»Alle beide.«

»Na, was für ein überzeugendes Beispiel für Kathy Garratts untrügliches Gedächtnis...«

»Muffin, den Schäferhund nicht zu vergessen!«

»Wer hat uns das überhaupt erzählt, von dieser blöden Galerie? Jene Dame aus San Simeon – stand vermutlich in Victors Diensten.«

Mel lachte. »Du fühlst dich besser, soviel steht fest.« Er schaltete den Fernseher aus. »Möchtest du Tee oder etwas anderes?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin bloß müde. Werde ich morgen früh weiterreisen können?«

»Ich glaube schon. Und irgendwie habe ich das Gefühl, daß du ohnehin nicht zurückzuhalten wärst.« Er legte eine dramatische Pause ein. »Ich habe mit Marfleet telefoniert. Er meinte, es könnte durchaus sein, daß dort in Carmel etwas wirklich Konkretes ist. Ein Mann mit zwei Kindern – auf welche die allgemeine Beschreibung von Victor sowie Adam und Sharon paßt – hat da vor ungefähr einem halben Jahr ein Haus gekauft. Marfleet wollte heute abend hinfahren und mal nachprüfen. Morgen sollen wir ihn dort treffen.«

»Oh, Mel...«, sagte Donna, und sie spürte dieses

Kribbeln an ihrem ganzen Körper.

»Kann durchaus sein, daß sie's überhaupt nicht sind, Donna.«

»Ich weiß. Ich weiß«, sagte sie, während sie unter die Bettdecke glitt und Mel dicht neben sich spürte. »Ich weiß.«

Als der U. S. Highway sich Carmel entgegenzuwinden begann, spürte Donna deutlich, wie plötzlich all ihre Lebensgeister geweckt wurden. Ihre Nasenlöcher weiteten sich, nahmen den allgegenwärtigen Geruch des Ozeans in sich auf. Und es weiteten sich auch ihre Augen, versuchten, alles wahrzunehmen, was es wahrzunehmen gab: die Häuser, die Cottages (mitunter reine Puppenhäuschen). Und – wenn man so wollte – weiteten sich sogar ihre Ohren: für das Geräusch der Brandung sowie jenes ganz Andersartige – die Stille, die dennoch keineswegs leer zu sein schien, sondern vielmehr recht geschäftig. Jede Sehne, jeder Muskel in ihrem Körper schien sich zu spannen. Gleichsam im Alarmzustand. Er war hier. Sie konnte es spüren. Dies war der Ort, zu dem er ihre Kinder gebracht hatte.

»Nur nicht verkrampfen, Donna«, mahnte Mel.

»Ich weiß, daß sie hier sind, Mel. Mein ganzer Körper sagt mir, daß es so ist.«

»Dein ganzer Körper, so schön er auch ist, hat sich bereits zuvor geirrt. Erinnere dich, daß er es war, der dich dazu bewog, Victor zu heiraten.«

»Sie sind hier, Mel«, wiederholte sie, während das Auto östlich in die Ocean Avenue einbog. Donna blickte zu den Schildern mit den vorbeihuschenden Namen der

Seitenstraßen – Carpender, Guadalupe, Santa Rita, Santa Fe, Torres, Junipero. Und von Mal zu Mal wurde sie sich ihrer Schlußfolgerungen sicherer. Sie fuhren an einem großen Gebäude im spanischen Stil vorbei. Auf einem Schild las man: Carmel Plaza. Siebenundsechzig Läden gab es dort. Sie fuhren die Dolores Street hinunter, bogen dann nach links ab.

»Wo genau sollen wir uns mit Marfleet treffen?«

»In einem Restaurant namens >Kleiner Pizza-Himmel<.«

»Pizza um diese Stunde?«

»Es ist Lunch-Zeit«, erklärte Mel nach einem kurzen Blick auf seine Armbanduhr.

»Warum hast du mich so lange schlafen lassen?«

»Ich wollte dich in bester Kampfkondition.« Er zwinkerte.

Sie lächelte. »Ich weiß, daß sie hier sind. Kannst du's nicht spüren?«

»Was du fühlst – und, jawohl, ich fühle es auch -, ist eine gewisse Vertrautheit. Dieser Ort ist, in einem gewissen Sinn, gar nicht viel anders als Palm Beach. Er hat den gleichen – Rhythmus.«

Donna nickte. Das war genau das richtige Wort. »Nur noch besser«, fügte sie hinzu. »Und Victor war ja stets auf der Suche nach etwas Besserem.« Dann erspähte sie plötzlich das Schild, auf der rechten Seite: die Pizzeria. »Dort ist es, Mel.«

Mel manövrierte das Auto auf den Parkplatz. Dann stiegen sie aus. Er reichte ihr die Wagenschlüssel, damit sie sie in ihrer Handtasche verstauten. Sie sei so etwas wie die Schlüsselwärterin, hatte er im Flugzeug gesagt, und

offenbar war es ihm damit sogar ernst gewesen.

»Bitte, vergiß nicht, daß Victor den größten Teil seines Lebens in Connecticut zugebracht hat.«

»Sicher, ich weiß«, sagte Donna und hakte sich bei Mel ein.

»Aber wenn man sich von Sonne und Meer erst einmal hat verwöhnen lassen, fällt es einem nicht gerade leicht, zu Eis und Schnee zurückzukehren.«

Sie wollten gerade ins Restaurant eintreten, als Mel plötzlich stehenblieb und sich zu Donna herumdrehte. Sie sah ihn fragend an. »Hör mal«, begann er zögernd, »nur für den Fall, daß Marfleet einen Bock geschossen hat und wir die Kinder nicht hier finden – vergiß nicht, daß ich dich liebe und daß immer noch Monterey bleibt.«

Sie lachte. »Noch etwas, das du sagen möchtest?«

»Ja«, erwiderte er ernst. »Wie viele Psychiater sind nötig, um in eine Lampe eine neue Glühbirne einzusetzen?«

»Na, wie viele?« fragte sie mit einem eigenartigen Lächeln. »Nur einer«, lautete seine Antwort. »Aber nur, wenn sich die Lampe absolut nicht dagegen sperrt.«

Sie lachte noch immer leise, als der Kellner beide durchs Restaurant geleitete und hinaus auf die windgeschützte Terrasse, wo Mr. Marfleet wartete.

»Sie sind uns entgangen«, meldete Marfleet, kaum daß sie sich gesetzt hatten. Donna wollte ihren Ohren nicht trauen.

»Was!? Wie meinen Sie das?«

»Ich meine damit: Sie waren hier. Aber wir haben sie verloren.«

»Verloren – was soll das heißen!?« Donna hörte, daß ihre Stimme von Wort zu Wort schriller klang. Nein, bitte, nein. Dies konnte nicht wahr sein.

»Ich hatte einen meiner Leute hier«, erklärte der Detektiv. »Sollte sich umhören. Davon hat Mr. Cressy – oder Mr. Whitman, wie er sich nannte – vermutlich Wind gekriegt und ist ab durch die Mitte. Jedenfalls ist er verschwunden. Ich hatte sogar jemanden zur Observierung des Hauses eingesetzt, doch er ist offenbar mitten in der Nacht fort.«

Wie abwehrend schüttelte Donna den Kopf. Sie weigerte sich zu akzeptieren, was durch die Ohren in ihr Gehirn drang. Eine so weite Reise und dann dem Ziel so nah – sozusagen um eine Nacht verpaßt; um jene Nacht, die sie in irgendeinem Motelzimmer in Morro Bay verschlief, weil sie von einer Zecke gebissen worden war. Nein, nein, nein, das durfte nicht wahr sein. »Was ist mit seinem Auto?« fragte Mel. Gar kein Zweifel, daß Victor eins hatte – oder gehabt hatte. »Läßt sich da keine Spur aufnehmen?«

»Dem sind wir bereits nachgegangen. Hat ihn – den Wagen, meine ich – am Flugplatz von Los Angeles stehenlassen, irgendwann heute früh. Wo Mr. Cressy – oder Mr. Whitman oder wie immer – sich jetzt befindet: keine Ahnung. Aber wir werden die Augen offenhalten, das verspreche ich Ihnen. Wir haben ihn einmal gefunden, wir werden ihn wieder finden.«

Er brach ab. Donna faßte ihn, zum erstenmal eigentlich,

genauer ins Auge. Er war ein großer Mann, dessen Oberkörper eine überproportionale Länge besaß. Wenn etwas sein Erscheinungsbild kennzeichnete, so war es Eckigkeit: eckige Kinnlade, eckige Schultern, eckig vorstehender Adamsapfel, der aus dem offenen Hemd geradezu herausragte. Bleiche Hauttönung; schien nicht oft an die frische Luft zu kommen – und wenn, dann bekam sie ihm offenbar nicht besonders. Inmitten der Aktenstapel in seinem ansonsten spärlich möblierten Büro in Los Angeles fühlte er sich augenscheinlich wohler. Zumindest war das eine Umgebung, mit der er zu verschmelzen schien.

»Er hat die Namen der Kinder geändert«, sagte er plötzlich.

»Was?«

»Das kleine Mädchen – er rief sie Carol, nicht Shannon.«

»Sharon«, korrigierte Donna ihn.

»Ja, Sharon. Und den kleinen Jungen, den rief er...« Der Detektiv warf einen Blick in sein Notizbuch. »... rief er Tommy.«

»Sind Sie sicher, daß es sich um die von uns Gesuchten handelt?« fragte Mel.

Der Detektiv zuckte mit den Achseln. »Die Beschreibungen passen hundertprozentig. Und dann – hören Sie, wieso geht's so mir nichts, dir nichts ab über alle Berge, wenn's nicht die sind, nach denen wir suchen?«

Donna nickte. »Wo haben sie gewohnt?« fragte sie mit dumpfer, tonloser Stimme. Was für eine unsinnige Frage. Was kam's darauf an, wo sie gewohnt hatten? Jetzt zählte

„nur noch, daß sie dort nicht mehr wohnten. Waren verschwunden. Mitten in der Nacht. Waren davon. Erneut. Für wie lange dieses Mal? Wieder elf Monate? Oder elf Jahre?“

„Nicht weit von hier.“ Marfleet ließ ein Lachen hören, das unverkennbar eine Leere ausfüllen sollte. „Aber von hier ist im Grunde nichts sehr weit. Das Haus ist in Monte Verde.“ Wieder blickte er in sein Notizbuch. »147 Monte Verde.«

Donna erhob sich. »Ich möchte es sehen. Zeigen Sie es mir.«

»Es ist leer«, sagte Marfleet. »Und verschlossen.« Er machte keine Anstalten aufzustehen.

Mel hatte sich erhoben. »Ich werde Donna hinfahren. Wir können uns dort ja mal umschauen.«

»Klar doch«, sagte der Detektiv, während ihm seine Pizza – eine Pizza mit allem Drum und Dran – serviert wurde. »Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich mich erst mal stärke?«

»Lassen Sie sich nur Zeit«, sagte Donna, und sie haßte diesen Mann. Haßte ihn wegen seiner Gefühllosigkeit und mehr noch, weil er ihr diesen Hoffnungsstrohhalm hingehalten hatte, um ihn sogleich wieder fortzuziehen.

Nein, nein, dachte sie, während sie mit Mel das Restaurant verließ. Es war wirklich nicht Marfleets Schuld, daß sie sich in einem solchen Zustand hochgespannter Erwartungen befunden hatte. Dafür hatte sie ganz allein gesorgt. Mit Hilfe der Zecke war der ganze Zeitplan durcheinandergeraten. Sie warf Mel die Autoschlüssel zu.

Nein, viel mehr ließ sich wohl kaum ertragen. Sie waren fort. Und sie, Donna, hatte das ihre dazu beigetragen, daß es dazu kommen konnte. Allmächtiger Gott. Und aus irgendeiner Verdrehtheit heraus trieb es sie jetzt, jenes Haus in Augenschein zu nehmen, wo ihre Kinder während des letzten halben Jahres gewohnt hatten – Carol und Tommy, wie er sie umbenannt hatte; sonderbare, in Donnas Ohren geradezu fremdartige Namen. Es sollte ja Leute geben, die innerlich bestimmte psychische Wellen empfingen, wenn sie ein Kleidungsstück oder ähnliches berührten. Nun, vielleicht würde auch sie, Donna, irgend etwas spüren, mochte es auch noch so vage sein.

Sie stieg ins Auto. Genug ist genug, dachte sie. Von nun an würde sie die Detektivarbeit den Profis überlassen: Bitte, meldet euch erst bei mir, wenn ihr meine Familie dingfest habt.

Ja, dieser Entschluß stand so gut wie fest: Sobald sie sich davon überzeugt hatte, daß Victor und ihre Kinder wirklich nicht mehr hier waren, würde sie heimkehren. Nach Florida. Zurück zu Annie. Zurück zu jenen Felsblöcken, die es eine unablässig wachsende Anzahl von Hügeln hinaufzuwälzen galt.

Sie beschlossen, über Nacht zu bleiben. Am folgenden Morgen wollten sie dann ausgeruht zurückfahren nach Los Angeles. Den ganzen Nachmittag über sprach Donna kaum ein Wort. Auf Mels Vorschläge reagierte sie mit einem stummen Nicken. Und fast unentwegt ging es ihr durch den Kopf: Alles wäre besser gewesen als dies; überhaupt keine Spur zu finden; aber um einen Tag zu spät

zu kommen, das schien geradezu unmenschlich. Es war eine Tatsache, die sie innerlich einfach nicht akzeptieren konnte. Wir stehen wieder ganz am Anfang, dachte sie. Nein, noch ein gehöriges Stück dahinter. Denn jetzt ist Victor ja gewarnt.

Eine Stunde hatten Mel und sie bei dem Haus in Monte Verde zugebracht. Es stand offensichtlich leer – sie hatten durch sämtliche Fenster gespäht, hatten umsonst darauf gewartet, daß irgendeiner der Nachbarn heimkommen möge. Alles deutete darauf hin, daß hier in aller Hast »das Feld geräumt« worden war. Im übrigen lag das Haus zwar nicht unmittelbar am Meer, doch der Ozean war recht nah. Wie hatte Marfleet noch gesagt? »Von hier ist nichts sehr weit.« Victor hatte sie aus Carmel angerufen, davon war sie fest überzeugt. Und jetzt hatte er sich davon gemacht. Mit ihren Kindern – wieder.

»Wo sind wir?« fragte sie und blickte durch das Autofenster – zum erstenmal seit Stunden, wie ihr schien.

»Im Carmel Valley«, erwiderte er. »Dachte mir, es könnte ganz hübsch sein, sich das anzusehen. Laut Reiseführer gibt's hier ein nettes, kleines Motel, die Hacienda. Außerdem, so hab ich mir überlegt, könnten wir uns erst mal Steaks besorgen – und überdies ein paar Flaschen Wein in diesem Geschäft, das sich Yavor's Deli and Wines nennt. Dann fahren wir wieder zum Motel, essen und trinken – und heulen vielleicht ein bißchen Rotz und Wasser.«

Sie lächelte erschöpft. »Klingt nicht schlecht. Wie spät haben wir's jetzt?«

»Fast vier«, sagte er nach einem Blick auf seine Armbanduhr. »Und da sind wir auch schon.«

Er bog in den Parkplatz des Motels ein. »Möchtest du im Auto bleiben?« Sie nickte. »Mal sehen, ob die was für uns frei haben.« Er verschwand, kehrte wenige Minuten später zurück, schwenkte einen langen Zimmerschlüssel in der Hand. Plötzlich wurde Donna bewußt, daß sie mit gleichsam total leerem Gehirn dagehockt hatte. »Zimmer 112«, verkündete er, »gleich um die Ecke dort, mit einer kleinen Terrasse und einem Hibachi ganz für uns.«

»Gut.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauchen. »Möchtest du dich hinlegen, während ich den Wein und die Steaks besorge?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich komme mit.«

»Okay. Dieses Weingeschäft befindet sich ein paar Kilometer von hier. Und da ist auch ein Einkaufszentrum, wo wir die Steaks bekommen können.« Sie verstaute den Zimmerschlüssel in ihrer Handtasche.

»Großartig.« Es klang nur um ein oder zwei Grad intensiver als zuvor das »Gut.«

»Ich liebe dich«, sagte Mel ruhig. »Ich bin sehr stolz auf dich.«

»Wieso? Weil ich mich nicht wie eine totale Idiotin aufführe?«

»Wer sagt, daß du das nicht tust?«

Sie lächelte; und plötzlich flossen die Tränen, die sie bislang zurückgehalten hatte. »Verdamm«, sagte sie und verbarg ihr Gesicht an Mels Brust. »Gottverdamm.«

»Recht so, Mädchen«, versicherte er beschwichtigend.

»Daß du's bloß nicht zurückhältst. Laß es alles raus, Schatz.«

Der Parkplatz im Einkaufszentrum war fast vollbesetzt, aber Mel fand noch eine Lücke. Er manövrierte das Auto hinein, zog die Schlüssel ab und reichte sie Donna, bevor er ausstieg. »Kommst du?«

Auch sie stieg aus. Draußen fragte sie ihn: »Sag mal, während du den Wein besorgst, könnte ich doch die Steaks kaufen.«

»Sicher. Hast du Geld?«

Sie prüfte kurz nach. »Genug«, erwiderte sie.

»Okay, dann treffen wir uns wieder hier.« Sie gaben sich einen zärtlichen Kuß. »Fühlst du dich einigermaßen?«

Sie nickte. »Ich bin okay.«

Und dann trennten sie sich, gingen in entgegengesetzte Richtungen. Als Donna sich umdrehte, war er bereits in dem Weingeschäft verschwunden. Flüchtig zuckte ein Gedanke durch ihr Hirn: Wenn sie wieder aus dem Lebensmittelgeschäft kam, würde er nicht mehr dasein; verschwunden – wie alle, die sie zu einem Teil ihres Lebens hatte werden lassen. Tot – oder einfach nicht mehr vorhanden. Nein, sagte sie zu sich selbst und tippte unwillkürlich gegen ihre Handtasche. Wenn er wieder zurückwill nach Florida – nun, ich bin die Hüterin der Schlüssel. So hatte er's gesagt. So hatte er's gemeint. Er würde dort sein. Er würde immer dort sein.

Das Geschäft war prachtvoll eingerichtet. An den Wänden sah man die Bilder von Obstbäumen, die ihre farbenprächtigen Früchte buchstäblich in jene Einkaufskörbe zu schütten schienen, die unmittelbar vor ihnen standen. In diesem Stil war hier alles aufgezogen. Stil und Substanz schienen einander wechselseitig zu durchdringen. Die beste aller Welten. Und während sie durch die Gänge schritt, dachte sie: Gehört schon eine ganze Menge Talent dazu, den Leuten das, was sie ohnehin tagtäglich brauchen, als etwas Besonderes zu verkaufen. Augenscheinlich kam man von ganz Carmel hierhergeströmt. Kauflustige en masse – eine ganze Menge Frauen, erstaunlich viele Männer, auch eine ganze Anzahl von Kindern.

Was das kleine Mädchen betraf – das nahm sie zum erstenmal wahr, als sie mehr oder minder ziellos einen der Gänge entlangging und das Kind auf dem kleinen Vordersitz des Einkaufskarrens sitzen sah. Das Mädchen starrte Donna an, bereits seit Sekunden. Selbst aus der Entfernung ließ sich erkennen, daß an den Augen des Kindes etwas Besonderes war.

Donna spürte, wie ihr Herz zu hämmern begann. Ihre Beine schienen auf einmal wie festgefroren am Boden. Halt mal, sagte sie zu sich selbst. So etwas haben wir doch schon oft genug gehabt. Häufig genug habe ich mir eingebildet, Kinder zu sehen, die wie Adam aussahen oder wie Sharon. Und jedesmal habe ich mich geirrt. Lauter Wunschdenken, weiter nichts – genau wie diesmal. Victor befand sich nicht mehr in Carmel. Mitten in der Nacht war

er mit ihren Kindern geflüchtet.

»Bitte um Verzeihung.«

»Wie bitte?« fragte Donna zurück, und als sie sich umdrehte, blickte sie in das Gesicht einer jungen, sympathischen Frau.

»Darf ich vorbei?« fragte die Frau.

»Aber natürlich. Tut mir leid.« Donnas Stimme klang plötzlich ziemlich leise. »War mir gar nicht bewußt, daß ich den Gang versperre.«

Vielleicht, ging es ihr auf einmal durch den Sinn, war es gar nicht Victor gewesen, der sich so mir nichts, dir nichts davonmachte. Es konnte sich doch um jemanden handeln, der sich in einer ähnlichen Lage befand wie Victor; jemand, der in dieser Hinsicht seine eigenen Probleme hatte. Aber das war nicht weiter wichtig. Was einzig ins Gewicht fiel, war dies: Marfleet konnte sich irren! Was ins Gewicht fiel, war jenes Kind, das an ihren Augen vorbeigerollt wurde!

Plötzlich lösten sich ihre erstarrten Füße vom Boden; sie schob sich, wenn auch nur mit Mühe, an jener jungen Frau vorbei, die sie vor wenigen Sekunden vorübergelassen hatte. »Verzeihung«, murmelte sie und gelangte zum Ende des Ganges, bog sodann, möglichst unauffällig und in langsamem Tempo, in den nächsten ein. Das Kind auf dem Einkaufskarren konnte sie nirgends erspähen. War das Ganze nur eine Illusion gewesen? Donna wies den Gedanken von sich und ging zur nächsten Reihe mit aufgestapelten Konserven.

Dort waren sie. Das Kind hielt etwas an sich gepreßt, als handle es sich dabei um einen heißgeliebten Teddybären

(in Wirklichkeit war es ein Päckchen Instant-Pudding), und die Frau... Während Donna scheinbar konzentriert in den Regalen suchte, betrachtete sie voll Aufmerksamkeit die Frau. Schwarze Haare, Sonnenbräune (wenn auch nicht allzu stark). Nein, diese Frau hatte Donna nie zuvor gesehen. Sie mußte so Mitte Fünfzig sein. Als Mutter des Kindes kam sie praktisch nicht in Frage. Aber womöglich als Großmutter. Oder als Haushälterin.

Donna richtete ihre Aufmerksamkeit auf das kleine Mädchen. Elf Monate war es her, seit sie Sharon gesehen hatte. Doch innerhalb eines knappen Jahres verändert sich selbst ein so kleines Kind äußerlich nur innerhalb gewisser Grenzen. Das kleine Mädchen dort wirkte zwar weniger »pummelig« (in gewisser Weise erschien sie Donna geradezu gereift – ein irgendwie komisches Wort für ein noch nicht einmal dreijähriges Kind), aber die wesentlichen Merkmale blieben unverwechselbar – kleine Stupsnase, ein Schmollmundchen (das hatte sie von ihrem Vater), lokkiges Haar, inzwischen länger geworden, und dann die riesigen »Hexenaugen«, die durch einen hindurchzublicken schienen.

Unwillkürlich hielt Donna den Atem an, als das Kind sein Gesicht in ihre Richtung drehte. Nein, nein, nein, da konnte es keinen Irrtum geben. In dem knappen Jahr, das inzwischen vergangen war, hatte das Mädchen noch mehr Ähnlichkeit bekommen mit der Frau, nach der es benannt worden war. Meine Mutter, dachte Donna. Meine Mutter – meine Tochter.

»Ach, verflixt«, sagte die Frau zu dem Kind. »Ich habe ja

die Kartoffeln vergessen.«

»Kartoffeln?« fragte das Kind.

»Dauert nur einen Augenblick«, sagte die Frau. »Keine Angst. Bin gleich wieder da.«

Donna hielt den Kopf gesenkt. Während die Frau an ihr vorüberging, schien sie eingehend sämtliche Schildchen auf sämtlichen Konservendosen zu studieren. Doch kaum war die Frau verschwunden, stürzte Donna auf das Kind zu. Was soll ich tun? fragte sie sich verwirrt. Was soll ich tun? Nehme ich Sharon und laufe einfach mit ihr fort? Was ist, wenn sie sich wehrt? Was soll ich tun? Und mein Sohn? Wo ist er, wo ist Adam?

»Hallo«, sagte sie mit ruhiger Stimme.

Das Kind warf ihr einen prüfenden Blick zu – einen Blick, der direkt in Donnas Hirn zu dringen schien. Kannst du mich sehen? fragte Donna stumm. Kannst du sehen, wer ich bin? Erinnerst du dich an mich?

Das kleine Mädchen lächelte. »Hallo.«

Ich habe dich gefunden, dachte Donna fassungslos. Ich habe mein Töchterchen gefunden!

»Sharon?« fragte sie, gleichsam vortastend.

Das Gesicht des Kindes schien sich zu verdüstern. Die kleine Stirn war tief gekraust. Und aus dem Schmollmundchen klang es: »Ich bin nicht Sharon.« Donna spürte, wie ihr das Herz sank. »Ich bin Big Bird.«

»Was?«

»Ich bin Big Bird.«

Donna fühlte, daß sie unwillkürlich am ganzen Körper zu zittern begann.

»Oh, ich verstehe. Big Bird – Großer Vogel.«

»Bitte, darf ich Big Bird sein?« bat das kleine Mädchen, und ihre Stimme klang plötzlich weich.

»Natürlich darfst du das. Big Bird ist ein wunderhübscher Name.« Sacht strich sie über das Haar des Kindes. »Du hast schönes lockiges Haar, Big Bird.«

»Nein«, protestierte das Kind mit weinerlicher Stimme und schien den Tränen nah. »Nicht Haare. Federn!«

»Äh, Federn, natürlich. Es sind Federn.« In Donnas Schädel drehte es sich wie ein Kreisel. Sie wollte das Kind nicht in Angst versetzen; sie wollte keine Szene verursachen; die Leute hier, die Kassiererinnen und so weiter, vielleicht kannten sie diese Frau, die sich um das Kind kümmerte; womöglich kam sie oft mit Sharon hierher. Und wenn Donna jetzt nach ihrer Tochter griff und Sharon sich wehrte, so würden die anderen Donna vielleicht zurückhalten: diese Wahnsinnige zu bändigen versuchen, während die andere Frau mit dem Kind davonflüchtete. Nein, dazu durfte es auf gar keinen Fall kommen. Viel besser war es, die Frau außerhalb des Geschäfts zu stellen (inzwischen würde hoffentlich auch Mel zur Stelle sein), um von ihr eine Antwort zu fordern auf die Frage: Wo befand sich Adam? Dann würde sie beide Kinder wiederhaben.

Donna hörte die sich nähernden Schritte. Sofort zog sie sich zurück, widmete ihre ganze Aufmerksamkeit scheinbar wieder irgendwelchen Ananaskonserven. Doch aus dem Augenwinkel beobachtete sie die Frau, die zum übrigen Einkauften einen Fünfpfundbeutel Kartoffeln tat.

»Da wäre dein Vater wohl ganz schön böse, wenn wir

wieder die Kartoffeln vergessen hätten«, sagte die Frau und prüfte nach, was sich im Einkaufswagen befand. »Ich glaube, das ist alles.« Sie zog einen Zettel hervor und überflog, was dort notiert war. Eine Liste, dachte Donna fast ungläublich, eine Liste. »Okay, das ist's. Jetzt werden wir deinen Bruder abholen, und dann geht's nach Hause.

»Ich will Eiscreme.«

»Nach dem Essen.«

»Rosa Eiscreme.«

»Nach dem Essen.«

Donna folgte der Frau im Abstand von wenigen Metern. Die Frau mußte sich an der Kasse anstellen. Da Donna nichts gekauft hatte, ging sie sogleich zum Ausgang und wartete draußen. Von dort, wo sie stand, konnte sie zum Weingeschäft blicken. War Mel noch in dem Laden? War er inzwischen zum Auto zurückgekehrt? Oh, bitte, Mel, sei dort. Sie schaute wieder zu der Frau. Sie war die dritte in der Schlange, doch schien eine weitere Kasse besetzt zu werden; und so wagte Donna nicht, sich zu entfernen, um nach Mel zu suchen. Auf gar keinen Fall durfte sie ihr Kind wieder aus den Augen verlieren. Lieber Gott, dachte sie, ich habe sie gefunden. Ich habe mein kleines Mädchen tatsächlich wiedergefunden! Es ist vorbei. Der Alptraum ist vorbei.

Noch nicht ganz, dachte sie dann. Alpträume sind erst vorüber, wenn man aufgewacht ist. Und wach – voll wach – würde sie erst sein, wenn sie beide Kinder unter ihren schützenden Fittichen wußte und im Flugzeug saß, fort von Kalifornien.

Inzwischen war die andere Kasse besetzt, und die Frau schob ihren Karren sofort dorthin und legte die gekauften Waren auf das Laufband. Hastig drehte Donna den Kopf hin und her. Wo war Mel?

Ihr Blick glitt über das Labyrinth der geparkten Autos. Nach etlichen Sekunden entdeckte sie den weißen Buick, den sie in Los Angeles gemietet hatten. Nein, dort befand sich Mel nicht. Sie spähte wieder zum Weingeschäft. Nichts. Blickte durch die Scheibe zu der Frau. Die Kassiererin war noch immer mit dem Eintippen der Preise beschäftigt. Beeil dich, Mel. Du mußt mir helfen!

Und was sollte werden, falls Mel nicht rechtzeitig zurückkehrte? In jenem Weingeschäft gab es zweifellos alle möglichen seltenen und exotischen Weine, und vielleicht fiel es ihm schwer, sich von einer eingehenden Inspektion loszureißen. Daß so etwas wie ein Notstand eingetreten war, konnte er nicht einmal ahnen – soweit er wußte, war Victor mit den Kindern in aller Herrgottsfrühe zum Flughafen von Los Angeles gefahren!

Aber wer immer sich am frühen Morgen davongemacht haben mochte, um Victor handelte es sich nicht. Und Carol und Tommy, oder wie sie hießen, waren garantiert nicht ihre, Donnas, Kinder. Ihre Kinder befanden sich hier in Carmel. Eines sogar in diesem Lebensmittelgeschäft. Ganz in der Nähe. Und sie würde Sharon nicht mehr aus den Augen lassen. Mochte da kommen, was wollte. Mochte Mel zur Stelle sein, um ihr zu helfen, oder nicht. Wenn es sein mußte, würde sie es allein mit dieser Frau aufnehmen, würde nach der Polizei rufen. Auf gar keinen Fall durfte sie

es zulassen, daß diese fremde Frau ihr entwischte. Sie mußte ihr auf der Spur bleiben, gleichgültig wer sich ihr in den Weg zu stellen versuchte – womöglich das ganze Personal und sämtliche Kunden.

Die Hilfskraft bei der Kasse verstaute die gekauften Waren in vier Tragetaschen.

»Könnte mir jemand dabei behilflich sein, dies zu meinem Auto zu bringen?« fragte die Frau.

Bei aller Entschlossenheit spürte Donna, wie neuer Schrecken in ihr aufstieg. Daran hatte sie nicht gedacht. Daß von vornherein jemand dabei sein werde, wenn sie die Frau stellte. Wieder drehte sie den Kopf. Mel war nirgends zu sehen.

Die Frau ging an ihr vorbei. Fest hielt sie das kleine Mädchen bei der Hand. Als sie das Geschäft verließen, blickte das Kind plötzlich zu Donna und starrte wortlos zu ihr empor.

»Komm, trödel nicht«, sagte die Frau und zog das Kind weiter, während unmittelbar hinter den beiden die Hilfskraft den vollgepackten Einkaufswagen schob. Donna warf noch einen letzten, wie hilfesuchenden Blick in die Runde und folgte dann dem Lehrling – gleichsam als Nachzüglerin dieser sich eher bedächtig dahinbewegenden Miniprozession.

Die Frau ging langsam, Schritt für Schritt. Sie richtete sich nach dem Tempo des Kindes. Normalerweise wäre sie zweifellos wesentlich zügiger ausgeschritten, das schien viel eher ihrer Art zu entsprechen. Dennoch wirkte sie nicht ungeduldig. Vielmehr betrachtete sie das Kind mit

unverkennbarer Zärtlichkeit. Nein, um eine gewöhnliche Haushälterin oder dergleichen konnte es sich bei ihr kaum handeln. Dies war keine Frau, die einfach einen »Job« erledigte. Sie hatte das kleine Mädchen zweifellos gern. Und dafür, wenigstens dafür, war Donna dankbar.

Das Auto der Frau stand nicht sehr weit von der Stelle entfernt, wo Mel den weißen Buick geparkt hatte: eine Reihe und sechs Parkplätze weiter. Aus sicherer Entfernung beobachtete Donna, wie der Lehrling die vier prallen Tragetaschen im Kofferraum des beige-grünen Plymouth verstaute. Auf dem Nummernschild stand: NKF 673. Sie versuchte, sich die Nummer einzuprägen – NKF. NKF, wiederholte sie für sich: *Nur Keine Feigheit*, erfand sie behende, um ihrem Gedächtnis die nötigen Schlüsselwörter zu liefern.

Die Schlüssel. Hüterin der Schlüssel. Sie hatte doch die Autoschlüssel.

Die Frau drückte dem Jungen ein Trinkgeld in die Hand, und dieser hielt eifrig die Tür auf, während die Frau Sharon hinten in ihren Kindersitz setzte. Lieber Gott, dachte Donna, sie fahren fort, fahren davon! Und während der Lehrling für die Frau die vordere Tür aufhielt, schlich Donna sich ein Stück näher heran. Sie sah, wie die Frau sich hinters Lenkrad schob und der Lehrling die Tür zuwarf. Lieber Gott, sie fahren davon! Was stehe ich hier herum und lasse sie einfach fort?

Abermals warf Donna einen verzweifelten Blick in Richtung Weingeschäft. Wo war Mel? Nirgends zu sehen. Gottverdamm! Die Frau ließ den Motor an.

Nein! dachte Donna und griff plötzlich nach den Schlüsseln in ihrer Handtasche. Sie würde sie auf gar keinen Fall so einfach davonfahren lassen. Auf gar keinen Fall würde sie diese Spur verlieren. Durch die Reihen der geparkten Autos lief sie zurück, ohne den grün-beigefarbenen Wagen aus den Augen zu verlieren. Sie fand ihre Reihe, fand das Auto, warf einen letzten verzweifelten Blick in die Runde, auf der Suche nach Mel. Vergeblich. Dann schloß sie die Tür auf, sprang geradezu ins Auto.

Die andere Frau hatte augenscheinlich einige Mühe, ihr Auto aus der Parklücke herauszumanövrieren. Donna zitterte am ganzen Körper. Sie hatte das Gefühl, von Tausenden von Zecken angefallen worden zu sein. Und zu ein und derselben Zeit war ihr irgendwie übel zumute, aber gleichzeitig auch euphorisch. Was das Zittern betraf, sie konnte es einfach nicht unterdrücken.

Es war, als habe sich alles an diesem Nachmittag abgespielt und nicht schon vor fast vier Jahren. Der Abend jener Party. Ausgehbereit waren sie. Ein Wort ergab das andere. Ein Alptraum mündete in den nächsten. Und alles so dicht ineinander verwoben, daß kein einzelner Faden sich aus dem Gesamtmuster herauslösen ließ. Dein Gesicht, Donna, also das Make-up sieht so billig aus, als wolltest du dafür einen Sonderpreis gewinnen – echt Ausverkauf. Allmächtiger Himmel, ums Haar hättest du die Mülltonne umgefahren; ja, wo willst du denn hin, Donna? Die richtige Abbiegung hast du drei Häuserblöcke zuvor verpaßt; und jetzt hättest du beinahe das Haltesignal

überfahren; ja, Teufel noch mal, versuchst du, uns umzubringen; bist ja bei Rotlicht stramm weiter; steig aus, Donna; weiß ja nicht, was du vorhast; aber ich will auf jeden Fall zur Party und mich dort vergnügen; und was du da vorhast, von wegen Scheidung und so, Trennung auch von Adam; hab eigentlich nur ein Anliegen an dich; putz dir die Nase und halte den Mund; halte *ausnahmsweise* mal den Mund; halt den Mund; halt den Mund; während sie spürte, wie er in ihren Körper eindrang, tiefer und immer tiefer; und sie, völlig verwirrt, dachte: Ich bin eine tote Frau, ich bin eine Tote; ich werde nicht mehr gegen dich ankämpfen. Sie beobachtete den grün-beigefarbenen Plymouth, der sich aus seiner Parklücke herauslöste. Jetzt kurvte das Auto herum, fuhr langsam den freien Gang entlang, sehr vorsichtig, sehr behutsam.

Durch die Windschutzscheibe schien Victors Gesicht zu ihr hereinzugrinsen, ebenso höhnisch wie grotesk. Von Sekunde zu Sekunde entfernte sich das Kind weiter von ihr, von Donna. Das andere Auto befand sich fast schon an der Ausfahrt.

Ich bin nicht tot, vernahm Donna eine Stimme von tief innen. Unwillkürlich tasteten ihre Finger nach dem Verband an ihrer Seite. *Noch* bin ich nicht tot, und du – du bist lange genug in mir gewesen! Victors Abbild heuchelte so etwas wie Verblüffung. »Raus mit dir, Victor Cressy!« schrie sie auf einmal, während ihre Hand den Schlüssel ins Zündschloß stieß und dann den Rückwärtsgang einlegte. Schon war sie dabei, das Auto herauszumanövrieren. Sehr geschickt und erstaunlich rasch bugsierte sie den weißen

Buick aus der Parklücke heraus. Wenig später kam sie unmittelbar hinter dem beige-grünen Plymouth zum Stehen.

Währenddessen sah sie im Rückspiegel Mel, beide Arme vollgeladen mit irgendwelchen phantastischen Weinen – absolut erlesenen Weinen.

Auf seinem Gesicht zeigte sich ein ebenso verwirrter wie fragender Ausdruck. Ich werd's dir später erklären, dachte sie, während sie ihren Blick wieder auf das Auto vor sich richtete. Im Augenblick bleibt mir einfach keine Zeit, noch länger zu warten.

Kaum eine Sekunde später, auf der Spur des Wagens vor ihr, bog sie mit ihrem weißen Buick in die Carmel Valley Road ein, in westlicher Richtung, zurück zum U. S. Highway I.

Sobald die Frau den Highway erreicht hatte, fuhr sie in nördlicher Richtung. Donna folgte in kurzem Abstand. Mehrmals warf die Frau einen Blick in den Rückspiegel, und jedesmal senkte Donna den Kopf und hielt den Atem an. Merkte die Frau, daß ihr jemand folgte? Erinnerte sie sich an Donna, vom Supermarkt her? Hatte ihr womöglich Victor einmal ein Bild von ihr gezeigt? Damit sie im Fall des Falles sofort auf der Hut sein konnte?

Donna warf einen Blick in ihren eigenen Rückspiegel. Das Tempo, das sie fuhr, lag knapp über der zugelassenen Geschwindigkeit. Dennoch versuchte der chromfarbene Sportwagen hinter ihr, sie auf Teufel-komm-raus zu überholen. Sekundenlang gab es eine Art Katz-und-Maus-Spiel. Dann machte Donna eine wütende Geste. Zu ihrer Überraschung verlangsamte der Fahrer sofort das Tempo. Doch als sie gerade aufatmen wollte, sah sie, daß er zum zweiten Anlauf ansetzte: Nun erst recht, und wenn er sie praktisch über den Haufen fahren mußte. Auf der linken Spur jagte er an ihr vorbei und schob sich mit seinem kleinen kompakten Sportwagen vor ihren Buick: schob sich zwischen sie und ihr Kind. Scheißkerl, fluchte sie innerlich. Doch der eigentliche Ärger begann erst jetzt.

Denn nun drosselte der Herr Sportwagenfahrer das Tempo. Drosselte es ganz bewußt. Drosselte es so stark,

daß sie glaubte, sich auf der Kriechspur zu befinden.

Donna fluchte, erst leise, dann laut. Am liebsten hätte sie auf die Hupe gedrückt. Doch fürchtete sie, die Aufmerksamkeit der Frau im Plymouth auf sich zu lenken. Immerhin konnte sie das Auto noch sehen, und solange es sich in Sichtweite befand... Aber je länger der Sportwagen vor ihr dahinkroch, desto mehr vergrößerte sich der Abstand. »Scher dich da weg, du Schweinehund!« Donna schrie es geradezu.

Fast hätte man meinen können, der Fahrer des Sportwagens habe sie gehört. Urplötzlich erhöhte er die Geschwindigkeit, schoß an dem Plymouth vorbei und gab Donna, bevor er in einer Staubwolke verschwand, ihren »Gruß« zurück. »Mistkerl!« murmelte Donna und rückte wieder zu dem Wagen vor ihr auf.

Eine Weile später bog das Auto links ab, und Donna blieb ihm auf der Spur. Es ging die inzwischen vertraute Ocean Avenue entlang. Abermals nahm die Frau eine Abzweigung nach links. Wieder folgte Donna, hielt jetzt jedoch einen größeren Abstand ein, etwa die Länge eines halben Häuserblocks. Dann fuhr die Frau in die Einfahrt zu einem größeren, doch eher unauffälligen Gebäude.

Wohnten sie hier?

Die Frau hupte. Einmal. Gleich darauf, ziemlich ungeduldig, ein zweites Mal. Nein, hier wohnten sie nicht, soviel stand fest, und Donna erinnerte sich an das, was die Frau im Supermarkt zu dem Kind gesagt hatte: »Jetzt werden wir deinen Bruder abholen, und dann geht's nach Hause.«

Auf das Hupen regte sich nichts. Die Frau stieg aus und näherte sich der Vorderveranda des Hauses. Im selben Augenblick schwang die Eingangstür auf, und mehrere Kinder wirbelten hervor, sämtlich Buben, etwa gleichaltrig. Sie schienen übereinanderzupurzeln, lachend, sich balgend.

Entschlossen drang die Frau zum Zentrum des »Knäuels« vor und zerrte einen der Jungen heraus.

Angestrengt versuchte Donna, sein Gesicht deutlicher zu erkennen, doch sie war ganz einfach zu weit entfernt. Sie beobachtete, wie er sich von der Hand der Frau losriß, um noch ein paar »Abschiedspüffe« auszuteilen. Aber dann hatte ihn die Frau wieder eingefangen, und sie verstaute ihn auf dem Rücksitz neben seiner Schwester. Jetzt saß sie wieder hinter dem Lenkrad und winkte einer Frau zu, die wenige Sekunden zuvor auf der Veranda aufgetaucht war. Donna, viel zu weit entfernt, um irgend etwas zu verstehen, improvisierte für sich eine Art Kurzgespräch zwischen den beiden Frauen. »Auf Wiedersehen, Mrs. Smith, und schönen Dank, daß Adam nach der Schule hier spielen durfte.« »Ist mir ein Vergnügen, Mrs. Jones. Stehe jederzeit gern zur Verfügung.«

Nein, danke, Mrs. Smith, dachte Donna. Nein, danke, Mrs. Jones. Wird nicht mehr nötig sein. Zu *keiner* Zeit.

Die Frau lenkte das Auto auf die Straße zurück, und Donna folgte in sicherem Abstand. Jetzt befanden sich ihre beiden Kinder in dem Plymouth dort vorn. Nur eine relativ kurze Entfernung trennte Donna von ihnen. Vielleicht zehn oder zwanzig oder dreißig Meter. Und Wände aus Blech

und Glas. Wie lange würde es noch dauern, bis sie wieder ganz mit ihnen vereint war? Nun, höchstens bis zum Abend. Nur noch ein paar Stunden, dann war alles überstanden. Und alles, was sie gequält hatte und noch immer quälte, würde der Vergangenheit angehören, all die Angst, all die Sehnsucht.

Bei der 13. Avenue bog die Frau rechts ab und fuhr in Richtung Ozean. Gleich darauf gelangte sie zu einer Straße mit dem Namen San Antonio. Von dort hatte man einen Ausblick auf Carmel Bay. Es war atemberaubend. Kaum einen Steinwurf entfernt: der Strand im Schein der allmählich untergehenden Sonne. Die Frau fuhr noch ein kurzes Stück, um dann in die Einfahrt eines dieser Cottages mit »Meeresblick« einzubiegen.

Donna fuhr ein paar Häuser weiter. Dann hielt auch sie und stieg rasch aus, drückte leise die Autotür zu, nahm sich nicht die Zeit, sie abzuschließen. Jetzt strebte sie einer Stelle zu, wo sie die Frau und die Kinder beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Die Frau schloß ein schmiedeeisernes Tor auf, und schon drängten die Kinder hinein. »Ihr könnt hinten auf dem Hof spielen, bis das Dinner fertig ist«, rief die Frau hinter ihnen her, öffnete dann den Kofferraum und zog eine der braunen Tragtaschen hervor.

Dinner! dachte Donna. Erst jetzt wurde ihr so richtig bewußt, daß es bereits nach fünf Uhr sein mußte. Vermutlich würde Victor jeden Augenblick nach Hause kommen. Zur Zeit schien er jedenfalls noch nicht hier zu sein. Donna beobachtete zwei oder drei Autos, die an ihr

vorüberfuhren, und kurz dachte sie an Mel, der sich irgendwo in Carmel Valley wie ausgesetzt fühlen mußte; doch schon richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Frau, die jetzt die zweite Tragetasche aus dem Kofferraum hob.

Beeil dich! hätte sie ihr am liebsten zugerufen. Wir haben nicht so unendlich viel Zeit.

Aber die Frau hatte keine besondere Eile. Eine nach der anderen zog sie die braunen Tragetaschen aus dem Kofferraum und trug sie ins Haus: in das bräunlich gestrichene Holzhaus mit den hellen Fensterläden. Kaum war sie mit dem letzten Plastikbeutel verschwunden, bewegte Donna sich hastig in Richtung auf das Haus. Sie war fast beim Tor, als sich die Vordertür öffnete und die Frau abermals erschien. Atemlos stürzte Donna auf den nächsten Busch zu, verbarg sich dahinter. Irgendwie kam sie sich vor wie der Fernsehdetektiv Jim Rockford. Um Gottes willen, dachte, nein, betete sie: daß die mich jetzt bloß nicht sieht. Nein, nicht jetzt. Noch nicht.

Die Frau ging zu ihrem Auto, stieg ein, öffnete per Fernbedienung die Garagentür. Dann fuhr sie das Auto in die Garage. Sekunden später tauchte sie wieder auf und ging, durch das Tor, zum Haus zurück. Donna verharrte noch eine kleine Ewigkeit hinter ihrem Busch. Dann richtete sie sich auf. Doch sofort befiehl sie wieder Furcht. Irgendwie schien es, als sei sich die Frau – nunmehr im Haus – Donnas Anwesenheit sehr wohl bewußt. Geräuschvoll schloß sich jetzt die Garagentür, sozusagen genau abgepaßt. Wie hatte Mel sie, Donna, noch genannt? Nancy

Drew. Das war diese blutjunge Detektivin aus dem Fernsehen. Na, mit der durfte sie keinesfalls im selben Atemzug genannt werden, von Jim Rockford ganz zu schweigen. Sie gehörte vielmehr in die Kategorie des Stolperdetektivs Sherlock Hemlock aus »Sesamstraße«. Sonderbarerweise nahm ihr eben dieser Gedanke jegliche Furcht. Dort hinten auf dem Hof befand sich ihr kleiner Big Bird und wartete sozusagen auf sie. Es blieb einfach keine Zeit, noch länger Angst zu haben.

Langsam und voll Vorsicht näherte sie sich dem vorderen Tor. Hoffentlich tauchte Victor nicht gerade in diesem Augenblick auf. Was würde geschehen, wenn er im Auto plötzlich heranjagte, nur wenige Meter von ihr entfernt hielt? Sie hörte Schritte. Nein, dachte sie, um Gottes willen, nein. Victor – das durfte doch nicht wahr sein. Abrupt drehte sie den Kopf. Ein junger Mann ging vorbei, beachtete sie nicht weiter. Vielleicht befand sie sich in Wirklichkeit gar nicht hier. Vielleicht war all dies ein Traum, so wie jener mit dem Dschungel und der Schlange. Aber wenn es ein Traum ist, dachte sie, dann will ich ihn auch zu Ende träumen. Sie blickte wieder zur Pforte, trat näher. Das Tor war unverschlossen und ließ sich mühelos öffnen. Donna war jetzt im Vordergarten. Sie schloß hinter sich die Pforte und stand dann wie angewurzelt. Hinter dem Haus spielten Kinder, das verrieten Stimmen und Geräusche: ihre Kinder.

Fast eine Minute lang starre Donna auf die große, verglaste Vorderveranda, während sie angestrengt überlegte: Was tun? Wie vorgehen? Es gab wohl nur eine

Möglichkeit. Sie würde sich nach hinten zu ihren Kindern schleichen, ihnen sagen, wer sie war, und mit ihnen zu ihrem Auto eilen. Sie blickte durch die Scheiben der Vorderveranda. Wo mochte sich jetzt bloß die Frau aufhalten? Wenn sie das nur wüßte! Nun, alles sprach dafür, daß sie die eingekauften Lebensmittel auspackte und alles fürs Dinner vorbereitete. Folglich mußte sie sich in der Küche befinden, und die Küche lag höchstwahrscheinlich im rückwärtigen Teil des Hauses – mit Blick auf den Platz, wo die Kinder spielten? Vermutlich.

Verdammtd, dachte Donna, ist denn niemand da, der mir helfen könnte? Nein, lautete die Antwort, du mußt es allein schaffen. Wie eine fremde Stimme schien es in ihrem Kopf zu klingen. Aber es war keine fremde Stimme, es war ihre eigene. Und sie klang stärker und lauter von Mal zu Mal, seit Monaten schon. Los, Donna! sagte die Stimme. Donna machte zwei zögernde Schritte zur Seite des Hauses, und schon stolperte sie über einen großen, gelben Strandball, den sie übersehen hatte. Doch fing sie sich sofort, stieß den Ball beiseite und sah, wie er unmittelbar vor den Eingangsstufen zum Stillstand kam.

Ein relativ breiter, betonierter Weg führte direkt hinter das Haus. Langsam bewegte Donna sich voran, hielt Ausschau nach Fenstern an der Seite des Hauses. Vom Meer kam das Dröhnen der Brandung: fast wie ein anfeuerndes Gebrüll. Irgendwie geriet Donna in einen beschwingten, fast rauschhaften Zustand.

Das erste Fenster. Sie spähte hinein. Ein Wohnzimmer, recht konservativ ausgestattet, mit einigem

herumliegenden Spielzeug. Doch schien selbst dieses bißchen Unordnung dekorativ hineingestreut in den Gesamtrahmen: Ordnung! Donna bewegte sich weiter. Wieder Fenster. Sie spähte in ein Schlafzimmer, vermutlich das der Frau (der Haushälterin?). Und jetzt – die Küche. Donna spürte, wie sich ihr Magen verkrampte. Ja, dort befand sich die Frau, und ganz gewiß würde sie Donna sehen. Vorsichtig glitt Donna vorbei.

Die Frau stand am anderen Ende der Küche. Sie war noch mit dem Auspacken der Lebensmittel beschäftigt. Es handelte sich um einen ziemlich großen Raum, mit Fenstern nach zwei verschiedenen Seiten – auch mit Blick zum hinteren Teil des Grundstücks und zum Meer.

Allerdings: diesen Blick hatte man nur von der Ecke aus, und falls die Frau nicht aus irgendeinem Grund dort hinging, hatte Donna eine gute Chance, unauffällig zu ihren Kindern zu gelangen.

Sekundenlang blieb Donna reglos an der Hauswand stehen. Dann straffte sie unwillkürlich die Schultern. Los! dachte sie. Willst du etwa mit leeren Händen zurückkehren!? Vorsichtig bewegte sie sich bis zur Hausecke.

Und von dort konnte sie ihre Kinder sehen.

Sie spielten mit einem kleinen, bunten Ball. Warfen ihn hin und her. Genauer gesagt: Adam warf ihn, wieder und wieder, und Sharon versuchte, den Ball zu fangen.

»Nein!« rief der Junge seiner kleinen Schwester zu. »Nein, ich sag's dir doch dauernd – beide Hände hochhalten – doch nicht so!«

Donna starre. Ihr kleiner Sohn. Gar nicht mehr so klein. Recht groß für sein Alter. Und so schlank. Wunderhübsches Kerlchen. Ein richtiggehender kleiner Mann. *Ihr* Sohn, gar kein Zweifel. Adam, rief sie lautlos. Mein Baby.

»Kannst du denn nicht hören?« fragte der Junge ungeduldig.

»Glaub ja nicht, daß ich dir das immer und immer wieder sage.«

Er lief auf seine Schwester zu und packte ihre Hände. »So, verstehst du. Und *laß* sie auch so.« Er hob den Kopf und brach ab. Er hatte Donna erblickt. Starrte sie an. Bewegte sich nicht.

Das kleine Mädchen drehte sich langsam um, sah gleichfalls zu Donna.

Sie blickten einander an, Donna die Kinder, die Kinder Donna.

»Hallo«, sagte Sharon.

»Papi hat gesagt, wir sollen nicht mit Fremden sprechen«, tadelte Adam. Donna spürte die aufsteigenden Tränen. Heulen? Nein, das kam verdammt noch mal nicht in Frage. Adam spähte beklommen zur Hintertür des Hauses.

»Ich bin keine Fremde«, sagte Donna leise und eindringlich.

»Wie?« fragte er. »Ich versteh nicht, was du sagst.«

Donna sprach ein wenig lauter. »Weißt du nicht, wer ich bin?«

Er war doch alt genug. Ganz bestimmt erinnerte er sich an sie, wenigstens ein bißchen.

»Wer bist du denn?« fragte er und legte wie schützend

einen Arm um die Schultern seiner kleinen Schwester.

Donna schluckte hart. Dann kauerte sie nieder, bis sie sich mit den Kindern etwa in gleicher Augenhöhe befand. »Ich bin eure Mutter«, sagte sie. »Ich bin eure Mami.«

Sharons Augen weiteten sich, vor Neugier; Adams Augen hingegen weiteten sich vor Furcht. Unwillkürlich wich er ein Stück zurück. Sharon hingegen blieb, wo sie war.

»Du bist nicht unsere Mami!« sagte Adam abwehrend, trotzig. »Unsere Mami hat uns verlassen. Sie wollte uns nicht mehr haben!«

Donna starnte in seine verängstigten Augen. Wie konnte Victor ihnen so etwas sagen? dachte sie. Wie kann ein Mensch nur so gemein sein? Wie kann ein Mensch nur soviel Haß in sich haben?

»Das ist nicht wahr. Ich habe euch niemals verlassen. Ich habe euch immer haben wollen. Und ich habe euch gesucht, seit euer Vater mir euch fortgenommen hat.«

»Gelogen!« rief der kleine Junge. Sofort blickte Donna zu dem Fenster. Dort befand sich irgendwo die Frau. Doch sie schien noch beschäftigt. Und an die Schreierei der ihr Anvertrauten war sie inzwischen wohl längst gewöhnt.

»Du weißt, daß ich nicht lüge, Adam«, sagte Donna leise. »Du bist alt genug, um dich zu erinnern. Du kannst mich nicht vollkommen vergessen haben. Du weißt, daß ich deine Mami bin.«

»Du bist nicht meine Mami!« Jetzt begann er zu weinen.

»Oh, bitte, Liebling, ich möchte doch nicht, daß du weinst. Ich möchte dich in meinen Armen halten. Möchte dich küssen. Möchte dich mit mir nehmen. Nach daheim.

Nach Florida.«

»Ich lebe hier! Du bist nicht meine Mami!«

»Ich *bin* deine Mami. Und ich möchte dich mehr als irgendwas sonst auf der Welt.«

Adam starnte Donna stumm an, durch seine Tränen, die ihm jetzt die Wangen hinabrannen. Und plötzlich wurde Donna bewußt, daß Sharon nicht mehr reglos auf ihrer Stelle verharrete. Vielmehr bewegte sie sich langsam, doch mit großer Entschlossenheit auf Donna zu. Kam näher und näher, während ihre großen Augen sich in Donnas Augen einzubrennen schienen.

Ganz dicht trat sie zu Donna, die noch immer tief niederkauerte. Langsam hob sie ihre rechte Hand und strich Donna sacht über die Wange. »Mami?« fragte sie leise.

Donna schloß das kleine Mädchen mit wahrer Inbrunst in die Arme. »Oh, mein Baby!« rief sie. »Mein wunder-, wunderschönes Baby!« Sie bedeckte Sharons Gesicht mit Küssem. »Oh, Gott, ich liebe dich. Ich liebe dich so sehr.«

»Sie ist nicht unsere Mami!« kreischte Adam, und aus seiner Stimme klang jetzt geradezu Hysterie. »Unsere Mami wollte uns nicht haben! Sie hat uns nicht haben wollen!«

Plötzlich hörte Donna, von der Vorderseite des Hauses her, das Knallen einer Autotür. Allmächtiger Gott, Victor! Sie schlängelte einen Arm um Sharon – und eilte zu Adam, um ihm die Hand auf den Mund zu pressen, in genau dem Augenblick, wo dieser sich zum Schreien öffnete. Er wehrte sich, strampelte, biß ihr sogar in die Hand.

Donna hörte, wie die Vordertür des Hauses sich öffnete, zugeworfen wurde. Allmächtiger Himmel, Victor, wirklich Victor. Er war jetzt im Haus.

Für sie, Donna, gab es nur eine Hoffnung: während Victor sich durch das Haus nach hinten bewegte, mußte sie so rasch wie möglich nach vorne eilen.

Daß sie die Kraft dazu besaß, begriff sie selber nicht. Aber sie rannte, mit dem Jungen im einen Arm, mit dem Mädchen im anderen, zur Straße.

»Papi!« schrie Adam. »Mrs. Wilson!«

Mrs. Wilson hörte den Schrei, und sie hörte auch, daß es eine Art Hilferuf war. Als sie durchs Fenster blickte, sah sie Donna, unter jedem Arm ein Kind – in ebendem Augenblick, als Victor in die Küche trat. Victor wandte sich dem Fenster zu, und alles schien für einen Augenblick zu erstarren. Im Bruchteil einer Sekunde bohrten sich Victors Augen in Donnas Augen, blaue Augenlichter auf seiner Seite, doch bösartig jetzt, zu schierem Haß entbrannt.

Donna jagte den Weg entlang. Drinnen im Haus, praktisch parallel zu ihr, lief Victor – das spürte, das wußte sie. Adam wehrte sich wild strampelnd, während Sharon, im anderen Arm, ganz ruhig blieb.

Ein kurzes Stück vor sich sah sie das Gartentor. Gleichzeitig hörte sie Victors Schritte. Die Eingangstür flog auf, und schon streckte er die Arme nach ihr aus. Sie fühlte seine Hände an ihren Schultern, spürte, wie sich seine Finger in ihrer Bluse festzukrallen versuchten. Doch er bekam sie nicht zu packen. Denn plötzlich wurde er von ihr wegkatapultiert.

Er war auf den gelben Strandball getreten, der unter seinem Gewicht davonschoß. Victor selbst fiel längelang auf den Rasen. Während Donna das Tor erreichte und aufstieß, raffte er sich, noch leicht benommen, wieder hoch.

Sie befand sich auf dem Gehsteig. Adam kreischte wie verrückt. Waren irgendwelche Passanten da, die das hörten, die die ganze Szene beobachteten? Donna wußte es nicht. Sie hatte nur einen Gedanken: ins Auto und fort – fort! Hinter sich hörte sie ein Geräusch, das Knallen des Tores. Victor war ihr unmittelbar auf den Fersen.

Das Auto schien unendlich weit entfernt. Donna spürte die Erschöpfung, die aufsteigende Atemlosigkeit. Dennoch: Sie würde es schaffen; nichts und niemand sollte sie aufhalten.

Sie gelangte zum Auto, öffnete die Tür, setzte, nein, schleuderte ihre Kinder hinein, erst Sharon, dann Adam. Gleich darauf saß sie hinter dem Lenkrad, riß die Tür zu – im selben Augenblick, wo Victor von außen die Hand nach dem Griff streckte. Wieder trafen sich ihre Blicke. Sie bohrten sich ineinander, rissen sich dann los. Donna hatte genug von seinem Haß gesehen. Sie ließ den Motor an, während Victors Fäuste gegen die Windschutzscheibe trommelten, während Adams kleine Fäuste gegen ihren Kopf, gegen ihr Gesicht schlugen.

»Adam, bitte, Liebling...«

»Du bist nicht meine Mami! Du bist nicht meine Mami!«

Victor stand jetzt direkt vor dem Auto. Wenn sie losfahren wollte, dann mußte sie ihn überfahren.

Lautlos bewegten sich ihre Lippen. Provozier mich nicht,

sagten sie, ohne daß es jemand hören konnte. Donna sah fast unmittelbar vor sich sein Gesicht. Und sie kannte den Ausdruck, diesen Gesichtsausdruck nur zu gut: Keinen Schritt würde er weichen, würde tatsächlich hier vor seinen Kindern sterben, statt sich auch nur ein Stück von der Stelle zu rühren. Unauffällig und doch blitzschnell warf sie einen Blick in den Rückspiegel. Dort war die Straße frei. Wieder sah sie zu Victor, wehrte Adams Hände von sich ab und legte den Rückwärtsgang ein und stieß in höchster Geschwindigkeit zurück, in Richtung 13. Avenue.

Für einen winzigen Augenblick fühlte sie sich erleichtert. Doch gewonnen hatte sie noch längst nicht. Während sie bremste und den Wagen so wendete, war er in sein Auto gesprungen – einen braunen quasi halbsportlichen Wagen. Nein, ihr Vorsprung war wirklich nicht groß. Durch eine ganze Reihe von Straßen mußte sie sich schlängeln. Endlich erreichte sie die Ocean Avenue. Und dieser vertraute Name gab ihr das Quentchen Zuversicht, das sie dringend brauchte. Scharf bog sie nach rechts ab und strebte in östlicher Richtung dem Highway entgegen. Aber was dann? fragte sie sich verzweifelt.

Denn rasch schloß Victor zu ihr auf. (Zwischen ihnen war eine Zeitlang ein blaues Auto gefahren, das inzwischen jedoch längst abgebogen war.) Sie trat voll aufs Gaspedal. Victor reagierte entsprechend. Und während sie ihm zu entkommen versuchte, mußte sie sich immer wieder Adams erwehren, dessen Angst-und Wutgeschrei eine verblüffende Ähnlichkeit mit Punk-Rock-Konzerten hatte.

Sie versuchte, die Geschwindigkeit noch zu erhöhen.

Bog unversehens an einer Ecke ab. Hinter sich hörte sie das Quietschen schleifender Autoreifen. Victor blieb ihr unmittelbar auf der Spur. Mit einem flüchtigen Blick erhaschte sie die entsetzten Gesichter von Passanten, die sich vor den heranjagenden Autos in Sicherheit zu bringen versuchten.

Adams Geschrei drohte ihr das Trommelfell zu sprengen. Gab's in dieser Stadt denn keine Polizisten? fragte Donna sich verzweifelt. Ist denn niemand da, der diesem Wahnsinn Einhalt gebietet? Guter Gott, sollte das bis in alle Ewigkeit so weitergehen? Während sie wie um ihr Leben fuhr, trommelten die Fäustchen ihres Sohnes auf ihr herum; Sharon dagegen schien von der vorübergleitenden Landschaft verzaubert. Fast hatte sie das Gefühl, wie in einem endlosen Labyrinth herumzukutschieren, in einem gemieteten weißen Buick. Nun ja, soweit es das Höllendasein betraf, war dies wohl noch eine Steigerung gegenüber dem endlosen Geschirrspülen!

Sonderbarer, fast absurder Gedanke. Doch irgendwie wirkte er beschwichtigend. Wird schon alles gutgehen, ging es Donna durch den Kopf.

Und zum erstenmal seit vielen Jahren fühlte Donna Cressy sich in völligem Einklang mit sich selbst.

»Alles geht gut, Kinder«, sagte sie laut. »Alles geht für uns alle gut. Alles.«

Plötzlich krachte es, und nur mit großer Mühe hielt Donna das Auto auf Kurs. »Verdammst noch mal«, fluchte sie, während sie im Rückspiegel sah, daß Victor abermals näher rückte. »Bist du wahnsinnig geworden!?« schrie sie.

»Die Kinder sind doch hier drin!«

Doch wieder ließ Victor sein Auto gegen den Buick knallen. Bei dem Aufprall kippten Sharon und Adam nach vorn, und Donna hatte alle Mühe, sie mit einem ausgestreckten Arm vor Schaden zu bewahren. Ein weiterer Stoß dieser Art, und sie würde die Kinder wohl kaum noch schützen können. Beide begannen zu weinen, Adam wie Sharon. Und zum erstenmal ließ Adam davon ab, sich gegen seine Mutter zu wehren, und blickte zum Auto seines Vaters.

Donnas Stimme klang ebenso laut wie verzweifelt.

»Schnallt euch doch endlich an, Kinder!« schrie sie.

Sharon schluchzte. »Ich habe Angst.«

»Ich weiß, Liebes. Aber bitte, weißt du, wie du dich anschnallen mußt?«

»Nein, weiß ich nicht«, schluchzte die Kleine.

Donna blickte zu ihrem Töchterchen. Unwillkürlich maß sie die Entfernung ab. Nein, sie hatte nicht die geringste Möglichkeit, sich über Adam hinwegzulehnen, um Sharon zu sichern, und gleichzeitig das Auto zu lenken.

Ihre einzige Hoffnung war ihr Sohn. Sie sah sein wie erstarres Gesicht. Er kniete auf dem Sitz, blickte durch das Rückfenster verzweifelt zum Auto – und zum Gesicht – seines Vaters.

»Adam«, sagte sie mit all dem sanften Drängen, das sie in ihre Stimme zu legen vermochte. »Bitte, Schatz, kannst du uns helfen? Schnall dein Schwesternchen an – und dich selbst auch, bitte.«

Deutlich sah sie, wie Adams Augen sich vor Furcht

weiteten. Victor stand im Begriff, abermals ihr Auto zu rammen. Donna trat fest aufs Gaspedal, konnte den Abstand zumindest vorübergehend vergrößern – und blickte dann zu ihrem kleinen Sohn.

»Nein, Papi, nein!« schrie er. »Hör auf! Hör auf!«

»Adam, bitte!« überschrie Donna ihn. »Setz dich. Hilf uns. Bitte, hilf uns.«

Abrupt drehte sich der Junge auf seinem Sitz herum, schnallte sodann seine kleine Schwester fest, anschließend sich selbst. Donna schluckte hart. Deutlich spürte sie, wie ihr der Schweiß ausbrach. Wieder ging es um eine Ecke. Wo, um alles auf der Welt, befand sie sich nur? Sie hatte jegliche Orientierung verloren. Weiter, weiter – einfach die Straße entlang. Die Kinder wimmerten vor Angst, die Hände, wie Donna bei einem kurzen Seitenblick bemerkte, eng ineinander verschlungen.

Mehrmals noch bog Donna in irgendwelche Straßen ein. Und plötzlich fand sie sich auf dem Highway wieder, auf einem Abschnitt, der ihr allerdings ganz und gar nicht vertraut vorkam. Guter Gott, gab's denn hier nicht einen einzigen Polizisten? Der Gerichtsbescheid steckte in ihrer Handtasche. Wäre da doch nur irgend jemand, der uns anhalten würde – uns stoppen, bevor Victor uns alle umbringt.

Wieder hörte und spürte sie einen Aufprall, diesmal nicht von hinten, sondern von der Seite. Er hatte aufgeholt, befand sich mit seinem Wagen neben ihr.

Adams Stimme klang immer hysterischer. »Hör auf, Papi«, kreischte er. »Bitte, Papi, hör auf!«

Donnas Hände hielten das Lenkrad umklammert, als seien sie daran festgeschweißt. Was war nur mit Victor? Wie konnte er seine Kinder bloß so gefährden? Ihr Leben aus Spiel setzen!?

Durch das Seitenfenster blickte sie zu Victors Auto, sah sein Gesicht – und begriff, daß es in diesem Augenblick für ihn nur eines gab: seinen Haß gegen sie.

»Papi, hör auf!« schrie Adam, als Victor mit seinem Auto abermals gegen den weißen Buick krachte.

Für Sekunden – oder doch Sekundenbruchteile – verlor Donna die Kontrolle über das Lenkrad, und das Auto schien meterweit zur Seite zu schleudern. Beide Kinder kreischten vor Angst. »Stop! Anhalten!« schrie Adam, und er schluchzte jetzt genauso wie seine kleine Schwester. »Aufhören, bitte! Mami, Mami! Bitte, aufhören!«

Abrupt drehte Donna den Kopf, und sie blickte in die tränenüberströmten Gesichter ihrer Kinder.

»Oh, mein Gott, meine Kleinen!« rief sie. »Was tue ich euch nur an?«

So rasch es irgend ging, verlangsamte sie die Fahrt, lenkte das Auto an den Rand des Highways – und hielt dann, während sie beide Kinder fest in ihre Arme schloß.

Wenige Sekunden später bremste auch Victor, in unmittelbarer Nähe. Und schon stürzte er aus seinem Auto und rannte zu dem weißen Buick, in dem die drei saßen, eng umschlungen und gemeinsam heulend.

Donnas Gesicht war verschwollen und zerkratzt – blutig gekratzt von den Fingernägeln ihres Sohnes, fast grün und blau getrommelt von seinen wütenden Fäusten. Ähnlich sahen ihre Beine aus, gegen die er mit aller Kraft getreten hatte. Und welcher Körperteil tat ihr eigentlich nicht weh? Ihre Arme schmerzten. Ihre Finger ließen sich kaum noch bewegen. Ihr Magen schien ein Knoten zu sein, und ihre Kehle war heiser vom vielen Schreien.

»Bist du okay?« fragte er sie.

Donna blickte zu Mel. »Besser denn je«, lächelte sie.

Mel erhob sich. Er hatte an der Wand gesessen. Jetzt näherte er sich der Stelle, wo Donna saß, inmitten des großen Raums. »Also, ich muß schon sagen, meine liebe Lady«, begann er, »für jemanden, der seit Jahren kein Auto gefahren hat, schlägst du dich nicht schlecht. Könntest vielleicht sogar beim Rennen von Indianapolis mitmachen – vorausgesetzt allerdings, daß man dir nicht den Führerschein wegnimmt.«

»Du meinst, das werden die tun?«

»Nun ja, sie müssen ihn wohl erst finden, fürchte ich.«

Donna strich sich durchs Haar. »Was für ein Durcheinander! Kann's gar nicht glauben! Aber wo ich so lange nicht gefahren war – guter Gott, wieso hätte ich da meinen Führerschein erneuern sollen?«

»Genau.«

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, blickte zu Mel.

»Glaubst du, daß ich mit einer Anzeige rechnen muß?«

Mel schüttelte den Kopf. »Weshalb? Wegen Fahrens ohne Führerschein? Dazu noch in einem gestohlenen Auto? Und das mit gut hundertzwanzig Sachen bei einer zugelassenen Höchstgeschwindigkeit von vierzig? Wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses? Wegen rücksichtsloser Fahrweise? Mit solchen Lappalien geben die sich nicht ab.« Er kauerte neben ihr nieder und lächelte.

»Na, besten Dank.«

»Von Kidnapping ganz zu schweigen...«

»Ich habe ihnen das Gerichtsurteil gezeigt, wonach die Kinder mir...«

»Ich glaube, die interessierten sich mehr für die Papiere, die du *nicht* hattest.«

»Was tut's, daß auf dem Papier für den Leihwagen nicht mein Name stand!«

»Na, das mußt du denen erst mal klarmachen, Schatz.«

»Oh, Mel.«

»Ich liebe dich.«

Zum erstenmal, seit Mel von zwei riesigen Polizisten in den großen »Amtsraum« geführt worden war, umarmten sie sich. »Ich hatte ja solche Angst, daß du nicht dort sein würdest«, sagte sie und lehnte sich gegen ihn. »Ich dachte nämlich, diesen einen Telefonanruf erlauben sie dir – und Mel wird nicht dort sein.«

»Wo sonst hätte ich wohl sein sollen?«

»Ich hatte den Zimmerschlüssel.«

»In so einem Motel hat man Zweitschlüssel.«

»Warst du überrascht, als ich so plötzlich im Auto lossauste?«

»Überrascht ist eine *absolut* gelungene Untertreibung.«

Sie lächelte. »Hast du den Beamten alles erklärt?«

»Ich hab's versucht.«

»Ich auch. Meinst du, sie haben verstanden?«

»Die haben's versucht.«

Sie musterte ihn eindringlich. »Hast du die Kinder gesehen?«

»Ja, aber nur kurz. Schien soweit alles in Ordnung zu sein. Nur müde sahen sie aus. Bei ihnen ist die Haushälterin, eine gewisse Mrs. Wilson.«

»Und Victor?«

»Den habe ich nicht gesehen.«

Unruhig schritt Donna auf und ab. »Wenn die bloß endlich zurückkommen wollten. Und uns sagen, was los ist.« Sie hielt inne, dachte zurück: Kaum zwei Stunden war es her. »Weißt du, wie aus dem Nichts tauchten die auf. Eben noch schien es nur Victor und mich zu geben. Doch im nächsten Augenblick stürzte sich sozusagen die gesamte Polizeistreitmacht von Carmel auf uns.« Sie machte kehrt, näherte sich wieder Mel. »Und jetzt sind sie wie von der Bildfläche verschwunden. Wie spät ist es?«

»Fast acht.«

»Seit einer Stunde hocke ich hier. Die Kinder sollten um diese Zeit im Bett sein.«

Mel strich ihr durchs Haar. »Du hast es geschafft!« sagte er stolz. Donna lächelte.

Die Tür schwang auf, und plötzlich schien der Raum voller Polizisten zu sein. Dabei waren es insgesamt nur vier, zwei in Uniform, zwei in Zivil.

»Tut mir leid, daß es so lange gedauert hat«, erklärte der Mann, der hier offenbar das Sagen hatte, während er hinter seinem Schreibtisch Platz nahm. »Es war eine ungünstige Zeit, um das Notwendige nachzuprüfen – zumal wegen des Zeitunterschieds zwischen unserer Zone und Florida. Um diese Zeit arbeitet kaum noch jemand...« Er unterbrach sich. »Ist alles in Ordnung«, sagte er schließlich. »Sie können Ihre Kinder haben. Können sie mit nach Hause nehmen.«

Donna brach in Tränen aus. Sofort spürte sie Mels Arm um sich – eine Art stummer Glückwunsch. »Mit irgendwelchen Strafanzeigen brauche ich also nicht zu rechnen?« fragte sie und wischte sich die Augen.

»Glauben Sie, ich hätte Lust, mich von sämtlichen Zeitungen im Land als Ungeheuer abstempeln zu lassen?« fragte er zurück. Und fuhr mit entwaffnender Offenheit fort: »Wenn ich irgendwas gegen Sie zu unternehmen versuchte, so würden die Gerichte am Ende wohl *mich* verdonnern. Ganz abgesehen davon, daß mich mein trautes Weib höchstwahrscheinlich im Schlaf ermorden würde. Gehen Sie, nehmen Sie Ihre Kinder und ziehen Sie ab. Einem geschenkten Gaul schaut man – nirgendwohin.«

Donna und Mel gingen zum Ausgang. Plötzlich blieb Donna stehen. »Was ist mit Victor?« fragte sie zögernd.

»Der? Den können wir vor den Kadi bringen«, erwiderte der Mann.

»Kann ich ihn sehen?« fragte Donna, über ihre eigene Frage überrascht.

»Wenn Sie wollen.«

Donna nickte. Einer der uniformierten Beamten führte sie durch die Tür und hinaus in den Korridor. Mel bedeutete ihr mit einer kurzen Handbewegung, er werde auf sie warten. Nach wenigen Metern stand der Polizist vor einer weiteren Tür, die zu einem wesentlich kleineren Raum führte.

Victor befand sich am anderen Ende. An einem Fenster stehend, starrte er hinaus auf die Straße. Als er hörte, daß die Tür aufging, drehte er sich sofort herum. Deutlich konnte Donna sehen, daß er geweint hatte.

»Bist du gekommen, um deinen Triumph auszukosten?« fragte er.

Unwillkürlich senkte Donna den Kopf. Weshalb war sie gekommen? Was hatte sie sich von einem Wiedersehen mit ihm erhofft? Was eigentlich *wollte* sie von ihm? Sein Versprechen, sie in Zukunft in Frieden zu lassen? Endlich Ruhe zu geben? Ruhe für sie, Ruhe für die Kinder. Es war unsinnig, ihn darum zu bitten. Diese Wiederbegegnung hätte sie sich ersparen können. Sie wandte sich zum Gehen.

»Donna...«

Sie blickte zurück, sah ihn an. Seine Stimme klang unendlich traurig.

»Würdest du den Kindern bitte sagen – würdest du ihnen bitte sagen, wie leid es mir tut, daß ich ihnen soviel Angst eingejagt habe.« Sie nickte. »Ich liebe meine Kinder wirklich, weißt du.« Donna erinnerte sich an eine Zeit, die

inzwischen weit zurücklag, an eine Zeit, wo er das gleiche gesagt hatte. Als sie sprach, klang ihre Stimme ruhig, sehr beherrscht. »Ich meine, du wirst entscheiden müssen, was für dich mehr ins Gewicht fällt – deine Liebe zu deinen Kindern oder dein Haß gegen mich.« Sie schwieg einen Augenblick. »Ich nehme sie jetzt mit nach Hause.«

Victor senkte den Kopf; Donna blickte wieder zur Tür und verließ das Zimmer.

Als Donna und Mel eintraten, saßen beide Kinder an Mrs. Wilson geschmiegt, schlaftrig, todmüde. Doch richtete Adam sich sofort auf, suchte Zuflucht im Arm der Haushälterin.

»Wenn Sie wollen«, sagte die Frau ruhig, »so kann ich die Sachen der beiden packen und den Koffer noch heute zu Ihrem Motel bringen.«

»Danke«, erwiderte Donna. »Das wäre sehr nett. Wir möchten nämlich morgen in aller Frühe aufbrechen.«

Beide sprachen eigentlich leise. Fast als fürchteten sie, die Ruhe zu stören – den plötzlichen Frieden.

Donna trat näher und hob ihre Tochter hoch. Sharon, eben noch im Halbschlaf, wurde für einen Augenblick wach. Ein Lächeln huschte über ihr kleines Gesicht, ein Lächeln des Wiedererkennens. Sie hob die Hand und strich ihrer Mutter über die Wange. Dann ließ sie ihr Köpfchen auf Donnas Schulter sinken, die Augen fielen ihr zu – sie war auf der Stelle eingeschlafen.

Donna blickte zu ihrem kleinen Sohn. »Adam?« Er

schien vor ihr noch weiter zurückzuweichen. Donna trat zu Mel und reichte ihm Sharon. Von ihrer Schulter wechselte das Mädchen über zu seiner Schulter. Dann kehrte Donna zu Adam zurück und kniete vor ihm nieder.

»Es war einmal«, begann sie, ohne genau zu wissen, was sie eigentlich sagen wollte, »es war einmal ein kleiner Junge namens Roger und ein kleines Mädchen namens Bethanny, und sie gingen zum Zoo, um sich die Giraffen anzuschauen. Und sie nahmen ein paar Erdnüsse mit. Aber auf einem Schild stand...« Sie brach ab, spürte das Würgen in ihrem Hals.

Mit weitaufgerissenen Augen und wie atemlos starrte Adam sie an.

»Auf dem Schild stand: ›Tiere füttern verboten‹, murmelte er und verstummte dann.

»Oh, Adam, ich liebe dich so sehr. Bitte komm mit mir heim!«

Plötzlich war er in ihren Armen, seine Hände schlängten sich um ihren Hals, während hemmungsloses Schluchzen seinen Körper erschütterte.

»Oh, mein Liebling. Mein allerliebster kleiner Junge. Wie ich dich liebe!«

Langsam erhob sie sich. Nicht nur mit den Armen klammerte Adam sich an sie. Auch seine Beine umschlangen ihren Körper. So dicht wie nur möglich drückte er sich an sie. Sein Murmeln drang an ihr Ohr. Unverständlich zunächst, nichts als Geräusch, doch dann immer deutlicher. Ein Wort. Wieder und wieder. Mami.

Donna und Mel, jeder von ihnen ein Kind in den Armen,

gingen zum Ausgang. Donna blickte zu Mel, lächelte ihm zu, durch Tränen. »Laß uns heimkehren«, sagte sie.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Kiss Mommy Goodbye«
bei Doubleday, New York

5. Auflage

Neuausgabe 8/98

Copyright © der Originalausgabe 1981 by Joy Fielding, Inc. Copyright © der
deutschsprachigen Ausgabe 1996 by Wilhelm Goldmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH Deutsche Übersetzung aus
dem Amerikanischen von Günter Panske © 1981 Kindler Verlag, München

KS. Herstellung: sc

eISBN 978-3-641-05413-7

www.goldmann-verlag.de

www.randomhouse.de